Per. 7 hm in 4° Eiche

(2,1

Hg. I. Pa. 7 hm in 4°

# Die deutsche Eiche.

## Erste Zeitschrift

zur

Förderung deutschen Sinnes, deutscher Gesittung und deutscher Reinsprache

durch Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehrern Sprach- und Vaterlandsfreunden

herausgegeben von

Wᵐ J. D. C. Brugger.

Zweiter Jahrgang.
Erstes Heft.

Heidelberg.
Bei Bangel und Schmitt (Hoffmeister's Univ.-Buchhandlung).
1851.

136 = BK 1

# Deutscher Spruch auf den deutschen Stein.

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt;
Wer an dem Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
Mit Treu' und Muth betraut;
Wer auf den Stein nicht baut,
Der muß kein Deutscher sein.

Das ist der deutsche Stein,
In Noth und Tod erprobt;
Und wer den Stein nicht lobt,
Der kann kein Deutscher sein.

F. Rückert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. Reichard.

# Inhalt

des

## erſten Jahrgangs der deutſchen Eiche vom Jahr 1850.

### Geſchichte und Erzählungen.

Des Jünglings Schwur. — Der Zauberring. — Die fruchtbringende Geſellſchaft. — Zigeunerſpruch. — Zauberei bei den alten Deutſchen. — Belehnung. — Aus Raphaels Künſtlerleben. — Joſeph II. und Pius VI. — Der graue Bund. — Der Blumen- oder Pegnitzbund. — Der Dichter Camoens und ſein Diener. — Aus Kaiſer Karls des Großen Leben. — Der Verräther. — Kaiſer Friedrich I. — Der dankbare Sohn. — Des Verhängniſſes Macht. — Die Folter. — Liebe und Edelmuth. — Wahrſagung. — Das Standrecht. — Deutſchland nach dem Befreiungskriege. — Abenteuer. — Die gute Tochter. — Das ſchuldloſe Sühnopfer. — Kaiſer Friedrich I. und Papſt Hadrian. — Fluch und Sühne. — Kaiſer Maximilians I. Zweikampf zu Worms. — Kommt Zeit kommt Rath. — Borgen macht Sorgen. — Der Falke. — Martin Blümchen. — Des Köhler's Tochter. — Der Greis und der Jüngling. — Mutterliebe.

### Größere Aufſätze.

Deutſchland's Stolz. — Die deutſchen Leſegeſellſchaften. — Volksbildung. — Volkslieder und Volksgeſang. — An Deutſchland's Lehrerſtand. — Altdeutſche Baukunſt und Bauvereine. — Pariſer Zeitbild. — Verſchiedene Behandlung der Frauen. — Wiener Zeitbild. — Die Faſtnacht. — An die Jünglinge auf Deutſchland's Hochſchulen. — Ausdauer hat Erfolg. — An die Brüder in Hamburg. — Ueber Ludwig Napoleons Zukunft. — Der Deutſche und der Witz. — Ueber Kleidertracht. — Ludwig Napoleons Hofhaltung. — An die deutſchen Brüder in Wien. — Begriffsverwirrung. — Urtheil eines Franzoſen über die Deutſchen. — Seelenaufſchwung. — Zeitgemäßer Vorſchlag. — Ueber das Fauſtrecht. — Blick in die Zukunft. — Zeitbild aus Haiti. — Neuer Erwerbszweig. — Was heißt Frau? — Elyſée national. — Todesanzeige. — Die Deutſchen in Paris. — An die deutſchen Brüder in Berlin. — Das Fortſchreiten der Menſchheit. — Der Wiſſende und Unwiſſende. — Ueber Beethoven und ſeine Werke. — Noth in Indien unter engliſcher Herrſchaft. — Ueber Kunſt. — Für Lehrer und Erzieher. — Ueber Geſichtsbildungen. — Eindruck des Weltmeers. — Ueber Würdemann. — Der Bürgerſtand. — Landplage. — Doppelſünde. — Leben und Ausſtattung einer Braut. — Schlag und Schläge. — An das deutſche Volk. — Ehre. — Der Mann im Monde. — Reiſebriefe aus der Schweiz. — An die

deutschen Brüder in Breslau. — Wer ist Jurist? — Die Alterthümerhalle des Heidelberger Schlosses. — Ueber heilige und geheimnißvolle Zahlen. — Sternkunde. — Zeitungen. — Verneinung und Bejahung. — Die Sage. — An die Frauen. — Thorheit bei Namengebungen. — Deutsche Gründlichkeit. — Die Isaakskirche in Petersburg. — An die deutschen Brüder in Frankfurt. — Flickvereine für Männer. — Cessionar. — Zur Nacheiferung. — Der Deutschen Verdienst. — Wie viel Uhr ist es? — Liebhabereien. — Ueber die Benennung der 12 Monate. — Ueber Putz. — Ueber Sinnsprüche. — Spinnefäden. — Das Ende der Welt. — Vorhersagungen. — An Deutschland's Frauen.

## Sprachliches.

Was Kaiser Karl der Große für die deutsche Sprache that. — Gedanken über deutsche Sprache. — Traurige Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auf unsere Sprache. — Woran liegt es? — Frau und Madame. — Wortableitungen. — Fremdwörter in Zeitungen. — Sprache der Kaufleute. — Stil und Stiel. — Frauenzimmer. — Der Verein für deutsche Reinsprache. — Kaufmännische Fremdwörter. — Ueber das Wort „Gott". — Fremdwörter in der Erfurter Versammlung. — Aussprüche deutscher Schriftsteller über Fremdwörter. — Zschokke. — Stand des Vereins für deutsche Reinsprache. — Ueber die Schreibart der Beamten. — Ueber das Wort „Welt". — Oesterreichische und bairische Mundart. — Scherz- und ernsthafte Bemerkungen über deutsche Sprachkunde. — Das Urbild der deutschen Reinsprache. — Ueber das Wort „Himmel". — Widerlegung der Gründe Jakob Grimm's für Beibehaltung der fremden Kunstausdrücke in der Sprachlehre. — Wortgeschlecht. — Sprachliche Zeit- und Lebensfragen. — Frankfurter Zweigverein. — Menge der Fremdwörter. — Oesterreichische Verordnung in Bezug auf die Fremdwörter. — Saison. — Verwandtschaftbenennungen. — Telegraphische Depesche. — Die Sprache und ihre Lehrer. — Quartal und Semester. — Xylographie. — Datum.

## Ueber große Männer und Schriftsteller.

Aus Johann Paul Friedrich Richter's Leben. — Schiller's Mutter. — Christian Fürchtegott Gellert. — August Wilhelm Schlegel. — Dichterschicksal. — Georg Neumark. — Aus Gleim's Leben. — Oertel in Ansbach. — Der Göthe-Schiller'sche Schatz. — Aus Johann Keppler's Leben. — Johann Sebastian Bach. — Ueber Lessing. — Lichtenberg und Lavater. — Aus Klopstock's Leben. — Georg Heinrich Henrici. — Elisabeth Kulmann. — Göthe's Schreiben an Paulus. — Karl Immermann.

## Sitten und Gebräuche.

Einige Gebräuche nach der deutschen Kaiserwahl. — Pflanzenopfer und Bekränzungen bei den Deutschen. — Alte Sitte der Stockschläge. — Ueber das Minnetrinken. — Ueber Nothfeuer. — Volksgebräuche beim Wechsel der Jahrzeiten. — Schweigethaler.

## Kleinere Aufsätze.

Münzen mit deutscher Schrift. — Reineke Fuchs. — Aus Rothe's Ethik. — Famos. — Deutsche Gerichtsprache. — Weltlauf. — Launige Vorlesung. — Rüge. — Schriftthümlicher Verein in Stuttgart. — Stimme aus dem Schloßwald. — Erste Hochwißanstalt. — Wortgeschnitzel. — Herenverurtheilungen. — Belehrung und Unterhaltung. — Oeffentliche Blätter. — Was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig.— Seltenheit. — Sollen die Slaven die Deutschen übertreffen? — Deutsches Speiseverzeichniß.— Sprüche und Schwänke aus dem 16. Jahrhundert.— Johann Hartig's Redeverein in Frankfurt. — Fast und Ganz. — Alter Adel. — Sonderbare Bestimmung. — Anklang. — Deutsche Tiefe und Gründlichkeit. — Merkur-Semester. — Für Rechenkünstler. — Bedächtliches Urtheil. — Ueberall Fehler. — Berserker. — Mordzeitung. — Der Indier und der Britte. — Schöner Ausspruch. — Ofen. — Das theuerste Buch. — Kleine Menschen sind nicht immer klein an Geist. — Seltsames Errathen. — Aus der Gegenwart. — Deutsche Zeiträume. — Eigene Sprache. — Unser Zeitgepräge. — Menschen und Blumen. — Nüsse. — Der Kleine und der Große. — Sie können's nicht begreifen. Vorlaut. — Gerechtigkeitsliebe. — Vergötterung. — Zigeuner. — Was zieht an? — Raum und Zeit. — Seltenheiten. — Blüthenlese. — Ehrenbezeugung. — Die Deutschen und ihr Eigenthum. — Beredsamkeit einer Quäkerin. — Geistesfrühling. — Alarich's Begräbniß. — Hasenfüße. — Keine Gefahr. — Blumenlese. — Treuherziger Wunsch. — Menschenbeglückung. — Herder's Denkmal in Weimar. — Zweideutigkeit. — Schulunterricht. — Eigene Erscheinung. — Eine Eigenheit Göthe's. — Zeitverstöße der Maler. — Schulhäuser im Mittelalter. — Umgestaltung des Redevereins. — Anstand. — Aus dem Mittelalter. — Rückschritt. — Mission. — Streitmacht Europa's. — Vorwärts! — Brüderlichkeit französischer Zeitungen.— Heerwesen.— Bockbier.— Fremdes und Eigenes.— Große Liebe. — Deutsche Sprache in England. — Baumwolle. — Stellvertretung. — Kinderschriften. — Winke für die Deutschen. — Ueber die Schwaben. — Nachtbild der Gegenwart. — Deutsche Rechtstreitordnung.

## Briefe, Gedichte, Räthsel, Fremdwörterschnacken.

Eine Menge Briefe von Vereinsmitgliedern über sprachliche und andere Gegenstände. — Viele Gedichte, Räthsel und Fremdwörterschnacken, von verschiedenen genannten und ungenannten Verfassern. — Verzeichniß der Mitglieder des Vereins für deutsche Sprache nebst mehrerlei Ankündigungen.

# Einleitung.

Wir halten es für nöthig, folgendes Vorwort des ersten Jahrganges hier zu wiederholen, weil es vielen Lesern und Abnehmern unserer Zeitschrift nicht zugekommen sein möchte, da es nur in dem Probeblatte stand.

Von vielen Mitgliedern des Vereins für deutsche Reinsprache, der sich in allen Gauen Deutschlands immer mehr ausbreitet und schon über 900 Theilnehmer in 163 Ortschaften zählt, aufgefordert, entschloß sich der Unterzeichnete, in Verbindung mit mehrern wissenschaftlich gebildeten Männern und andern Freunden der Sache, ein eignes Blatt unter dem Namen: **„Die deutsche Eiche"** zu gründen. (Dieser Name ist keine Nachahmung der [slowanska lipa] slavischen Linde, wie Manche glauben könnten, da er schon viel früher zur Benennung einer Zeitschrift gewählt war, als jene bestand.)

Einen gemeinsamen Besprechungssaal für die so weit von einander wohnenden und sich meistens gar nicht kennenden Beförderer der deutschen Reinsprache möchten wir damit eröffnen, um Einheit und Nachhalt in unsere Bestrebungen zu bringen. Schade wäre es, wenn die vielen ausgestreuten Samenkörner nicht auch zu Blüthen und Früchten heranreifen sollten, und dies können sie nur unter dem erwärmenden Strahle deutscher Begeisterung und deutschen Gemeinsinnes.

Wir laden alle Vaterlandsfreunde ein, diesem Unternehmen mit Wohlwollen und Güte entgegenzukommen, es durch Einsendung *) zweckgemäßer, in deutscher Reinsprache abgefaßter Aufsätze zu heben und durch Abnahme und Empfehlung in weitern Kreisen zu verbreiten. Auf solche Weise wird der Sinn für deutsches Leben und deutsche Reinsprache immer mehr geweckt werden, der noch an so vielen

*) Wir bitten, dieselbe durch Buchhändlergelegenheit oder durch die Post (Sende) gefälligst frei an den unterzeichneten Herausgeber einzusenden.

Orten schlummert. Dadurch werden immer mehr Kenntnißreiche und Gebildete auf die so arg entstellte Mischsprache aufmerksam gemacht, sich entschließen, auch ihre Kräfte mit den unsern zur Erreichung des gemeinsamen Zieles zu vereinigen.

Doch nicht nur zur wechselseitigen Besprechung der Vereinsglieder und Freunde der deutschen Reinsprache eröffnen wir die Spalten unseres Blattes, sondern es soll zugleich für Alle, die es lesen, ein Blatt der Belehrung und Unterhaltung, der Erholung in den Stunden der Muße sein; es soll zur Erweckung des vaterländischen Sinnes und Lebens, zur allgemeinen Bildung das Seinige beitragen. Seine Richtung wird ächt deutsch und freisinnig sein, um das vorgesteckte Ziel mit Umsicht und Ueberlegung zu erreichen.

Bei allen verschiedenartigen Aufsätzen soll sein Hauptzweck, Förderung der deutschen Reinsprache durch Belehrung und Unterhaltung, nie außer Acht gelassen werden. Wir möchten einmal in größeren Kreisen durch beharrliche Folgerichtigkeit unseres Strebens die Ueberzeugung hervorrufen, daß es möglich sei, noch sehr viele Fremdwörter in Wissenschaft, Kunst und Umgang auszutilgen, daß man noch hundert und hundert Gegenstände und Dinge, statt mit fremden, mit deutschen Wörtern bezeichnen könne und auf solche Weise der Mehrzahl des Volkes verständlicher werde und zugleich die Sprache selbst ausbilde.

Wir möchten gerne recht viele Männer der Wissenschaft und Bildung gewinnen, die sich mit Liebe und Eifer unserer Sache anschließen. Auch edle und geistreiche Frauen können sehr viel zur Förderung unseres Zweckes beitragen.

Wir machen daher alle Eltern und Jene auf unser Blatt aufmerksam, welche sich mit dem Lehr- und Erziehungsfache beschäftigen, als Geistliche, Lehrer aller Volks-, Mittel- und Hochschulen, die Inhaber von Bildungs- und Erziehungs-Anstalten, weil ihr Einfluß auf die heranwachsende Jugend von großer Wichtigkeit ist; gerade bei dieser sollte die Sache nach und nach Eingang finden, dann wird sie fest wurzeln und in der Zukunft reiche Früchte tragen

Ferner machen wir aufmerksam auf unser Blatt alle Beamten und Staatsangestellten, die durch häufige Berührungen mit den Untergebenen einen großen Wirkungskreis besitzen; alle Herausgeber deutscher Zeitungen und Zeitschriften, welche hier ungemein viel Gutes leisten können; alle deutschen Vereine, hauptsächlich die Leseanstalten und Lesegesellschaften, Turn- und Gesangvereine u. s. w., unter welchem Namen sie immer vorhanden sein mögen; endlich die Gastgeber, Handels-, Geschäfts- und Gewerbsleute, wo sich mancher in der einsamen Stube oder im Kreise von Freunden einige Augenblicke gern mit diesem Gegenstande beschäftigen und manches vernehmen wird, was er bisher nicht gekannt hat.

Alle Gebildete bitten wir, dieses Blatt, das erste und einzige in seiner Art, nach Kräften gütigst zu unterstützen und zu halten, damit ein Unternehmen nicht zu Grunde gehe, das, aus reinster Vaterlandsliebe begonnen, einst für die wahre Volksbildung und für die deutsche Reinsprache nur von bedeutendem Erfolge sein kann.

Der Inhalt wird sich theilen in:

### I. Gegenwart.

Sprachliche Zeit- und Lebensfragen; Allgemeinverständliches aus allen Zweigen der Wissenschaften und des Lebens, mit Berücksichtigung der Reinsprache; Merkwürdiges aus der Kunst- und Künstlerwelt; Ernst und Scherz über die Gegenwart; zeitgemäße Vorschläge und fromme Wünsche in Betreff mancher Einrichtungen und Wörter; Volksleben, Gebräuche und Sitten mit Bezug auf Sprache; Hervorhebung und Uebersetzung der am meisten im Schwange gehenden Fremdwörter; Streifzüge dagegen mit Nachweisung des Ueberflüssigen und Lächerlichen der Fremdthümelei; — hie und da merkwürdige Zeitereignisse, kleine Bücherbeurtheilung, auch Gedichte.

### II. Vergangenheit.

Aus der Geschichte des deutschen Volkes, seiner großen Männer, seiner Sprache, seines Schriftthums (Literatur); über den Ursprung mancher Wörter und Eigennamen; Blicke

in die Vorzeit, auch mitunter Erzählungen und Geschichtsdichtungen.

**III. Vereinbetreffendes.**

Aufsätze und Briefe von Mitgliedern des Vereins und von Freunden der deutschen Reinsprache; Geschichte des Vereins, Verzeichniß der Mitglieder, Lebensbeschreibungen der bedeutendsten unter denselben; Zweigvereine und deren Gründer.

**IV. Schlußringe.**

Fremdwörterschnacken, Witzfunken, Streiflichter, Leuchtkugeln, Blitzstrahlen. — Verschiedene Anzeigen.

Heidelberg.

Der verantwortliche Herausgeber:
**Wr. J. D. C. Brugger.**

---

## Aufruf

zur

## Theilnahme an dem Vereine für deutsche Reinsprache.

Die deutsche Sprache gehört ihrem wundervollen Baue, ihrer Eigenthümlichkeit und Bildungsfähigkeit nach, zu den vorzüglichsten und schönsten Sprachen der Erde; doch wurden diese Vorzüge bisher von sehr Vielen nicht genug anerkannt und beachtet. Man hat oft sie, die reichste, für arm, steif und unbildungsfähig gehalten; man schätzte fremde, alte und neue Sprachen höher und vernachlässigte die Muttersprache. Man entstellte sie überdies durch Einbringung von einer Menge Fremdwörter, und trieb dieses so weit, daß in Zeitungen oft nicht zwei Zeilen ohne ein solches vorkommen. Da es dem Einzelnen unmöglich ist, diesem Unwesen zu steuern, so haben sich mehrere Männer von Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung entschlossen, einen **„Verein zur Beförderung der deutschen Reinsprache"** zu gründen und zwar auf folgende allgemeine Grundsätze:

1) Der Zweck des Vereins ist Förderung der deutschen Reinsprache durch Wort und Schrift, indem man deutsche

Wörter statt der fremden wo möglich gebraucht. (Daß hierbei den zahllosen Abstufungen von Mehr und Weniger Rechnung getragen und freier Spielraum gelassen werden muß, versteht sich von selbst.)

2) Mitglied dieses Vereins kann jeder erwachsene Deutsche werden; auch Frauen und Jungfrauen, von jedem Stande, aus jedem Lande, wo Deutsche sich befinden, können demselben beitreten.

3) Der Eintritt geschieht durch eine, mit der deutlichen Unterschrift des Aufzunehmenden an den Unterzeichneten frei eingesandte schriftliche Erklärung, daß er diesem Vereine beitreten und den im Satz 1 ausgesprochenen Zweck, nämlich Förderung der deutschen Reinsprache durch Wort und Schrift, nach Kräften zu erreichen streben wolle. (Alle nicht frei eingehenden Briefe gehen wieder uneröffnet zurück.)

4) Vorerst wird kein Eintrittsgeld und kein jährlicher Beitrag gefordert. Freiwillige Geschenke zur Unterstützung der Sache und der Schriftsteller, die sich durch Herausgabe von Büchern in deutscher Reinsprache Verdienst erworben, werden mit Dank angenommen.

5) Der Hauptsitz des Vereins und dessen Vorstandes ist Heidelberg. Der Vorstand besteht aus einem Vorsitzenden und sechs Beimännern und wird alle zwei Jahre in einer Hauptversammlung im Herbste, wozu öffentliche Einladung erlassen wird, von den Anwesenden durch Stimmenmehrheit gewählt.

Wir laden hiermit die Gebildeten aller Stände freundlich ein, an diesem Vereine Theil zu nehmen, der für die deutsche Sprache und für ächt deutsche Gesinnung nur von den besten Folgen sein kann.

Heidelberg, 16. Wonnemonat 1848.

Der Vorstand:
Wr. (Dr.) **Brugger.**

---

Als Grundlage zur Bebauung dieses Gebietes eignen und empfehlen sich folgende Schriften, die in deutscher Reinsprache verfaßt sind und durch jede Buchhandlung bezogen werden können:

Das Fremdwörterweſen und ſeine Nachtheile für deutſche Sprache, Geſinnung und deutſches Leben. Von Wr. (Dr.) J. D. C. Brugger. Stuttgart, bei Frankh. 1844.

Das Urbild der deutſchen Reinſprache, aus der Geſchichte, dem Weſen und dem Geiſte unſerer Sprache dargeſtellt. Nebſt einem Fremdwörterbuche, worin viele Wörter erklärt und neu überſetzt ſind. Von Wr. (Dr.) J. D. C. Brugger. Heidelberg, bei Julius Groos. 1847.

Das Chriſtenthum im Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts. Vorträge und Gebete, gehalten in mehreren deutſch-katholiſchen Gemeinden. Von Wr. (Dr.) J. D. C. Brugger. Heidelberg, bei Wilhelm Hoffmeiſter. 1847.

---

# Berthold Schwarz

oder

## die Erfindung des Schießkorns.

Ungedruckte Handſchrift.

### 1.

Das Jahr 1318 fing auch im ſüdlichen Deutſchland mit vielem Schnee an, der den hohen Schwarzwald wie ein Schweizergebirg verſilberte und die Thäler und Ebenen weit umher in eine ächte Winterlandſchaft verwandelte. Die von Berthold, dem Herzoge von Zähringen, gegründete und damals erſt im Aufblühen begriffene Stadt Freiburg im Breisgau war auch in dieſes weiße Wintergewand dicht eingehüllt. An einem finſtern und kalten Abend finden wir in dem Franziskanerkloſter, das damals noch ganz allein und vereinzelt auf dem Platze ſtand, der jetzt noch deſſen Namen trägt, zwei Mönche in dem Saale der Bücherſammlung beſchäftigt. Es waren die zwei Freunde Pater*) Berthold und Pater

*) Die Prieſtermönche hießen damals patres (Väter).

Albert, beide noch ganz junge Leute, welche die Liebe zu den Wissenschaften und zur Gelehrtheit enge mit einander verband. In den Erholungs- und Freistunden tauschten sie ihre Ansichten und Gesinnungen mit einander aus und besprachen sich über ihre Forschungen in der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit der damaligen Zeit, wo es freilich noch überall ziemlich finster aussah. Beide liebten auch sehr die Scheidekunst und machten, obgleich es verboten war, doch hie und da im Geheimen Versuche in einem Gewölbe bei Nacht, wo Niemand sonst hinkam.

Sie gingen, während es draußen Schneeflocken im Uebermaße umherstreute, im lebhaften Gespräche in dem alten Büchersaale beim Scheine einer Lampe auf und nieder.

A. Ich kann es unmöglich begreifen, wie man zur Feststellung mancher Glaubenslehren und Glaubenszwangsätze, wogegen sich schon die Vernunft sträubt, den Aristoteles und dessen Schriften als Gewährsmann in die Schranken stellt.

B. Was man einmal festsetzen und festhalten will, das zu beweisen sucht man alle Mittel auf, sie mögen noch so ungeschickt und untauglich oder gar widersinnig sein, in der Hoffnung, daß die Menschen, welche ja doch größtentheils nicht denken, diese Dinge voll Glauben und Zuversicht, ohne alle Prüfung annehmen.

A. Du hast ganz recht; das Wollen macht die Gründe fest und die Beweise unwiderlegbar und die Gewalt hält jeden Denker zurück, sich offen dagegen auszusprechen.

B. Traurig genug, daß wir uns in einer solchen Lage befinden, besonders wir Söhne des heil. Franziskus, die wir, nebst dem Glaubenszwange, noch durch die schrecklichen Gelübde der Armuth, des Gehorsams und ewiger Keuschheit gefesselt sind. Hätte ich das früher gewußt, wahrlich, um keinen Preis der Welt hätte ich diese heilige Schwelle betreten.

A. Ich erinnere mich noch gut, wie Du vor acht Jahren, als ein Jüngling von 16 Jahren, durch Deinen Pflegvater hierher gebracht wurdest und so betrübt und so ahnungsvoll von dem guten Manne Abschied nahmst, der sich fast nicht von Dir trennen wollte, da er Dich wie sein eigen Kind liebte.

B. Ja, ich war so glücklich bei diesem guten und liebe-

vollen Manne, der an mir Vaterstelle vertrat, — denn meinen rechten Vater kannte ich nie — man sagte, er sei längst gestorben, so wie meine Mutter, die der Tod bald nach meiner Geburt dahin raffte. Wie schwer war es mir damals im Herzen, als er mir das Glück meiner Aufnahme in dieses Kloster eröffnete — wie finster schauten mich diese kalten Mauern an — und wie schauerlich tönten die Tritte in dem öden Kreuzgang, als wir am Abend eingelassen wurden. O, wäre ich doch gleich wieder umgekehrt — hätte ich dem inneren Drange meiner Seele gefolgt — so fühlte ich mich jetzt nicht so unglücklich — so trostlos, — so unrettbar verloren!

A. Beruhige Dich und rege Dein gefühlvolles Herz nicht immer aufs Neue auf. Suche die Flamme in Deinem Inneren zu dämpfen und bedenke, daß ich mit Dir Deinen Schmerz theile und daß ich alle Deine Leiden mit Dir trage und eben so in meinem Busen fühle.

B. Dank Dir, lieber Albert, für Deine brüderliche Liebe, für Deine treue Freundschaft! Wahrlich, wenn Gott Dich mir nicht hier in diesen finstern Kerkermauern — denn als etwas Anderes kann ich unser sogenanntes Heiligthum nicht ansehen — geschickt hätte, ich müßte vor Schmerz und Sehnsucht verzweifeln. So kann ich doch noch mich Dir anvertrauen und bin überzeugt, daß Du mir immer die treueste Freundschaft erhälst, daß Deine Ansichten und Gesinnungen mit den meinigen Hand in Hand gehen, wenn wir sie schon vor unsern Mitbrüdern und Vorgesetzten immer in tiefster Nacht verbergen müssen. Denn wehe uns, wenn einer unserer Genossen, die so sehr an Aberglauben und Satzungen hängen, daß sie keinen Strahl vom Lichte der Vernunft erblicken können, erführe, was wir oft in einsamen und vertraulichen Stunden einander mittheilen! Ein ewiges, unterirdisches, finsteres Gefängniß wäre unser Loos!

A. Darum sei ja nur ruhig, — stets klug und vorsichtig — sage Niemand ein Wort von unsern Gesprächen und vergiß nie, daß hier alle Mauern Ohren haben und hinter jeder Mauer ein Späher lauscht. Vorzüglich hüte dich vor dem alten schlauen Fuchs, dem Pater Gregor, der nur mit Neid auf uns Jüngere schaut."

Jetzt erscholl die Glocke zum Nachteſſen und beide mußten ſchnell ihrem Rufe folgen, wenn ſie nicht, wie es den zu ſpät Kommenden zur Strafe verordnet war, ihre kleine Mahlzeit auf dem Boden ſitzend einnehmen wollten.

## 2.

Berthold war ein lebhafter und feuriger junger Mann, von vielem Geiſte und ausgerüſtet mit reichen Kenntniſſen nach den damaligen Zeiten und Hilfsmitteln. Deßhalb vertraute ihm der Pater Guardian — (ſo hießen die Vorſteher dieſer Klöſter damals) — bald eine Schule an, worin er immer Gelegenheit zur Uebung ſeiner Kräfte und zur Mittheilung ſeiner Kenntniſſe haben ſollte. Ueberhaupt ſchien ihm dieſer Obere des Kloſters mit beſonderer Liebe und Neigung zugethan, obſchon er ſonſt ſehr ernſt und äußerſt ſtrenge in Bezug auf die Handhabung der Ordnung und auf die Befolgung der Ordensvorſchriften war, und nicht das geringſte Vergehen bei ſeinen Untergebenen ungeahndet ließ.

In wenigen Tagen erſchien der Pater Provinzial — (das war der Vorſteher über die Klöſter eines ganzen Gaues) — um der Prüfung der Schüler beizuwohnen und umfaſſende Einſicht über den Zuſtand des Kloſters zu nehmen, wo ihm Alles genau vorgelegt und über jedes Einzelne rückſichtlich der Perſonen und Sachen Rechenſchaft abgelegt werden mußte. Er beſaß unumſchränkte Vollmacht über die ihm untergeordneten Anſtalten.

Nach vollendeter Prüfung ließ er die einzelnen Mönche, denen Lehrſtühle und Zöglinge anvertraut waren, vor ſich kommen, um mit jedem derſelben noch beſonders Rückſprache zu nehmen, und ihnen Winke und Andeutungen für die Zukunft, oder auch Verweiſe und ſtrenge Mahnungen zu ertheilen. Zu Pater Berthold ſprach er: „Ich bin mit Euren Leiſtungen, was die Kenntniſſe Eurer Schüler in der lateiniſchen Sprache, welches iſt die Grundſprache unſerer heiligen römiſch-katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche, betrifft, ganz wohl zufrieden. Sie haben Beweiſe von guten Fortſchritten gegeben, und Ihr ſollt ſo fortfahren, dieſe Sprache zur Ehre unſerer heiligen Kirche und des allerheiligſten Vaters in Rom immer

mit Eifer im Sprechen und Schreiben die jungen Zöglinge zu lehren. Aber mit Euren Erklärungen in der heiligen Schrift und in der ewigen und unveränderlichen Glaubenslehre unserer heiligen Kirche bin ich nicht zufrieden — kann es nicht sein, weil Ihr hie und da durchscheinen ließet, als ob der wahre und allein seligmachende Glaube derselben Euch nicht unendlich höher stände, als des Menschen schwache und allen Irrthümern ausgesetzte Vernunft."

B. Euer Hochwürden werden verzeihen, wenn ich mich hierüber suche zu rechtfertigen —

P. Hier ist nichts zu rechtfertigen — hier gibt es keine Rechtfertigung.

B. Sie werden aber doch die Gnade haben, meine Gründe darüber anzuhören, bevor — —

P. Hier gibt es keine Gründe, wo es sich um das höchste Gut des Menschen, um die ewige Seligkeit handelt, hier gibt es nur Unterwerfung unter das sanfte und süße Joch des Glaubens.

B. Wohl! Aber Gott hat ja dem Menschen die Vernunft zum Prüfen gegeben —

P. In irdischen und weltlichen Dingen, wobei er leider genug Mißgriffe und Fehlgriffe macht mit all' seiner gepriesenen Vernunft — aber nicht in göttlichen Dingen, wo nur der Glaube an Gott und seine heilige Kirche dem schwachen Menschen als Stütze verordnet ist, die ihn allein aufrecht erhält und auf dem rechten Wege zum Heile führt.

B. Der Glaube ist allerdings etwas Herrliches, aber die Vernunft — —

P. Wie?! — Ihr fahrt fort, mir immer zu widersprechen und wollt nicht die Stimme des Glaubens und der heiligen Kirche hören? Ich befehle Euch Schweigen — und zur Strafe Eurer Widersetzlichkeit und zur heilsamen Besserung sollt Ihr drei Tage bei magerer Kost in finsterer Kammer Zeit haben, über Eure verwegenen Grundsätze nachzudenken und zu einer andern Gesinnung zu kommen. Wenn ich wiederkomme, hoffe ich, keinen Widerspenstigen, sondern einen in Gott ergebenen gehorsamen und von Frömmigkeit durchdrungenen Klostermann in Euch zu finden."

## 3.

Nur ungern und mit innerem Sträuben vollzog der Guardian an dem ihm sonst werthen Pater Berthold die über ihn von dem Provinzial verhängte Strafe. Um so mehr schmerzte ihn dieses, weil er vollkommen von dem guten und redlichen Gemüthe des jungen Mannes, so wie von seinem edlen Herzen und reinsten Willen überzeugt war. Am meisten ärgerte ihn der Zusatz, den der Provinzial bei seinem Weggehen noch als Nachtrag und gleichsam zur Verschärfung der Strafe beigefügt hatte, nämlich, daß der alte, verschlagene und bösartige Pater Gregor den Sträfling während der Strafzeit allein besuchen und ihn zweckmäßig beschäftigen solle. Da wußte er zum voraus, daß diese Aufsicht dem armen jungen Manne viel lästiger, als die Strafe selber war. Indessen, es war einmal nicht zu ändern, der Befehl mußte genau vollzogen werden.

Den alten, schlauen und neidischen Pater Gregor aber freute es im Innern seiner schwarzen Seele, daß er einmal Gelegenheit habe, dem jungen, naseweisen und hochtrabenden Manne sein Uebergewicht und seine Macht fühlen zu lassen. Denn er war nicht nur neidisch und mißgünstig, sondern es hatten auch die Herrschsucht und der Ehrgeiz in seinem unruhigen Herzen ihren Sitz aufgeschlagen. Schon lange wäre er gern der nächste am Provinzial, d. h. Guardian selbst, gewesen, konnte es aber nie dahin bringen, weil ihn Jeder haßte und fürchtete, der ihn kannte.

Er trat also zu dem in einsamer Kammer Weilenden, welche nur durch ein kleines Fenster erhellt war, und redete ihn so an:

G. Ich bedaure Euch, Pater Berthold, daß Ihr wegen Eurer Widersetzlichkeit und wegen Eurer Widerspenstigkeit eine solche Strafe erhieltet, um so mehr, da Ihr sonst um die Schule keine geringen Verdienste habt.

B. Die Strafe ist für mich weniger empfindlich, als Euer Mitleid, dem ich bis auf den Grund schaue.

G. Wie? — Ihr seid nicht froh, daß ich Euch mein Mitleid in Eurer Lage angedeihen lasse? Wißt Ihr nicht,

daß Ihr mir ganz in dieser Strafzeit anvertraut seid und daß ich so zu sagen Euer Herr bin?

B. Ja, das weiß ich und fühle es leider nur zu sehr, daß man dadurch meine Strafe nicht erleichtern, sondern eher erschweren wollte.

G. Ihr solltet eher Gott danken, daß er mich jetzt Euch in dieser Einsamkeit zusandte, um Euch warnen zu können wegen der Zukunft, wenn Ihr noch einer Warnung fähig seid.

B. Mir ist nichts bekannt, weßwegen ich von Euch einer Warnung bedürfte.

G. So? Glaubt Ihr? — Ich will Euch nur im Vertrauen sagen, daß ich Dinge von Euch weiß, die Ihr gar nicht ahnt und welche Euch, wenn man sie wüßte, eine ganz andere Strafe zuzögen, als die gegenwärtige ist. So will ich nur den Namen „Therese" nennen — und das unterirdische Gewölbe!

B. Mensch! — Was sagst Du da für Dinge? — Wie wagst du es, jenen heiligen Namen über Deine Lippen kommen zu lassen? — Wer hat Dich ihn aussprechen gelehrt? — Sage es mir, oder Du kommst nicht mehr lebendig aus dieser Kammer hinaus! Böser Geist, der Du nur das Glück der Menschen zu stören und zu zernichten suchst!

G. O laßt das gut sein und schafft Euch doch kälteres Blut an. Das wird Euch wenig bekümmern, wie ich zu jenem Namen kam und wie ich in Eure Geheimnisse eingeweiht wurde. Nur das will ich Euch sagen, hütet Euch vor mir und suchet nicht mich zu reizen, sonst werde ich mich auf eine fürchterliche Art an Euch rächen."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und schloß die Thüre fest hinter sich zu. Trostlos und von Seelenschmerzen gepeinigt blieb der arme Berthold in seinem Kerker zurück und konnte sich kaum erklären, daß das Wirklichkeit und kein Traum sei, was so eben vorgegangen war.

## 4.

Als die dreitägige Strafzeit überstanden war, begab sich Berthold zuerst zu seinem einzigen Freunde, der auch schon

lange Sehnsucht nach ihm empfand, zu Pater Albert. Diesem vertraute er unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Vorgang an, der sich zwischen ihm und Pater Gregor in seinem Gefängnisse ereignet hatte. Sie gingen sogleich in das unterirdische Gewölbe, wo sie allein und unbelauscht waren und ihre kleine Werkstatt aufgeschlagen hatten.

A. Aber wie konntest Du Dich nur mit dem alten verschmitzten Bösewicht einlassen?

B. Er kam zu mir mit dem Schein der Theilnahme und des Wohlwollens, und weil ich ihn wohl durchschaute, so ließ ich meiner finstern Gemüthsstimmung nur den Lauf und gab ihm kurzes Gehör, bis er anfing mich mehr und mehr zu reizen und durch den mir so theuren und heiligen Namen in Wuth versetzte.

A. Wie oft habe ich Dich schon gebeten, Du möchtest doch nicht so aufbrausend, so hitzig verfahren, weil Du dann gewöhnlich Dich nicht mehr kennst und Unbesonnenheiten begehst, die Dir Verweis und Strafe zuziehen, obschon sie oft nicht von Belang sind.

B. Schon oft nahm ich mir Mäßigung und Ruhe vor, gab mir alle Mühe, bei allen Aufreizungen und Stachelreden kalt und gleichgültig zu bleiben; allein ich kann einmal nicht anders. Sobald die Sache zu arg wird, so empört sich mein Innerstes und ich spreche mich aus, ganz so wie ich bin und wie ich denke. Ich nenne das nur Offenheit und Geradheit und verabscheue deswegen alle mönchische Gleisnerei und Scheinheiligkeit. Sie ist mir ein wahrer Greuel, den ich verachte. Denkst Du nicht auch so?

A. Wohl denke ich auch so; aber im Umgange mit den Wölfen, was ist da zu machen? Nach einem alten Sprichworte muß man mit den Wölfen heulen.

B. Thue Du das, wenn Du es vermagst, mir ist es unmöglich und wenn ich offenbar sehe, daß ich mir Unannehmlichkeiten bereite, daß ich ein Strafe erhalte — ich kann meine Gedanken nur so geben, wie ich sie in meinem Geiste nähre und trage.

A. Aber glaubst Du, der Alte werde Dir Deine in höchster Aufregung ausgesprochenen Worte vergessen? —

Wird er nicht suchen, wo er kann, bei der nächsten besten Gelegenheit, sich an Dir zu rächen?

B. Wohl wird er das thun; aber ich werde suchen, ihm auszuweichen, wo ich kann und ihm keine Gelegenheit dazu darbieten.

A. Woher mag er aber nur auf dein Geheimniß, das bisher nur drei Personen wußten, gekommen sein? Wer mag es ihm verrathen haben? Sagte ich Dir nicht schon oft, wir sind allenthalben von Spähern und Auflaurern umringt, die jeden unserer Schritte beobachten und immer wissen, was wir thun, was wir mit einander reden?

B. Bis auf diesen Augenblick kann ich mir nicht erklären, wie und wo er auf jenes Geheimniß gekommen sein muß. Doch er weiß nur den Namen und sprach von dem unterirdischen Gewölbe, worunter er wahrscheinlich dieses, wo wir jetzt sind, verstand.

A. Wenn er blos von einem Namen gehört hat und nicht weiß, wer unter demselben verstanden ist und wo sich die Person befindet, so hat es nicht viel zu bedeuten. Eben so ist's auch mit dem unterirdischen Gewölbe der Fall. Wenn er keine genaue und bestimmte Kenntniß von Thatsachen aufweisen kann, so zieht das keine Folgen nach sich. — Darum sei ohne Sorge, er weiß nichts Gewisses. Jetzt wollen wir an unsere Arbeit gehen, damit die Zeit nicht verstreiche. Es wird uns dieselbe ja so nur karg zu diesen schönen Versuchen zugemessen, die uns mehr ergötzen, als alle Schulstreitigkeiten und gottgelehrten Redekämpfe."

Nun zündeten sie ein Kohlenfeuer in dem kleinen selbstgebauten Ofen an und machten Mischungen aller Art, von Erzen, Säuren, Salzen, Schwefel u. s. w., um zu sehen, was daraus entstehe, und um zu neuen Ergebnissen in dem Gebiete der Scheidekunst und, wenn es möglich wäre, zum Goldmachen selbst zu gelangen, wornach damals alle große Scheidekünstler trachteten und ihre Kenntnisse und Künste aufboten.

Sie wußten aber nicht, daß, während sie mit einander sprachen und diese Versuche machten, sie oben von dem alten Fuchse, dem Pater Gregor, belauscht wurden, der nach und nach ihrem stillen Orte der geheimen Unterredungen und

Arbeiten auf die Spur gekommen war und ſich dann ſachte an die Thüre ſchlich, wo er mit ſeinem feinen Gehör jedes Wort vernahm, das ſie in der Tiefe unten ſprachen. Sobald er merkte, daß ſie aufbrachen, entfernte er ſich ſchnell, ſo daß ſie niemals merkten, wer ihr Auflaurer ſei.

## 5.

Als der Lenz wieder ſein prachtvolles Blumengewand über die Erde ausgebreitet hatte, ſo freute ſich Berthold im Stillen auf die Ausgänge mit ſeinem Freunde Albert, weil ſie zwei immer die unzertrennlichen Gefährten waren und nie Einer ohne den Andern ging. Es war ohnehin Geſetz, daß ſtets nur zwei mit einander außerhalb des Kloſters ſich zeigen durften, damit Einer den Andern bewache. Der Guardian erlaubte auch gern dieſen beiden Männern, mit einander auszugehen.

Endlich traf es ſich, daß in demſelben Hauſe, wo Thereſe wohnte, Jemand gefährlich krank wurde, ſo daß man eiligſt den Pater Albert holen ließ, und mit dieſem erſchien zugleich auch Pater Berthold. Dieſer kam um ſo lieber, weil er wußte, daß in dieſem Hauſe die ſchöne Thereſe wohne, nach der er ſich ſchon ſo lange Zeit ſehnte, welche er von ganzem Herzen liebte.

Thereſe war ein ſchönes und höchſt liebenswürdiges Mädchen von 18 Jahren, die Tochter angeſehener und wohlhabender Eltern. Schon vor einem Jahre hatte er ſie bei ähnlicher Veranlaſſung kennen gelernt, wo er mit ſeinem Freund Albert in jenes Haus gerufen wurde. Nur wenige Worte konnte er mit ihr im Vertrauen wechſeln und er geſtand ihr ſeine Liebe. Seither war es ihm nur ſelten vergönnt, bei beſonderen Feſtlichkeiten ſie in der Kirche von dem Chore herab zu ſehen. Deſto erwünſchter war ihm die Gelegenheit, ſie wieder einmal nach ſo langer Zeit zu ſprechen, während ſein Freund den Krankenbeſuch abſtattete. Gerade waren ihre Eltern ausgegangen, um die Frühlingsluft zu genießen, und nur eine alte Magd befand ſich noch in ihrer Wohnung.

Hoch erfreut, ihn wiederzuſehen, flog ſie ihm ſchnell entgegen, als er eintrat, und nahm ihn traulich bei der

Hand und überhäufte ihn mit Fragen, so daß er nicht genug Antworten fand. Sie setzten sich einander gegenüber in liebevollem Gespräche.

Th. Ach, wie lange — fuhr sie fort — ist es, daß ich Sie nicht mehr sah; ich konnte es fast nicht erleben, bis der lange, harte Winter vorüber war, weil ich dachte, dann erst wäre es wieder eher möglich, daß wir uns sehen und sprechen.

B. Auch ich fühlte heiße Sehnsucht nach Dir, liebe, schöne Therese, und dachte oft in meiner einsamen Zelle an Dich, an Dein liebevolles Wesen, an Deine edle Seele.

Th. Und wie gut hat sich's getroffen, daß gerade der Vater und die Mutter ausgegangen sind, denn sie dürfen von unserer Liebe ja nichts wissen, weil sie sehr strenge gegen mich sind und mir täglich lange Reden halten über die Sittenverderbniß der bösen Zeit. Und ich liebe Sie doch so rein und innig! Das kann doch gewiß nichts Böses sein? Nichtwahr, Berthold?

B. Nein, mein liebes Kind, das ist auch nichts Böses, das ist ja das höchste Glück des Lebens, wenn zwei Wesen sich finden, die für einander geschaffen sind, die Aehnlichkeit der Gesinnung und Gleichheit der Gefühle verbindet, welche in der Liebe ihres Daseins Seligkeit finden — das kann gewiß nichts Böses sein; denn es ist Anordnung des Weltschöpfers, der in alle Menschen diesen Trieb legte und dadurch seinen Willen selbst zu erkennen gab, daß sie für einander leben sollen.

Th. O wie glücklich fühle ich mich in diesem Augenblick! Würde er er nur immer — ewig dauern! Ja, ewig möchte ich mit dir verbunden sein! Niemals möchte ich mich von Dir trennen.

B. Denselben Wunsch hege auch ich. Aber mir hat ein hartes, grausames Schicksal dieses hohe Himmelsglück versagt. Ich darf Dich nie besitzen — nie die meine nennen — denn Du weißt es — mich fesselt ein fürchterlicher Schwur, den ich meinem Obern gethan habe.

Th. Aber kannst Du denn nicht Dich von diesem Schwur durch den heil. Vater in Rom entbinden lassen? Kannst Du

nicht die Flucht ergreifen und dorthin wallfahrten und dann wieder kommen und mich erst holen?

B. O schöne Träume sind das wohl — aber ich fühle es nur allzu sehr, sie werden nie zur Wirklichkeit — können es niemals werden. Bedenke, welche Hindernisse ewig diesem im Wege stehen. Flucht — Reise nach Rom — Lösung des Gelübdes — Alles das steht wie ein ungeheures Riesengebirge vor mir! Darum sei nur für den Augenblick froh und danke Gott, daß ich wieder einmal Dich sehen und sprechen konnte. Sobald ich wieder Gelegenheit finde, werde ich mich Dir wieder nahen. Leb' wohl. Ich hörz Albert kommen.

Th. Nun noch zum Andenken diesen Kuß und diese Zeilen von meiner Hand:

„Ernst schlägt die Thurmuhr über mir,
Sie mag mir schlagen für und für.
Hast Du mich nur der Zeit entrissen,
In ew'gem Schmerze Dich zu missen?
O laß den Traum mir unversehrt —
Die Ewigkeit ist eingekehrt!
Fest ringelt sich um mich die Schlange,
Ich halte sie im Todesdrange."

Albert trat ein, nahm mit Berthold Abschied, und sie eilten in das Kloster zurück.

## 6.

Der Sommer rückte immer mehr voran und sandte seine Gluthenstrahlen vom Himmel hernieder auf die Fluren, um die Saaten nach und nach zur Reife zu bringen. Schon trat die Sonnenwende ein und mit ihr der längste Tag. Jetzt traf den Pater Albert das Loos, mit einem Bruder auf einige Zeit hinauszuwandern auf die Höfe und Dörfer, um dort die Sammlung von Lebensmitteln vorzunehmen, wie es damals in den Klöstern gebräuchlich war.

In seiner Abwesenheit begab sich Berthold mehrmal allein in die unterirdische Werkstätte bei Nacht, während Alles schlief, und suchte seine Forsch- und Wißbegierde zu befriedigen, indem er theils neue Mischungen vornahm, theils alte erneuerte und in den geheimnißvollen Büchern der Scheidekünstler nachsah, was man Alles schon entdeckt hatte.

Da mischte er auch in der Johannes-Nacht, den 24. Brachmonat, Salpeter, Schwefel und Kohle mit einander, zerrieb die drei Bestandtheile sorgfältig und stellte sie auf das Feuer in einem Tiegel, um zu sehen, was für ein neuer Körper aus dieser Mischung hervorgehen werde. Während er das Kohlenfeuer mit dem Blasebalg anfachte, so fiel ein Funke in den nicht ganz zugedeckten Tiegel und plötzlich zersprang derselbe in tausend Stücke mit einem fürchterlichen Knall. Berthold erschrack darüber heftig, indem er fürchtete, daß durch diesen Knall seine Mitbrüder aus dem Schlafe erwachen und ihn endlich auskundschaften könnten, was ihm große Strafe zuziehen würde.

Er wußte also nichts Eiligeres zu thun, als schnell mit Wasser das Kohlenfeuer zu löschen und still in seine Zelle hinauf zu schleichen, nachdem er vorher behutsam sich umgesehen, ob er von keiner Seite belauscht oder verrathen wäre.

Er kam glücklich in seine Zelle und legte sich aber voll Unruhe auf sein hartes Lager, indem er nachsann, was jene schreckliche Wirkung, das Zersprengen des Tiegels und den ungeheuern Knall hervorgebracht haben könnte. Das war ihm noch gut im Gedächtniß, daß die Stoffe noch nicht lange in den Tiegel eingesetzt waren und folglich nicht im Flusse sein konnten; auch das nahm er wahr, daß erst bei dem Hineinspritzen des glühenden Funkens die Zerknallung erfolgte. Eine so überraschende und ungeheure Wirkung hatte er noch in seinem Leben nie bei irgend einem Versuche gesehen. Daher merkte er sich recht wohl, was er in den Tiegel gethan hatte, um in der Folge die Sache näher zu untersuchen und ihr auf den Grund zu kommen. Nur nach langem Sinnen und nach völliger Ermüdung schlummerte er endlich ein, erschrack aber noch oft im Traume über die gehabte Erscheinung in dem Gewölbe.

Am andern Tage früh wurde er vor den Guardian beschieden. Mit banger Ahnung begab er sich zu demselben. Er redete ihn ernst, aber doch freundlich an:

G. Was war das heute Nacht für ein fürchterlicher Knall in der Tiefe unten in unserm Kloster? Hast Du es nicht auch gehört?

B. Ich habe wohl auch etwas gehört — wie einen Donner ähnlichen Knall.

G. Es war doch keine Erderschütterung damit verbunden, auch kein Zusammenstürzen von irgend einem Theile unseres Klosters. Was war wohl die Veranlassung hierzu? Kannst Du nicht vielleicht nähere Auskunft darüber geben?

B. Wie sollte ich im Stande sein, das zu ermitteln?

G. Ich habe doch gehört, daß Du in manchen geheimen Wissenschaften, wie in der Scheidekunst, in der Goldmacherkunst eingeweiht sein solltest — ja man hat mir hinterbracht, daß Du oft allein in finsterer Mitternacht, nach dem Chore, in das unterirdische Gewölbe schleichst und dort Feuer anmachst und den geheimnißvollen Dingen nachspürst, welche zu treiben verboten sind.

B. Wie, ich? — Wer kann das sagen? Wer kann es beweisen?

G. Ich weiß es ganz bestimmt, — ich weiß es zuverlässig und erwarte keine Widerrede — von Jemand, der Dich gesehen und Dich gut erkannt hat. Deßhalb sei lieber offen und gestehe mir die Wahrheit, als daß Du mich mit Lügen zu täuschen versuchst, wodurch Du nur in doppelte Strafe geräthst.

B. Wenn Ihr, verehrter Guardian, es doch schon wisset, so will ich Euch nicht täuschen und die Wahrheit eröffnen. Ja, ich habe schon längere Zeit neben andern Wissenschaften auch die geheime der Scheidekunst und des Goldmachens getrieben, welches letztere mir aber noch nicht gelungen ist. Ich machte schon viele Versuche, mit verschiedenen Mischungen, Verwandlungen und Zersetzungen, mit Verbindungen und Trennungen von allerlei Erzen, Salzen und Erdstoffen. Ich habe schon manche wichtige Entdeckung gemacht, über welche die Welt einst staunen wird. So wurde auch in der gestrigen Nacht der Knall durch das Zersprengen einer Mischung von besondern Stoffen in einem Tiegel verursacht, der so stark war, daß das Haus davon erzitterte und erbebte.

G. Weißt Du aber nicht, daß es verboten ist in unserm Orden, sich mit dergleichen geheimen Wissenschaften und Zauberkünsten abzugeben? — Ist Dir nicht bekannt, daß die

heil. Kirche selbst Strafen darauf gesetzt hat, wenn Jemand solche dennoch ausübt, statt sich mit gottseligen und frommen Heilsübungen zu beschäftigen?

B. Das weiß ich wohl; aber mein Drang ist zu heftig, als daß ich ihm widerstehen könnte, und so befriedigte ich denselben auf diese Art, wie ich Euch so eben sagte, ja selbst mit Lebensgefahr; denn leicht hätte ich ein Opfer meiner Wagnisse werden können.

G. Um so strafbarer bist Du, und so ungern ich Strafe über Dich verfüge, so muß ich es doch, um die Zucht des Ordens zu handhaben und die übrigen Brüder von dergleichen verwegenen und sündhaften Dingen abzuhalten. Deßhalb mußt Du sieben Tage für Deinen Frevel im Gefängnisse büßen, damit Du künftig Dich mehr selbst beherrschen lernst und nicht mehr so leicht zum Spielball Deiner allzu leicht aufgeregten Einbildungskraft werdest. Geh', mein Sohn, und bessere Dich!"

## 7.

In dem dunkeln Gefängnisse, das von oben her nur einige Lichtstrahlen empfing, bemächtigte sich des tief gekränkten Berthold eine große Schwermuth, und er sprach mit sich selber so: „Wie! Immer und immer habe ich in diesen Klostermauern nur Verfolgung und Strafe zu erleiden? Und weßwegen? — Weil ich mich den Vorurtheilen und den abergläubischen Satzungen nicht fügen kann — nicht fügen will, welche mir ganz harmlose Dinge untersagen, Dinge, mit denen sich mein Geist so gern beschäftigt, welche der Menschheit eher Nutzen als Schaden bringen können?

Nein, länger trage ich nicht das schwere Joch dieses sklavischen Gehorsams, dieser Willkürherrschaft und unbedingten Unterwerfung. Ich muß es zertrümmern und mich aus demselben erretten, so lange ich noch Kraft in mir fühle. Hinaus muß ich aus diesen dumpfen Kerkermauern, in die Freiheit — zum heiteren Sonnenblicke des Lebens will ich wieder zurückkehren, der mir schon Jahre lang durch die fürchterlichen Gesetze des Drucks und der Gefangenschaft geraubt

ist. Fort will ich zu Therese — — doch still, diesen Namen darf ich nur denken, aber nie vor meinen lauschenden und neidischen Mitbrüdern aussprechen, wenn ich nicht sie und mich zugleich in das größte Elend stürzen will.

Auch sie wird gern Alles beitragen zu meiner Flucht — sie wird mich begleiten in die Ferne — weit, weit hin, bis in ein anderes Land, wo keine so feindseligen Menschen wohnen, wie hier, die Jedem des Lebens kleinste Freude mißgönnen und jede harmlose Lust mit Strafe und Bann belegen. —

Aber wie soll ich das schwere Wagniß ausführen? — Niemand darf darum wissen, als mein Freund Albert. Und er? wird er sich wohl dazu verstehen, mir auch hierin seine Freundschaft zu beweisen? Kann ich mich auf ihn verlassen? —

Ja, ich kann es sicher; er ist der einzige Mensch auf Erden, dem ich all' mein Seelenleiden anvertrauen kann, der mir stets in meinem Unglück Muth und Trost einsprach. Ihm will ich mein Vorhaben entdecken, sobald ich wieder aus dieser Haft befreit bin; ihm vertraue ich auch allein das Geheimniß meiner aufgefundenen Mischung an, welche eine so allgewaltige, zerstörende Wirkung hervorbringt, in der eine Kraft liegt, wie in dem schrecklichen Donnerstrahle selbst. Er mag das Geheimniß, wenn ich einst nicht mehr bin, der Welt bekannt machen, und mein Name wird dann erst unsterblich sein, wenn ich längst dieser Erde entrückt bin. So ergeht es mit allen großen Menschenwerken; so lange ihre Hervorbringer noch leben, macht man sich gewöhnlich nicht viel daraus; erst wenn sie gestorben sind, blüht ihnen der Kranz des Ruhms, den eine dankbarere Nachwelt auf ihr Grab legt.

Doch was ist alle Menschengröße? — Nichts als ein leerer Dunst, — ein leerer Traum, wie ich einen schönen in der vergangenen Nacht träumte, worin ich hoch von den Menschen emporgehoben wurde, — in einer zauberartigen Gegend mich befand — wo mir Kränze und Blumengewinde dargebracht wurden — wo ich mich glücklich fühlte — ich, der jetzt in diesem Augenblicke mich wieder als ein armer Klostermann so elend im Sklavenjoche fühle. Ja, — nur im Traume ist der Mensch glücklich — in der Wirk-

lichkeit mischt sich immer Herbes und Bitteres in den Trank der Freude."

In solchem Selbstgespräche schlummerte er endlich sanft ein und vergaß in den Armen des Schlafes all sein Elend, sein trauriges Loos auf dieser Erde.

## 8.

Allmählig rückte der Herbst heran, mit seinen rauhen und scharfen Nebeln, die weit über Berge und Thäler sich ausbreiteten, und mit den trüben Tagen mehrte sich auch der Trübsinn und die Schwermuth des Pater Berthold, so daß es selbst seinen Mitbrüdern auffiel, obschon er sich alle Mühe gab, heiter und fröhlich zu scheinen. Doch wußte Niemand den Grund davon, als sein innigster Freund und Vertrauter, Pater Albert.

Diesem hatte er seinen Entschluß im Geheimen mitgetheilt, nämlich, daß er bei nächster Gelegenheit die Flucht ergreifen und wo möglich auch Therese bereden möchte, ihn zu begleiten. Aber wann und wie sollte das ausgeführt werden? — Darüber hatten Beide noch nichts Bestimmtes beschlossen, weil Berthold zuerst mit Therese Rücksprache nehmen und ihre Einwilligung erhalten mußte.

Auch darauf war dem armen Berthold sehr bange, ob sie auch dazu sich verstehen werde, einen solchen gewagten Schritt zu thun, ihre Eltern zu verlassen, gegen die sie keine Klage hatte, als daß sie von ihnen allzu streng behandelt und zu übermäßigem Aberglauben und Frömmeleien angehalten wurde. Doch sie liebt mich so sehr, dachte er — sie wird sich gewiß dazu entschließen, wenn ich ihr offenbare, daß davon das Glück meines ganzen Lebens abhänge, daß ich ohne sie nicht leben kann und daß wir nur auf diese Art zu unserm Ziele gelangen können.

Wenige Tage nachher mußte Berthold mit seinem Freunde zu einem Kranken in einer engen und stillen Gasse am Abend eilen. Auf dem Heimwege begegneten sie Therese, welche einen Ausgang machte, um für ihre Eltern bei Bekannten einen Auftrag zu besorgen. Hier war nun keine Zeit zu verlieren, denn es wurde schon etwas dunkel und zugleich mußte

man Alles vermeiden, um keinen Verdacht zu erregen, obschon um diese Zeit und in dieser einsamen Gasse selten Jemand vorüberging. Er erklärte also ihr nur kurz sein Vorhaben und bat sie um ihre Einwilligung. Sie war anfangs sehr überrascht — zauderte — doch weil sie sah, daß es sein Seelenwunsch war, daß sie dadurch zu seinem Lebensglücke beitragen könne, willigte sie ein, empfahl ihm aber die größte Vorsicht.

Schnell sagte Albert, der Ruhe und Besonnenheit genug hatte, am besten werde sich hiezu der Tag oder vielmehr die Nacht des heil. Franziskus eignen, wo die Mitbrüder in festem Schlafe ruhten und die Sache am sichersten zu bewerkstelligen sein werde. Sie erklärte sich dazu bereit und — jetzt mußten sie sich trennen, da sie eine andere Straße einzuschlagen hatte. Beim Scheiden drückte sie ihm ein Brieflein mit folgenden Worten in die Hand: „O laß mich bald wieder in Dein liebes Auge blicken — laß' uns dann Aug' in Auge ruhen! Die Unermeßlichkeit, die wir fassen, verklärt Alles und ewig; o laß' sie uns entströmen unbeirrt von Raum und Zeit, immerdar in lebendiger Gegenwart. Auf ewig Deine Therese!"

Nun war Berthold nicht nur beruhigt, sondern voll belebender Hoffnung und Freude, daß bald sein höchster Wunsch in Erfüllung gehen und er mit der Freiheit zugleich auch das Glück der Liebe genießen sollte. Er konnte es fast nicht erwarten, bis die wenigen Wochen vorüber waren, wo das Fest des heil. Franziskus erscheinen würde, nachdem er noch niemals in seinem Klosterleben solche Sehnsucht gefühlt.

Unterdessen war sein Freund Albert thätig, um im Geheimen alle Anstalten zur Flucht zu treffen, damit ja die Sache nicht fehlschlage. Endlich kam der lang erwartete Festtag, der 4. Weinmonat, der Tag der höchsten Feier für das Kloster, weil die Verherrlichung ihres ersten Gründers und Stifters des Ordens statt fand. Für Berthold sollte es der Tag des neu errungenen Lebens, der Tag der Erlösung aus Ketten und Banden, der Tag der Befreiung aus dem Kerker sein.

## 9.

Am Vorabende des Festes wurde schon feierlicher Gottesdienst gehalten, wo der höchste Glanz aufgeboten wurde, der dem armen Kloster zu erreichen möglich war. Am Feiertage selbst wurden Messen ohne Zahl gelesen, das Hochwürdige war immer ausgesetzt, während die Schaaren der Gläubigen andächtig in die Kirche strömten, um den zwanzigjährigen Ablaß für ihre Sünden zu gewinnen. Der Weihetisch war mit einer Menge von Kerzen und mit Blumen geschmückt, Alles verkündete die höchste Feier. Laute Gebete wurden von dem versammelten Volke bis zum späten Abend verrichtet, wo die Andacht mit Weihrauch, Gesang und Segen feierlich geschlossen ward.

Als die Feier vollendet und das Heiligthum geschlossen war, fing erst im Kloster selbst der Schmaus an, der an diesem Tage mit mehr und weit besseren Speisen als gewöhnlich statt fand, und auch mit einigen Bechern und Krügen Wein zur Ehre des großen Heiligen freudig begangen wurde, so daß Mancher in seinem Kopfe höhere Begeisterung empfand, als an gewöhnlichen Tagen. Es war für die gefangenen Brüder Einer der wenigen Augenblicke, wo sie die Leiden ihrer Gefangenschaft vergaßen und sich von ihren Fesseln befreit wähnten.

Als das Mahl vollendet war und Alles in tiefem Schlummer lag, so machte sich Berthold mit Albert auf und schlich sich leise in den Garten, wo schon eine Leiter bereit war, an der Berthold sich hinauf schwang, nachdem er von seinem Freunde zärtlich Abschied genommen hatte. Mit größter Eile durchschritt er einige Gassen bis zu Thereſens Hauſe, die schon an der Thür zur besagten Stunde harrte. Sie wollten rasch mit einander forteilen, als plötzlich drei starke Männer aus der Nebenstraße auf sie zukamen; zwei bemächtigten sich mit starken Armen des überraschten Berthold und der dritte nöthigte Therese, wieder in ihre Wohnung zurück zu kehren.

Berthold wehrte sich aus allen Kräften — aber umsonst; er wurde gebunden und von diesen Unbekannten in das Kloster zurückgeführt. Als er ankam, traf er zuerst den alten verschmitzten Pater Gregor im Gange an, der ihm zurief:

„Nun, seht Ihr, daß ich Euch nicht umsonst früher erinnerte und warnte! Warum habt Ihr mich damals so mißhandelt? So rächt sich Eure Unbesonnenheit und Eure Thorheit selbst. Ich wußte längst von Eurem Vorhaben und mir habt Ihr es zu danken, daß es vereitelt wurde. Das ist nun meine Rache für jene Behandlung in der dunkeln Kammer."

Jetzt machte sich Berthold, nachdem ihm die Bande abgenommen waren, voll Wuth schnell auf und davon in sein unterirdisches Gewölbe. Dort schlug er eiligst Feuer, nahm all' den Vorrath von der geheimnißvollen Mischung, die er in einem verschlossenen Gefäße aufbewahrt hatte, setzte sich darauf, zündete es entschlossen an und mit furchtbarem Knall flog er sammt dem Behältniß in die Luft und fand seinen plötzlichen Tod.

Durch den fürchterlichen Knall und die Erschütterung aus dem Schlafe geweckt, kamen bald die Mönche herbei und fanden den Entseelten und Verstümmelten in seinem Blute da liegen. Als man dem Pater Guardian diese Trauernachricht brachte — stürzte er zu Boden mit dem Ausrufe: „Ach mein armer — vielgeliebter Sohn Berthold, mußte ich das Allerschrecklichste noch an Dir erleben!" — und starb. Der Schreck hatte ihn getödtet — er war Bertholds Vater gewesen. Niemand wußte um dieses Geheimniß, bis man es nach seinem Tode unter seinen Papieren aufgezeichnet fand.

Therese ging nun nach dem traurigen Ende Bertholds freiwillig in ein Kloster und beschloß in einigen Jahren ihre irdische Laufbahn. Albert allein weinte oft in seiner Zelle über das traurige Schicksal seines gefühlvollen und edlen Freundes. Er war der einzige, dem die geheimnißolle Mischung bekannt war, und diese hinterließ er nach seinem Tode der Welt schriftlich, indem er zugleich hinzufügte, daß nicht er, sondern Berthold der Erfinder derselben gewesen sei. Später entstand die Sage, daß Berthold vom Teufel geholt worden sei.

Der alte schlaue und neidische Gregor fühlte solche Gewissensbisse über den durch ihn veranlaßten Tod Bertholds, daß er binnen Jahresfrist sein sieches Leben endete. Lange getraute sich Niemand in jenes unterirdische Gewölbe bei Nacht

zu gehen, weil man immer behauptete, daß dort Geister ihr Wesen trieben und oft ein starkes Getöse und Gepolter vernommen werde. Aber noch viel ärger tobten die Geister, die Berthold durch seine Erfindung heraufbeschworen, als später aus hundert und hundert Feuerschlünden die tödtenden Kugeln auf ganze Städte und auf Heere von Menschen nach allen Seiten hin flogen und Alles zertrümmerten.

— — r.

## Die Gothen.

Im Laufe von vier Jahrhunderten sehen wir das Volk der Gothen von den Mündungen der Weichsel erst langsam bis zur Donau und den Küsten des schwarzen Meeres vorschreiten, dann ein großes und mächtiges Reich in diesen Gegenden stiften und, seine Kräfte im Kampfe bald gegen die wilden Nachbarn im Norden und Osten, bald gegen Rom, bald in dessen Dienste übend, zu einer Macht erstarken, welche das römische Reich im Morgenlande aufrecht hielt, im Abendlande zertrümmerte.

Aecht deutsch an Leib und Seele, tapfer und beharrlich, bieder und verwegen, dabei empfänglich für die Genüsse nicht bloß, womit der Süden lockte, sondern auch für die Künste, womit er sie zu steigern und zu veredeln wußte, rückten die Gothen, einem unwiderstehlichen innern Drange folgend, nicht zur Verwüstung heran, wie die Alemannen, sondern um wirklich zu erobern, das Eroberte zu behaupten und es mit neuen Kräften zu beleben.

Offenen Sinnes für alles Große und Schöne und dabei ruhig überlegend, gehorchten sie mehr als die westlichen Deutschen Gesetz und Obrigkeit, doch unbeschadet der Freiheit; sie erhoben die Herrlichkeit Roms und den alten Ruhm Griechenlands, ohne sich diesem oder jenem zu unterwerfen, oder **deutsches Wesen** und **deutsche Herkunft** dafür zu **verläugnen.** Sie nahmen als Sieger das Christenthum an von den Besiegten, nicht seines äußern Glanzes, sondern seiner innern Wahrheit wegen; aber sie glaubten nicht

mehr, als sie mit schlichtem gesunden Menschenverstande meinten begreifen zu können.

So trugen sie das Heiligthum deutscher Eigenthümlichkeit unbefleckt und geläutert durch die verdorbene Welt und erlagen, nachdem sie römische Weltverfeinerung in den Staub getreten und das menschliche Geschlecht mit neuen Keimen des Heldenmuthes und der Liebe, des Glaubens und der Weisheit befruchtet hatten — theils urdeutscher Wildheit, theils der frischern Begeisterung der Söhne Muhamed's.

So zerfällt die Geschichte der Gothen in zwei große Abschnitte: Der erste endigt mit dem vierten Jahrhundert, wo sie im oströmischen Reiche festen Fuß gefaßt haben. Von da beginnt der Kampf um die Herrschaft im Abendlande, bald gegen Rom, bald gegen ihre deutschen Nebenbuhler. Mit dem Ende dieses Kampfes verschwinden sie, bis auf wenige Spuren ihres Namens, aus der Geschichte; der Geist aber, der sie belebt und von ihnen aus sich über die Welt verbreitet hatte, wohnte unsterblich über den Trümmern ihrer Reiche.

Wir wollen hier nur den ersten Theil ihrer Geschichte in Betracht ziehen.

Ueber den Ursprung und die frühesten Schicksale der Gothen streitet die Muthmaßung mit der Sage; die Geschichte findet sie zuerst um das Jahr 320 vor Christus am Ausflusse der Weichsel, doch ohne Nachricht von ihrem Wesen und ihrer Herkunft. Erst im Anfange unserer Zeitrechnung erscheinen in jenen Sitzen andere Bewohner, die Gothen weiter oben an der Weichsel im Bunde mit Marbod, doch so unabhängig von diesem, daß ihr Landsmann Catualda, den er vertrieben, bei ihnen Schutz und hinreichende Theilnahme fand, um bald darauf zurückzukehren und den mächtigen Stifter des Markomannenreiches von Land und Leuten verjagen zu können.

Später rief Decebal die Gothen zu Hilfe gegen Domitian; da wurden sie zuerst mit den Römern bekannt. Die weiseren Nachfolger Domitian's erkannten die Kraft, welche in diesen schlichten, stattlichen Nordländern wohnte, und hielten gutes Vernehmen mit ihnen, also, daß sie Decebal nicht

beistanden, da Trajan ihn überwand und dessen Reich römischer Botmäßigkeit unterwarf.

Diese Eroberung aber brachte die Gränzen des römischen Gebietes den Sitzen der Gothen näher und der Verkehr zwischen beiden Völkern wurde lebendiger. An die Gothen schlossen sich ihre östlichen und westlichen Nachbarn aus Furcht vor den Römern an, bei ihnen suchten dacische Flüchtlinge Schutz, bei ihnen häuften sich Züge von Abenteurern, die, weil am Rheine die Waffen ruhten, aus dem inneren und nördlichen Deutschland oder aus Skandinavien herüber weiter strebten.

So wuchsen die Gothen an Volkszahl, und da sie keine Städte und wenig Gewerbe hatten, vielmehr nach deutscher Art zerstreut in den Wäldern wohnten, wurden ihnen die Ufer der Weichsel bald zu enge; auf Kampf und Abenteuer stand ohnehin ihr Sinn; da ergossen sich zahllose Schaaren nach Osten und kämpften mit den Völkern bis an den Don um Land und Herrschaft.

Ihre höhere Bildung besiegte die Waffen, ihr milder Sinn die Herzen dieser Nachbarn, in welchen sie dagegen die alte Stammverwandtschaft ehrten. Ueberdies brachten die Gothen den Ueberwundenen die alten Götter wieder, welche zum Theil den Lehren der Griechen gewichen waren; dem großen Odin opferten sie Gefangene, ihm die beste Beute, ihm die Rüstung erschlagener Helden.

Daneben aber duldeten sie nicht bloß die eingedrungenen fremden Lehren, sondern wie sich ihnen die reiche blühende Sagenwelt der Griechen aufschloß, belebten sie dieselbe neu mit den Namen ihrer Helden. Die Thaten Odins und seiner Nachfolger, gefeiert in den Liedern der Gothen, wurden vermählt mit den Dichtungen und alten Geschichten der Griechen, also, daß Herkules, Theseus, Achilles, Kyros und Alexander der Große mit Berig, Filimer, Arichis und andern gothischen Helden bald kämpften, bald Brüderschaft trinken mußten, und Alles, was weiter rückwärts liegt, durch diese Vermischung der Sagen verwirrt und mährchenhaft ward und für die Geschichte verloren ging.

Desto wunderbarer tritt uns das neue Leben entgegen, wie es sich am Ende des zweiten Jahrhunderts gestaltet

hatte. An der nördlichen Küste des schwarzen Meeres wohnten die alten Skythen, Wanderhirten und Halbwanderhirten. Zwischen ihnen und den Römern bestand seit lange her Handelsverkehr — und Krieg; zwischen beide traten um diese Zeit die Gothen, für die Ersten als Stammverwandte, natürliche Bundesgenossen und Vorkämpfer, für die Letzten erst gefährliche Gegner, bald unentbehrliche Verbündete.

Während die Gothen von den wilden Skythen die Kunst, Bogen und Pfeil zu gebrauchen, erlernten und ihr zweckmäßiges Kriegskleid annahmen, wußten sie dieses mit solcher Kunst zu bearbeiten, daß die Römer erst der Gothen Schuhe, dann ihre ganze Tracht nachahmten. Während sie in Liedern und Sagen ihre Geschichte mit der skythischen vermählten, sahen sie den Römern die Vortheile ihrer Kriegskunst ab.

Durch ihre Fahrten an strengern Gehorsam gegen die Führer gewöhnt, waren sie früh schon in gleiche Schaaren abgetheilt, die sie durch die Farben der Feldzeichen unterschieden, alle Waffengattungen, alle Kampfweisen gleichmäßig geübt, Fußvolk und Reiterei in angemessenem Verhältnisse und das ganze Heer eben so geschickt, in großen Schlachten zu fechten, als in schnellen, flüchtigen Streifzügen die Wagenburg aufzuführen, bald für den Zug im Vierecke, bald, zum Schutze der Lagerung, im Kreise — darin namentlich zeigten sich die Gothen als Meister. Während sie Rom aufs Hartnäckigste bekämpften, sehen wir sie in Künsten und Geschäften der Römer so erfahren, daß diese nicht minder den Scharfsinn der gothischen Staatsmänner bewunderten, als die schönen und kunstreichen Arbeiten gothischer Frauen.

Schon bald nach dem Ende des markomannischen Krieges erhielten die Gothen Jahrgelder von Rom, dem sie dafür die Gränze gegen die Einfälle der Skythen und Sarmaten schützten. Erst als Maximin, jenen durch besondere Bande der Landsmannschaft, vielleicht der Blutsfreundschaft, theuer, dem Schwerte der Empörung erlag, brachen, nicht, wie zuweilen früher, einzelne Abenteurer, sondern das ganze Volk der Gothen ins römische Gebiet — vielleicht um Wehrgeld zu holen oder Blutrache zu nehmen. Sie kehrten mit reicher Beute heim, ehe die Heere des Kaisers zur Stelle kamen.

Gleichwohl hielt dieser einen Siegzug (Triumphzug) und legte sich den Namen Gothicus bei. So begann und endete (242—244) der erste der gothischen Kriege, die in kaum einem Menschenalter Rom in seinen Grundfesten erschütterten.

Während des langen Friedens mit Rom hatten weise Könige, namentlich Amala und sein Sohn Isarna, die Gränzen des gothischen Reiches erweitert und seine innern Kräfte trefflich entwickelt. Die beiden stammverwandten Völker der Greuthunger und Therwinger erkannten seine Hoheit an, doch unbeschadet der alten Freiheit, also daß nicht bloß jeder freie Mann in seinem Hause Herr, Priester und Richter war und auf eigne Faust auswandern oder Kriege gegen Nichtverbündete unternehmen konnte, sondern es behielten auch die einzelnen Gaue das Recht, ihre eignen Richter zu haben und besondere Fehden ohne Gebot des Königs zu führen, dem nur zum Heerbanne männiglich verpflichtet war.

So standen die Sachen, als nach Beendigung des ersten gothischen Krieges (245) der Kaiser Gordianus die Auszahlung der Jahrgelder verweigerte. Ueber die Gothen herrschte Ostrogotha, des großen Amala Enkel; er führte 30,000 Mann siegreich gegen Rom. Aufgehalten durch den Angriff der Gepiden unter Hastida, und nach dessen Besiegung durch den Tod, hinterließ er Krone und Krieg Kniva, der nun schon an der Spitze von 70,000 Mann tief ins römische Gebiet eindrang, Philippstadt erstürmte und drei römische Heere schlug.

Mit dem letzten fiel Kaiser Decius selbst; sein Nachfolger Gallus bat um Frieden und erhielt ihn gegen das Versprechen: die Gothen mit aller Beute und allen Gefangenen ungestört abziehen zu lassen, auch künftig Jahrgelder zu bezahlen. Dafür hielt er seinen Einzug in Rom als Sieger. Das Volk jauchzte; so viel höher hielt es schon den Frieden, als die Ehre. Dieses geschah im Jahr 252.

Die Nachbarn der Gothen, auch einzelne Gefolge von diesen, fanden sich durch solches Beispiel gelockt, ähnliche Friedensschlüsse zu ertrotzen. Die Herrscherwechsel und Bürgerkriege im römischen Reiche begünstigten ihre kühne Raubgier, und weder Valerians besonnener Muth, noch Probus

kriegerische Rastlosigkeit vermochten dauernd diese Gränzen zu beruhigen.

Nachdem die europäischen Lande ausgeplündert waren, ergossen sich (258 und 259) ganze Heere aus skythischen und sarmatischen Völkerschaften über Kleinasien; Pythos, Trapezunt, Chalkedon, Nikomedia, Nikäa und andere Städte fielen und lohnten die verwegene Raubluſt der Abenteurer mit unermeßlicher Beute. Dann im Jahre 260 traf die Reihe Illyrien und Italien; bis vor Rom drangen die Raubheere. Noch widerstand die Stadt; Hungersnoth und Seuche ermüdeten die Geduld ihrer Belagerer früher als ihre eigene; das flache Land ward schauderhaft verwüstet.

Im nächsten Jahre traf die Reihe wieder Kleinasien, und im darauf folgenden (262), nach Ueberwältigung der Meerenge, das südliche Griechenland und die Westküste von Kleinasien. Kaiser Gallienus vermochte ihren Rückzug nur zu beschleunigen, nicht zu hindern; und eine Abtheilung ihres Heeres, die er besiegt zu haben sich rühmte, nahm er in seinen Sold, indem er ihren Führer Naulobat zum Consul erhob.

Solche glänzende Erfolge lockten zu immer großartigeren Versuchen. Im Jahre 268 fuhren 6000 Fahrzeuge mit 300,000 Mann aus dem azowischen Meere nach dem Bosporus; die ungeheure Rüstung rieb sich selbst auf, nur ein kleiner Theil kam zu Sieg und Beute, um sie bei Naissus an Kaiser Claudius wieder zu verlieren; 50,000 sollen in dieser Schlacht gefallen sein; von Gefangenen erzählen die römischen Geschichtschreiber nichts.

Eine kleine Abtheilung schlug sich durch, gewann das Gebirge und hielt sich hier mit einer fast beispiellosen Ausdauer, bis der siegreiche Kaiser, durch ihren Trotz ermüdet, ihnen (270) ehrenvollen Frieden und Land im römischen Gebiete für Kriegsdienst gewährte. In demselben Jahre brach ein neues Heer, aus vielen gothischen Völkern zusammengesetzt, den vorigen an Menge gleich, ins römische Gebiet ein. Kaiser Aurelian zog ihm entgegen, es kam zur Schlacht; einen ganzen Tag lang schwankte der Sieg, am zweiten unterhandelte man und am dritten kam ein Friede zu Stande:

„Die Römer gestatten den Deutschen, ihr Land jenseits der Donau zu bewohnen, freien Handel und Verkehr in allen römischen Städten; dafür stellen diese dem Kaiser — 2000 Reiter."

Das Land bis zur Donau hin, worin ein großer Theil der bisherigen Bevölkerung zurückblieb, da die Herrschaft der Gothen nicht drückender und jedenfalls wohlfeiler als die der Kaiser sein mochte, wurde der Hauptsitz der gothischen Macht, und bald blühten hier die Künste des Friedens und eine Gesittung, welche eben so sehr für die geistigen Fähigkeiten der Gothen zeugt, als ihre bisher nur aufgezählten Kriege, deren genauere Betrachtung sich durch viele der merkwürdigsten Züge belohnt, für ihre Tapferkeit und ihr kriegerisches Geschick.

Nur die ersten dieser Kriege waren bloß auf Rache oder Raub gerichtet, die nächsten auf Eroberung und Besitz; aber nicht nach unsern heutigen Begriffen, wo ein Staat den andern verschlingt, sondern im Geiste des nordischen Heldenthums, wo der freie Mann sein eigenes Gut als eigener Herr besaß, nur darum dem Gesetz gehorchte, weil er es selbst beliebt hatte. Der äußere Glanz der Kaiserwürde lockte, der freie Deutsche, der einzeln oder mit verschworenen Genossen auf Eroberung auszog, kämpfte mit dem römischen Bauer um Haus und Hof und leistete dann dem mächtigen Schirmherrn, wenn er ihn ruhig sitzen ließ, gern Ehrfurcht und Heeresfolge, ließ sichs auch wohl gefallen, von ihm Land gegen Zins zu nehmen, gleichsam als Lehen. In beiden Fällen war er seines Aufrufes gewärtig und unverbrüchlich treu.

Für das Christenthum machte die Gothen ihr offener, vorurtheilsfreier und hochdichterischer Geist empfänglicher, als irgend ein anderes deutsches Volk war. Die einfache Größe, die innere Wahrheit und Würde des christlichen Gottglaubens (Religion), seine Unabhängigkeit von bestimmten Orten, von äußeren Gebräuchen, von Gotthallen (Tempeln) u. dergl. empfahl ihn dem natürlichen Sinn der Gothen. Den ewigen unsichtbaren Allvater kannten sie schon; der Heiland und seine zwölf Boten entsprachen ihrem Odin mit den zwölf Asen; die Verehrung der Maria ihrem Glauben an die Heiligkeit der Frauen.

Die christliche Demuth und Treue, womit die gefangenen Griechen der Gothen milde Behandlung gern vergalten, weil ihnen die Gefangenschaft Ruhe, Friede und Sicherheit gewährte, endlich der beharrliche Muth, womit die ersten Christen ihre Lehre unter Verfolgungen und Qualen aller Art bekannten und begeistert in den gräßlichsten Tod gingen, dieses Alles mußte den Gothen ein gutes Zeugniß für die neue Lehre sein. So kam es, daß sich das Christenthum, obgleich von den Herulern und andern wildern Stämmen und ihren Fürsten verspottet und verfolgt, sich bei den eigentlichen Gothen und Vandalen um so schneller verbreitete.

Diese hatten schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Priester, welche den Gottesdienst in gothischer Sprache vollzogen, und sogar Bischöfe, die an den Versammlungen der Kirchenväter Antheil nahmen. Später übersetzte Bischof Ulphila die heilige Schrift ins Gothische, und da er hierzu zuerst Schriftzeichen für die tiefen und kräftigen Laute der altdeutschen (hier gothischen) Sprache erfinden mußte, so ist er nicht bloß der erste deutsche Schriftsteller, sondern in Wahrheit der Vater unserer Gelehrtheit.

Das Verhältniß der Gothen zu Rom blieb von da an im Ganzen friedlich, wozu beitragen mochte, daß immer mehr Gothen im römischen Dienste zu den höchsten Ehren emporstiegen und durch ihren Einfluß das gute Vernehmen mit dem Volke erhielten, während dieses zugleich ein halbes Jahrhundert lang in Kriege mit nördlichen und östlichen Nachbarn verwickelt war, die oft bis an den Rhein, ja über den Rhein hin fortbrannten und damit endigten, daß der ganze Nordosten Europas den Gothen unterthan wurde.

Den ersten Blick in diesen blutigen Krieg verstattet uns ein Sieg der Heruler, der wie ein Blitz das Dunkel zerreißt, das uns diesen Theil der Geschichte verhüllt. Wir sehen alle Völker im wilden Getümmel, vom azowischen Meere bis an den Bodensee Kampf und Blutvergießen. Die Heruler stürmen durch Ungarn und Polen, werfen die Burgunden auf die Alemannen und reißen beide mit sich fort in das verwüstete Gallien, wo Hunger und Krankheit sie aufreibt und

ohne Rettung in die Speere der zurückgebliebenen Alemannen oder des verfolgenden Maximinians jagt.

Aber hinter ihnen loderte die Flamme des Krieges fort auf dem ganzen Wege, den sie genommen; Burgunden und Alemannen schlugen sich um die Gränze; Westgothen mit Gepiden und Vandalen.

Doch wie der Blitz die Nacht, welche er erleuchtet hat, noch dunkler zurückläßt, so finden wir nach dieser dürftigen Nachricht in einer Reihe von Jahren keine Spur von dem Kampfe zwischen Skythen und Gothen; nur daß er fortdauerte, offenbart sich aus vielen einzelnen Zeichen.

Die Gothen standen im Bunde mit Rom. Diocletian bekämpfte neben den Sarmaten auch seine skythischen Nachbarn, die Karpen, überwand sie und theilte sich mit den Gothen in die Beute. Diesen ließ er das Land, dessen er zu viel hatte, und führte die Menschen, woran es ihm fehlte, ins römische Gebiet. So hatten die Gothen die Oberhand und konnten dem Kaiser, als er nach Persien zog, ein Heer stellen, das ihm zum Siege half. Dennoch trauten die Kaiser den Gothen nicht, weil ein unbefangener Blick auf deren jugendliches Emporwachsen und auf die innere Fäulniß des römischen Reiches ihnen die Gefahr deutlich zeigte, die bei dem ersten Bruche des Friedens über Rom hereinbrechen müßte. Darum ließen Diocletian und seine Nachfolger sich die Befestigung des rechten Donauufers aufs Sorgfältigste angelegen sein, und viele Städte, die noch heute blühen, verdanken ihnen ihren Ursprung.

Da Constantin der Große im Abendlande herrschte, scheint das Kriegsglück die Gothen verlassen zu haben. Ihr König Rausimod drang mit Völkern vom Ufer des azowischen Meeres bis an die Donau hinauf und wagte sich sogar ins römische Gebiet. Nicht zufrieden, das flache Land zu verwüsten, ging er in seiner Kühnheit sogar auf eine römische Burg los, warf Feuer hinein und wollte sie stürmen; aber Constantin kam so schnell herbei, daß die Skythen sich dessen nicht versahen, plötzlich im Rücken angegriffen über die Donau ins Land der Sarmaten fliehen mußten. Rausimod und die Tapfersten fielen im Kampfe, die Uebrigen

ergaben sich dem Kaiser und erhielten Land und Städte in seinem Gebiete.

Die Gothen, auf diese Art von ihren Drängern befreit, erneuerten das Bündniß mit Constantin und stellten 11,000 Mann zu seinem Heere, die ihm treulich seinen Nebenkaiser überwinden und Constantinsstadt erbauen halfen, wo er jetzt als alleiniges Oberhaupt des römischen Reiches herrschte. Von nun an zahlte er ihnen keine Jahrgelder mehr und ließ nicht nur viele Städte und Burgen am rechten Ufer der Donau, sondern endlich sogar eine Brücke über den Strom erbauen, zum Zeichen, daß er der Herr desselben sei, so wie er auch am Rheine gethan hatte. H.

---

# Gedichte.

## Die Lorelei.

Dort oben auf dem Felsen sitzet
Die Lorelei in stiller Nacht,
Und ihr Geschmeide strahlt und blitzet
Wohl in des Mondscheins Silberpracht.

Wie glänzt ihr seiden Haar, wie singt
Sie dazu wunderbaren Sang,
Der wieder in den Bergen klingt,
So sehnsuchtsvoll, so froh und bang.

Doch unten braust und tost der Rhein,
Und seine Wellen, weiß umsäumt,
Er stürzt sie über schroff Gestein,
Daß hoch der Gischt zum Himmel schäumt.

Doch dort, dort naht ein schwanker Kahn
Und steuert in die wilden Wogen,
Jetzt schleudern sie ihn himmelan,
Jetzt wird er tief hinabgezogen.

Es sitzen in dem Kahn zwei Ritter,
Der eine, in der Jugend Glanz,
Verachtet keck das Ungewitter
Und steuert in der Wellen Tanz;

Er hört der Jungfrau hohes Lied,
Sein Herz kann ihm nicht widerſtehen
Und ſie, die ſonſt er ſorgſam mied,
Er muß, wenn einmal nur, ſie ſehen.

Der andere, der ſilberweiß
Gebleicht ſchon iſt an Bart und Haaren.
Er warnet, der beſorgte Greis,
Den theuern Sohn vor den Gefahren:

„Sieh, wie der Rhein ſo furchtbar ſauſt!
„Mein Sohn, mein Sohn, o bleib zurück!
„Hörſt Du den Strudel, wie er brauſt?
„O Gott, da rettet Dich kein Glück!"

Doch jener ſpricht voll keckem Muth:
„Ein deutſcher Mann, der fürcht't ſich nicht."
Und ſteuert raſch zu auf die Fluth
Mit Freud' verklärtem Angeſicht.

„O Jeſus hilf, dort ragt der Lei!
„Mein Sohn, mein Sohn, fahr' nicht hinab!
„Es ſingt Dich ſonſt die falſche Fei
„Wohl in des Rheines kühles Grab!"

Der Alte ruft's, von Furcht bewegt,
Und hält den Kahn mit ſchwacher Hand,
Umſonſt — der Rhein, hoch aufgeregt,
Hinabreißt ſie zur Felſenwand.

Der Jüngling läßt das Ruder ſinken,
Er kann und will es nicht mehr brauchen,
Sein Ohr will den Geſang nur trinken,
Die Jungfrau ſeh'n nur ſeine Augen,

Wie von den Locken ſie umfloſſen
Dort auf der Felſenkuppel ſitzt,
Und wie vom Mondlicht übergoſſen
Ihr dunkel Auge lieblich blitzt.

Und wild und wilder brauſt der Rhein,
Und donnernd brandet ſich die Fluth,
Der Nixe Sang tönt voll darein,
Hoch wallt des Jünglings heißes Blut.

Des treuen Vaters furchtſam Warnen,
In ſeiner Sehnſucht hört er's nicht,
Der Nixe Reize ihn umgarnen,
Und, ach! — am Lei der Kahn zerbricht.

Den Alten ſchont die Fluth ſo wild,
An's Ufer ſchleudern ihn die Wogen,
Doch ſeines Sohnes holdes Bild
Wird in den Fluß hinabgezogen.

Und von des Lei'es Felſenwand
Schwingt Lorelei dann wieder ſich,
Die Fluthen glättet ihre Hand
Und ihres Liedes Ton entwich.

Und um den Jüngling legt und ſchlingt
Die Arme ſie in Liebesluſt,
Und in dem ruh'gen Strom verſinkt
Das holde Paar jetzt Bruſt an Bruſt.

††

---

## Weſtfäliſche Lieder.

### 1.

Die Sonne flicht aus glüh'nden Roſen
Dem müden Tag den letzten Kranz,
Und wirft auch mir, dem Hoffnungsloſen,
Ans Herz ein Stücklein Purpurglanz.

Doch ſchnell ſeh ich den Flammenſtreifen —
Als ob er ahne wohl mein Weh —
Von meiner Bruſt herniederſchweifen
Zu Füßen in den dunkeln See.

Wie drängt es mich, ihn feſtzuhalten,
Daß er die Schatten mir verſprengt,
Die ihre finſteren Geſtalten
Tief in die Seele mir gedrängt!

Die Wellen flüſtern, rauſchen, winken,
Der goldne Strahl verlockend ſchwirrt —
Was hält mich ab, ihm nachzuſinken,
Daß mir die Nacht genommen wird? —

### 2.

O ſenkt mich, wenn ich entſchlafen,
Nicht in die Erde hinein!
Ich will in den blitzenden Wogen
Des Meeres begraben ſein!

In des Meeres tiefen Gründen,
Wo Well' an Welle schäumt,
Da will ich ruhen und träumen,
Wie ich im Leben geträumt.

Ein Erdengrab ist dunkel,
Eng ist ein Todtenschrein,
Nie grüßt mit seinen Sternen
Der blaue Himmel hinein. —

Das Meer in seinem Spiegel
Die flüchtigen Sterne hält,
Die Sonne hat seine Fluthen
Zum Lager sich erwählt.

Drum will ich im Meere schlafen
Und in der Erde nicht!
Die Erd' ist eng und finster,
Das Meer ist weit und licht! —

*

---

## Die deutsche Eiche.

Einst entwuchs dem deutschen Vaterlande,
Sinnbild freier Kraft, die Rieseneiche,
Und sie spottete der Erdenbande,
Strebte, daß den Himmel sie erreiche.

Blumen sproßten auf in ihrem Schutze,
Bäume grünten in der Starken Schatten,
Adler machten sich den Stamm zu Nutze,
Nimmer fürchtend, daß er könn' ermatten.

Und vor seines Hauptes stolzem Schütteln
Floh'n entsetzt die fremden Völkerschaaren,
Wagten nicht am Riesenstamm zu schütteln,
Da gesund und fest die Wurzeln waren.

Doch am Marke nagend fraß Gewürme,
Und den Wipfel spalteten die Wetter,
Durch die Zweige zogen grause Stürme,
Führten fort die lebensgrünen Blätter.

Und entlaubt war bald die stolze Spitze,
Und es sanken hin die mächt'gen Aeste,
Grausam fuhren durch den Stamm die Blitze,
Hieben an ihm undankbare Gäste.

Also stand die alte deutsche Eiche
Lange Zeiten da, ein stiller Jammer,
Gleich der festlich aufgeputzten Leiche
Eines Riesen in der Todtenkammer.

Aus den Wurzeln treibend, unbemerket,
Sind die frischen Zweige aufgeschossen,
Halten sich, vom mächt'gen Thau gestärket,
Mit den Jünglingsarmen fest umschlossen.

Manche deutsche Männer, ernst und bieder,
Haben diese Keime treu geheget,
Daß die Eichenkraft erwachse wieder,
Wenn der morsche Stamm ins Grab geleget.

Und als drauf der letzte Sturm gekommen,
Jene Völkerwindsbraut jach und heftig,
Hat den alten Stamm sie weggenommen,
Doch die jungen Bäumchen standen kräftig.

Wachsend nun in gläubigem Vertrauen
Auf die Zukunft, stark durch ihre Einheit,
Freien Blicks zum Himmel auf sie schauen,
Schämen sich nicht ihrer jetz'gen Kleinheit.

Grünet fort so, junge deutsche Eichen,
Achtet nicht der Worte feiger Tadler,
Wachset kühn, den Himmel zu erreichen,
Und einst horsten auf euch wieder Adler.

J. H. Sievers.

---

## Amor's Vorzimmer.

Gehör gewährt' einst Amor
Jedwedem, der es wünschte.
Des Zutritts Ordnung hatte
Der Laun' er überlassen,
Die rücksichtlos, ob einer
Mehr Recht und Anspruch habe,
Die Lieblinge des Gottes
Vor allen andern einführt.
Es traten Scherz und Lachen
Zuerst in den Gehörsaal;
Doch blieben sie nicht lange.

Es unterhielt weit länger
Mit Amor sich die Jugend.
Von Huldinnen gefolget,
Fand Schönheit itzo Zutritt.
Izt hört die Eifersucht, und
Die Thorheit dann der Gott an,
Fast eine Stunde, Zeichen,
Daß wichtige Geschäfte
Er beiden anvertraute.
Verwirrten finstern Blickes
Trat in den Saal Verrath ein;
Rückkehrend aber blickte
Er fröhlich und zufrieden.
Der Zorn auch naht dem Gotte,
Mit ihm sich zu besprechen;
Und, ob verschiednen Sinnes
Stets unter sich, las doch man
Ihm deutlich auf der Stirne,
Man hab' ihn gut empfangen.
Beständigkeit erschien izt
Mit Unschuld ihr zur Seite;
Doch kehrten aus dem Saale
Verstört die ein' und andre.
Es hat, so viele waren,
Schon angehöret Amor;
Nur die Vernunft noch harrte
Des Zutritts in dem Vorsaal.
Es hat aus altem Hasse,
Sie früher anzumelden,
Die Laune unterlassen.
Und als den Gott nun müde
Sie sah von dem Empfange,
Da sprach sie, heimlich lächelnd:
„Noch ist Vernunft im Vorsaal."
Als diesen Namen hörte
Der Gott, senkt er die Blicke
Und spricht: „Es ist schon spät, laß'
Ein andres Mal sie kommen!"

Aus dem Italischen übersetzt.

Aus dem Nachlasse von **Elisabeth Kulmann.**

### Die Harfe.

Als eine Harfe ward der Menſch geboren,
Des Lebens Stürme in die Saiten drangen,
Sie ſeufzten klagend, und die hellſten ſprangen:
So ging der Freude Seligkeit verloren.

Da haben aus den Trümmern ſich die Thoren
Geknotet eine Saite noch mit Bangen —
Mir dünkt, ich ſeh' ein müdes Roß verlangen
Auf's Neue nach des Reiters ſcharfen Sporen.

Sie mögen ſtets nach Hirngeſpinnſten rennen,
Sie mögen ſchlafen, mögen ſich betrügen,
Und endlich an dem Irrwiſch ſich verbrennen, —

Ich aber will mich ſelber nicht betrügen,
Und ob die neue Saite ſie auch Hoffnung nennen,
Mir kann der eine Faden nicht genügen.

v. H***.

---

# Sprachliche Zeit- und Lebensfragen.

## Iſt vollkommene Sprachreinheit nothwendig?

Was nicht möglich iſt, das kann auch nicht nothwendig ſein; verdient wenigſtens, ſobald ſeine Unmöglichkeit anerkannt iſt, nicht mehr für nothwendig gehalten zu werden.

Unnöthig alſo, wie für jede Sprache, ſo auch für die unſrige, iſt diejenige Reinheit, vermöge welcher ſie, weder einzelne Wörter, noch Wortbiegungs- und Wortverbindungsarten mit irgend einer andern Sprache gemein hätte; denn dieſe Art von Reinheit gehört unter die Unmöglichkeiten.

Unnöthig ferner iſt, wie für jede Sprache in der wirklichen Welt, ſo auch für die unſrige, die zweite Art von Sprachreinheit, vermöge welcher ſie alles aus ſich ſelbſt, und keines ihrer Wörter, keine ihrer Wortfügungen und Redensarten aus irgend einer andern Sprache entlehnt hätte; denn auch dieſe Art von Sprachreinheit iſt weder zu erreichen, noch zu behaupten.

Aber möglich iſt, — wenigſtens für unſere Sprache, welche den Vorzug hat, eine Urſprache in weiterem Sinne des Wortes zu ſein, wenigſtens bis auf eine gewiſſe Stufe die dritte Art der Sprachreinheit; diejenige nämlich, vermöge welcher ſie keine andere fremde Wörter und Wortverbindungen in ſich dulden würde, als nur ſolche, die ihrer eigenen Sprachähnlichkeit gemäß wären, oder welchen ſie, vor der Aufnahme, das Fremdartige genommen und ihnen dafür das Gepräge ihrer eigenen Sprachähnlichkeit aufgedrückt hätte.

Allein ſo leicht dieſe Art der Sprachreinheit für uns zu erreichen und zu bewahren geweſen wäre, ſo haben unſere Vorfahren ſie dennoch unglücklicher Weiſe verſcherzt; und wir, ihre fahrläſſigen Nachkommen, haben es uns noch immer keinen rechten Ernſt ſein laſſen, dieſe Vernachläſſigung, ſo weit das noch möglich iſt, wieder gut zu machen. Laßt uns ſehen, ob es der Mühe werth ſei, einen ſolchen Ernſt nun endlich einmal, wenigſtens jetzt, zu zeigen.

Das, was ein Wort zu einem Deutſchen macht, iſt 1) ſeine Verſtändlichkeit für jeden Deutſchen, und 2) die Uebereinſtimmung ſeiner Bildung und ſeines Klanges mit der Bildung und dem Klange anderer deutſchen Wörter, welche durchgängig üblich ſind, mit Einem Worte, ſeine Sprachgleichförmigkeit.

Ein urſprünglich fremdes Wort alſo, welchem man, bevor es in unſere Sprache aufgenommen ward, dieſe vollkommene Uebereinſtimmung oder Sprachgleichförmigkeit zu geben wußte, hat, ſobald es gänzlich eingebürgert, für alle Deutſche verſtändlich und gebräuchlich geworden iſt, bis auf einen einzigen Unterſchied noch, gleichen Werth mit jedem andern, welches die deutſche Sprache aus und durch ſich ſelbſt erzeugte. Der einzige Unterſchied zwiſchen beiden beſteht darin, daß von dem einen auch das Stammwort oder die Wurzel in unſerer Sprache heimiſch iſt — (was man ſehr hoch anſchlagen muß) — von dem andern nicht. Dieſen Umſtand alſo abgerechnet, gilt alles, was von dem einen geſagt werden kann, auch von dem andern.

Wenn wir also die großen Vorzüge entwickeln, die einer Sprache zukommen würden, welche alle ihre einzelnen Theile aus und durch sich selbst hervorgebracht hätte; so werden wir dadurch zugleich die Nothwendigkeit darthun, daß wir, da uns die Erreichung jener Vollkommenheit in ihrem ganzen Umfange nicht mehr möglich ist, zum wenigsten dahin streben müssen, uns ihr zu nähern, so sehr wir können; also

1. zur allmähligen Verdrängung alles Fremdartigen aus unserer Sprache, so viele alte oder vergessene ächt deutsche Wörter hervorzusuchen, und so viele neue zu bilden, als wir — versteht sich auf rechtmäßige Weise — nur immer können und vermögen; und unterdessen
2. da, wo wir nun einmal nicht umhin können, entweder in die bereits geschehene Einbürgerung — (doch wir werden uns so lange als möglich dagegen wehren) — oder in den jetzt noch nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines ursprünglich fremden Wortes zu willigen, uns wenigstens, so sehr wir können, gegen die Aufnahme oder Beibehaltung aller derjenigen Fremdwörter zu stemmen, welchen man vorher nicht erst ihr Fremdartiges genommen und das völlige Gepräge unserer eigenen deutschen Sprachgleichförmigkeit aufgedrückt hat.

Die erwähnten Vorzüge sind folgende:

Je mehr eine Sprache sich aus und durch sich selbst entwickelt, d. i. bereichert und ausbildet, oder, wo dieses nicht immer geschehen kann, je mehr sie wenigstens sich hütet, irgend etwas aus andern Sprachen aufzunehmen, was ihrer eigenen Sprachähnlichkeit widerstrebt, desto vollkommener ist sie unter sonst gleichen Umständen; und zwar sowohl in sich, als auch in Bezug auf das Volk, welches sie redet.

1. In sich; denn eine Bereicherung und Ausbildung der Sprache, die durch natürliches Entwickeln von innen, oder wenigstens durch genaues Einpassen des Fremden in die Weise (Form) ihrer eigenen Sprachähnlichkeit geschieht, ist dem Wesen und der Beschaffenheit derselben allemal angemessener, als diejenige, welche durch

fremdartige Zusätze von außen, und mit einer noch so geringen Verletzung der Sprachgleichförmigkeit, erfolgt.

Der Grund dieser Behauptung ist: weil im ersten Falle die Sprache mehr Einheit, Selbstständigkeit oder Uebereinstimmung mit sich selbst behält, und auf einem einfachen Regel- (Vorschrift-) Gebäude beruht; also auch leichter erlernt und richtiger gebraucht werden kann, als im letzten. Jede Aufnahme nämlich, die einem fremden, von der deutschen Gleichförmigkeit abweichenden Worte widerfährt, vermehrt die Zahl der Ausnahmen von irgend einer Festsetzung. Je mehr Ausnahmen, desto verwickelter und schwankender das Vorschrift- (Regel-) Gebäude, desto weniger vernunftgemäße Einheit und Uebereinstimmung des Ganzen, desto mühseliger die Erlernung, desto unsicherer der Gebrauch — desto unvollkommener die Sprache.

2. In Bezug auf das sie redende Volk: denn

1) sie paßt in diesem Fall am besten zu der eigenthümlichen Beschaffenheit und den einmal angenommenen Fertigkeiten der Sprachwerkzeuge desselben. Man sehe nur, wie unser gemeiner Mann, dessen Zunge keine andern Uebungen, als diejenigen gehabt hat, die ihr die deutsche Sprache verschaffte, sich zerarbeiten muß, wenn er ausländische Wörter und Namen aussprechen soll, und welche Mißgeburten er am Ende zur Welt bringt!

Die Otaheiter konnten zur Zeit der ersten Cookschen Reise um die Welt (Erdkugel) die meisten Namen der Engländer, trotz aller Anstrengung, entweder gar nicht, oder doch nur sonderbar verstümmelt und ungebildet über die Zunge bringen. Aus Cook machten sie Tuti; aus Hicks, Hiti; Gore hieß ihnen Taoro; Solander, Torano; Banks, Tapane.

Es scheint, daß selbst ihr Gehör unvermögend war, die englischen Laute mit derjenigen Bestimmtheit aufzufassen, mit welcher ein Engländer sie hört; und ich kenne einen Deutschen, der, ungeachtet er ziemlich geübte Sprachwerkzeuge besitzt, indem er sechs fremde Sprachen gelernt hat, doch in Ansehung des einzigen französischen Wortes voyager sich mit den Otaheitern in einerlei Falle befindet.

Er konnte dieſes Wort nie anders als vogager ausſprechen lernen; und was das Sonderbarſte iſt, er hört es auch nicht anders. Daß ſeine Ausſprache nicht die rechte ſei, das weiß er nicht; das glaubt er nur, weil er von Jugend auf deßhalb getadelt worden iſt.

Dieſer Deutſche bin ich. Meine Selbſterfahrung macht mich alſo fähig, mich in die Lage eines Menſchen zu verſetzen, der keine andere, als ſeine Mutterſprache gelernt hat; und ich kann z. B. es ſomit wohl begreifen, daß ein niederdeutſcher Landbauer das franzöſiſche Wort Condition nicht anders ausſprechen, vielleicht auch nicht einmal anders hören kann, als Conditſchoon.

Es iſt alſo wirklich, in Bezug auf die allermeiſten Glieder eines Volkes, eine beträchtliche Unvollkommenheit der Sprache, wenn ſie unter die ihr eigenthümlichen Laute ſolche fremdartige ſich miſchen läßt, die für die meiſten Menſchen, deren Mutterſprache ſie iſt, unausſprechbar ſind, und immer bleiben müſſen.

2) Eine nur aus ſich ſelbſt bereicherte und ausgebildete, alſo nicht durch Einmiſchung ausländiſcher Laute ungleichförmig gemachte Sprache iſt dem Geiſte, der Gemüthsart, den Sitten, den Landeigenheiten und der bürgerlichen Verfaſſung des ſie redenden Volkes am allerangemeſſenſten. Daß alle dieſe Eigenthümlichkeiten eines Volks und die Sprache deſſelben einen unverkennbaren gegenſeitigen Einfluß auf einander durch Wirkung und Rückwirkung haben, iſt eine zu bekannte und ausgemachte Bemerkung, als daß ich ſie hier erſt umſtändlich aus einander zu ſetzen und mit Beiſpielen zu belegen brauchte.

Es wird hinlänglich ſein, hier nur der einzigen Beobachtung zu erwähnen, welche die Hauptmundarten unſerer eigenen Sprache hierüber darbieten. Die niederdeutſche Mundart iſt, wie die Gemüths- und Sinnesart der Flachländer, weich, ſchlüpfrig, ſanft, biegſam, ſchlaff und kraftlos; die oberdeutſche hingegen hat alles das Rauhe, Harte, Stolze, Trotzige, Unbiegſame und Feurige, wodurch die Hochländer ſich zu unterſcheiden pflegen.

Diese auffallende Uebereinstimmung zwischen der Sprache und den übrigen geistigen, sittlichen, ländlichen und bürgerlichen Eigenthümlichkeiten eines Volks — eine Uebereinstimmung, die sich durch die ganze Welt bestätigt — kann unmöglich das Werk des Zufalls sein; es muß vielmehr ein nothwendiger, von der Allkraft (Natur) selbst beabsichtigter Zusammenhang dabei statt finden. Was aber die Allkraft will und ihren Kindern zur Nothwendigkeit macht, das muß der Mensch nicht stören wollen; sonst arbeitet er seinem eigenen Besten, seiner eigenen Vervollkommnung gerade entgegen.

Der Deutsche hört in eben dem Maße auf, ein Deutscher zu sein; er hört in eben dem Maße auf, in die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart eines Deutschen, in die natürliche, sittliche und bürgerliche Verfassung seines Landes genau zu passen, in welchem er aus seiner Landessprache ein buntscheckiges Gemisch von ausländischen und einheimischen Lauten und Wörtern werden läßt; so wie, um die Sache durch ein auffallendes Beispiel für jeden fühlbar zu machen, das (weiland) freieste und glücklichste Volk der Erde — die Appenzeller — gewiß nicht bleiben würde, was es ist, wenn durch ein Wunder ihm seine rauhe, zischende, gurgelnde und kreischende Bergsprache plötzlich genommen, und ihm dafür die italische oder französische Sprache eingeflößt würde.

3) Eine, von aller Einmischung des Fremdartigen rein und unbefleckt erhaltene Sprache ist daher auch das beste und wirksamste Mittel oder Werkzeug zu der geistigen, sittlichen und bürgerlichen Ausbildung desjenigen Volks, welches das Glück hat, sie zu besitzen. Dies folgt unmittelbar aus dem Vorhergehenden. Was zu den natürlichen Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart eines einzelnen Menschen und eines ganzen Volkes genau paßt, dadurch können diese Eigenthümlichkeiten auch am besten entwickelt und ausgebildet werden.

4) Der letzte und größte Vorzug einer reinen Sprache ist ihre Gemeinverständlichkeit. Eine reine, mit sich

selbst übereinstimmende Sprache, und nur eine solche allein kann für alle Stände eines Volkes und für alle einzelne Glieder derselben, nach allen ihren Theilen vollkommen verständlich gemacht werden; dahingegen jede andere, die mit ausländischen, die Gleichförmigkeit störenden Wörtern untermischt ist, diesen großen Vorzug, so lange jene Vermischung währt, nie, ich sage mit Bedacht nie, erreichen kann.

Zuvörderst muß es befremden, daß man in allen den Urtheilen, die über Sprachreinigung und Sprachbereicherung gefällt und in allen den Vorschriften und Verfahrungsarten, die darüber angegeben werden, immer nur auf die Vollkommenheit der Sprache an sich oder in Bezug auf sich selbst, und nicht in Bezug auf den Nutzen, den das sie redende Volk davon haben soll, Rücksicht zu nehmen pflegt; gleichsam, als wenn das Volk um der Sprache, nicht die Sprache um des Volkes willen da wäre.

Eben so auffallend muß man es finden, daß man in dieser ganzen Untersuchung, wenigstens in vielen Schriften, zu vergessen und außer Acht zu lassen scheint, daß eine Kenntniß — sie sei, welche sie wolle, — nur dann erst Eigenthum eines Volkes werde und zur geistigen und sittlichen Ausbildung desselben zu wirken anfangen könne, wenn sie aus den Köpfen einiger weniger Gelehrten, worin sie bisher verschlossen lag, in die der ungelehrten Stände übergeht; und daß dieser Uebergang durchaus nicht eher erfolgen könne, als bis die Kenntniß in eine allgemein verständliche, also von allem, noch nicht volksmäßig gewordenen Fremdartigen, völlig gereinigte Sprache eingekleidet worden ist.

Endlich muß man sich darüber wundern, daß man die in dieser Untersuchung wichtige Beobachtung außer Acht gelassen hat, nämlich: daß selbst diejenigen ausländischen Wörter, welche sinnliche Gegenstände oder sinnliche Eigenschaften und Handlungen bezeichnen — also unter allen die faßlichsten — nicht anders, als schwer und langsam in die Volkssprache überzugehen pflegen, und daß vollends solche, welche unsinnliche Gegenstände, Eigenschaften und Hand-

lungen ausdrücken, beinahe ohne Ausnahme und für immer von ihr zurückgestoßen werden, oder daß man wenigstens niemals recht bestimmte und deutliche Begriffe damit verbinden lernt.

Diese Sätze wollen wir ihrer Wichtigkeit wegen etwas näher betrachten.

Die Sprache ist um des Volkes und nicht das Volk um der Sprache willen da; das bedarf wohl keines Beweises. Aber eben so darf auch nicht erst bewiesen werden, daß die beziehlichen (relativen) Vollkommenheiten der Sprache überhaupt, und ihre allgemeine Verständlichkeit insbesondere, jeder andern Vollkommenheit derselben, sie sei, welche sie wolle, vorgehen müssen, oder daß jede andere Vollkommenheit, wenn sie mit jenen zusammenstößt und nicht zugleich damit bestehen kann, ihnen nothwendig weichen muß.

Ein fremdartiges, nur für wenige Deutsche verständliches Wort, sei also noch so wohlklingend und lieblich, sei für die Meisten, die es verstehen, noch so zweckmäßig und ausdrucksvoll: es verdient nicht aufgenommen oder nicht beibehalten zu werden, sobald ein anderes da ist oder gefunden werden kann, das den nämlichen Begriff, wenn gleich nicht ganz so schön und nicht ganz so wohlklingend, aber doch der Hauptsache nach richtig und zugleich auf eine für alle Deutsche verständliche Weise auszudrücken im Stande ist.

Ferner, eine Kenntniß kann nicht eher einem Volke angehören und auf das Volk nicht eher wirken, als bis sie aus den Köpfen der Gelehrten in die der ungelehrten Stände übergegangen ist. Auch das ist unzeifelbar gewiß, so gewiß es ist, daß wir in der Schöpfung nur dann erst Tag für Alle haben, wenn die Sonne am Himmel steht und **Allen** leuchtet, nicht wenn Diesem oder Jenem ein nur ihm leuchtendes Kerzenlicht auf seinem Schreibtische brennt.

Da nun aber für das Wohl der menschlichen Gesellschaft Alles darauf ankommt, nicht, daß dieser oder jener einzelne Kopf, sondern daß **das Volk**, die große Gesammtheit selbst, erleuchtet werde, und da auf der andern Seite diese allgemeine Erleuchtung nicht eher statt finden kann, als bis

die unter das Volk zu verbreitenden Kenntnisse in allgemein verständliche Ausdrücke gekleidet worden sind: so folgt, daß die Allgemeinverständlichkeit der Wörter und Redensarten, als die Hauptbedingung zur Erreichung des letzten Zwecks der Sprache, auch der Sprache erstes und heiligstes Gesetz sein müsse.

Nun ist es auch sowohl an sich begreiflich, als durch die Erfahrung bewiesen, daß ausländische Wörter, vornehmlich solche, welche unsinnliche Begriffe bezeichnen, entweder nie oder doch höchst schwer und langsam in die Volkssprache übergehen, und, wofern dieses endlich dennoch geschieht, keine andern, als dunkle, verworrene und ganz unrichtige Begriffe zu erwecken pflegen.

Ein ausländisches Wort, das besonders etwas Unsinnliches bezeichnet, bietet Dem, der die fremde Sprache nicht versteht, keine einzige Beziehung dar auf Das, was dadurch ausgedrückt werden soll. Es ist für ihn ein bedeutungsloses, ganz willkührliches Zeichen, an dessen Stelle jeder andere Laut gesetzt werden könnte. Er muß es also eben so schwer finden, ein solches Wort seinem Gedächtnisse einzuprägen, als etwas Bestimmtes dabei zu denken.

Aus dieser Auseinandersetzung folgt nun, daß, wenn wir unsere Kenntnisse und Einsichten aus dem Arbeitszimmer der Gelehrten in die Welt, unter das Volk zu bringen wünschen, wir nicht zu sehr und nicht zu einmüthig dahin streben können, unsere Sprache, so viel als möglich, von allen fremdartigen, besonders von solchen ausländischen Wörtern, welche unsinnliche Begriffe bezeichnen, zu reinigen, und sie nach allen ihren Theilen in vollkommene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bringen.

Nur dann erst wird eine allgemeine Volksaufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen und Bürgers unter uns möglich sein und in der That bewirkt werden können, wenn wir eine Sprache haben werden, die es thunlich macht, über jene großen Angelegenheiten auf eine für Alle verständliche Weise, also ohne Einmischung fremder Wörter, zu reden. C.

# Die Iſaakskirche in Petersburg.

## 1.

Ehe wir die Außenſeite dieſes bewundernswerthen Baues verlaſſen, müſſen wir noch eine Pflicht erfüllen, von der uns ſtrenge Gerechtigkeitsliebe nicht freiſprechen kann. Trotz aller Anerkennung der großen Verdienſte des Baumeiſters, haben Ausländer mancherlei Stämme an den Säulenhallen beider Haupt- und den Frieſen aller vier Eingänge (die Altarſeite mitgerechnet), ſo wie an den vier Glockenthürmen zu tadeln gefunden. Ausländer, wie ſie, nehmen wir die Theilſchaft des Künſtlers gegen alle, erklären ihren Tadel als ungegründet, und hoffen unſere Leſer von der Richtigkeit unſerer Anſicht mit wenigen Worten zu überzeugen.

„Die beiden großen Säulenhallen ſind ein unverändertes Nachbild der des Pantheons.“ — Ja und Nein. Der Baumeiſter, dem die ſchönſten Säulenhallen Griechenlands eben ſo bekannt, als die römiſchen ſind, fand die des Pantheons ſeinem Zwecke entſprechender, als alle andern, und bildete ſie nach. — „Knechtiſch!“ — Nein! Er zog die anmuthsvollere korinthiſche Säulenordnung der überladenen römiſchen des Pantheons vor, und gab ſeiner Halle ſtatt zwei, drei Reihen Säulen, wodurch ſie ein feierlicheres Anſehen erhält; hierzu kommt noch der ſehr weſentliche Vorzug, daß alle Säulen aus Einem Stücke beſtehen. — „Die Frieſen aller vier Säulenhallen ſind ohne Verzierungen.“ — Wir wiſſen ſo gut als unſere Gegner, daß, die etruskiſche ausgenommen, alle Säulenordnungen verzierte Frieſen haben, und hiermit die ausgeſprochene Rüge nicht ganz ohne Grund iſt. Dagegen hat aber auch die Weglaſſung aller Verzierungen der Frieſen im vorliegenden Falle ihren guten Grund. Die gewöhnlichen Zierden wären nicht an ihrer Stelle geweſen, und es zeigte ſich kein Mittel, ſie durch neuerfundene ſchicklich zu erſetzen. Man trug ſich mit mehr als Einem Vorſchlage zur Verzierung der Frieſen, fand ſie aber alle dem Ernſte des Gebäudes nicht entſprechend. — „Die Thürme,

mit den zwei des Pantheons verglichen, sind zu massig.“ — Wer sagt Euch denn, daß sie denen des Pantheons ihr Dasein verdanken? Schon ihre Entfernung von den Säulenhallen und ihre Erbauung an den vier Ecken der Kirche hätte Euch auf den Gedanken bringen sollen, daß sie mit den Hallen durchaus in keiner Verbindung stehen. Vor Allem sind sie Glockenthürme; sie haben aber zugleich noch eine andere Bestimmung, und die ist: dem Auge des Beobachters zum Maßstabe zu dienen in der Schätzung der, Stadt und Umgebung beherrschenden, Kuppel, die sie eben durch ihre eigene nicht unansehnliche Masse nur noch höher, größer und staunenswerther darstellen. —

Jetzt laden wir unsere Leser ein, uns in's Innere der Gotthalle zu folgen.

## 2.

Treten wir von der Abendseite in die Kirche, so sehen wir rechts und links sich vier mäßige Pfeiler erheben, die zwei Glockenthürmen zu Stützen dienen, wie an der Morgen- oder Altarseite acht andere Pfeiler die zwei übrigen Thürme tragen. Zwei porphyrne Säulenreihen, die sich von den westlichen Pfeilern bis zu den massigern des Domes und von diesen bis an die östlichen Pfeiler, mit ihren goldenen Knäufen und goldenen Fußgestellen hinziehen, theilen die Halle in drei Schiffe, wovon das mittlere zum Hoch- und das rechts und links zu den Seitenaltären führen. Alles dies erregt unsere Bewunderung; was aber unser Erstaunen auf's Höchste steigert, sind die vier Pfeiler, die den Dom tragen, d. i. den Domthurm mit seinen vierundzwanzig in Umfang und Höhe riesigen Granitsäulen, der ihn von der Kuppel trennende Rundgang mit seinen vierundzwanzig ehernen Standbildern, die Kuppel selbst, und die über sie sich erhebende Leuchte (Laterne) mit ihren vierundzwanzig Rosengranitsäulen, und endlich das mächtighohe, Alles krönende Kreuz, eine ungeheure Last, vielleicht der des Doms der Peterskirche viermal überlegen, und die auf vier Pfeilern ruht, die nicht die Hälfte des Umfangs der Stützen haben, worauf Michel Angelo's Kuppel ruht. Hier sehen wir mit Einem Blicke den Fortschritt der Wissen-

ſchaft und einen ſchlagenden Beweis des kühnen Unternehmungsgeiſtes der Erbauer. Beim Anblick dieſer Thatſache erhebt ſich auch nicht ein Odemzug von Tadel gegen des Baumeiſters Wiſſen und Wirken; hier iſt Auguſt Ricard de Montferrand's Siegfeier.

Wir gehen nun zu der, der Baukunſt am nächſten verwandten Kunſt, zur Bildnerei über.

Wir kennen Vitali's Leiſtungen in erhabener Arbeit (bas- und haut-relief), wir kennen einen Theil ſeiner Heilsboten; noch kennen wir aber die rieſigen Erzeugniſſe ſeines Meißels, den aus zwölf Bildern beſtehenden Engel-Kreis, die Hauptzierde des inneren Domes, nicht. Der Urgedanke gehört dem Baumeiſter, die Ausführung Vitali. Zwei Worte als Einleitung.

Wie den Dom in ſeinem Innern verzieren? — Das fünfzig Fuß hohe Erdgeſchoß, wenn man uns erlauben will, den Raum vom Fußboden der Kirche bis zum höchſten Gliede des Geſimſes der Säulen ſo zu nennen, erfüllten, an der Altarſeite, Heiligenbilder aller Art auf eine das Auge blendende Weiſe; da blieben noch die weißen Wände aller Theile des Doms nackt und heiſchten Verzierung. Womit ſie bevölkern? Alles im Erdgeſchoſſe erinnerte an Chriſtus oder ſtellte ihn perſönlich dar. Wiederholungen, die Klippe der Kunſt, zu vermeiden, blieb nur Ein Mittel übrig, und das war: Chriſtus ſinnbildlich (ſymboliſch) darzuſtellen. Da kam Montferrand der glückliche Gedanke: in Engeln, Jüngern (Heilsboten) und Schutzheiligen Sinnbilder des Erlöſers zu ſehen, worin er ſich um ſo weniger irrte, als wirklich Chriſtus irgendwo „der Vater der Zukunft und der Engel des großen Raths" genannt wird. Und ſein Entſchluß war gefaßt. Zwölf Engel ſollten Chriſtus Wirkungskreis auf Erden und im Himmel (ſeine Miſſion, Sendung, ſeinen Beruf) ſinnbildlich darſtellen; ſeine zwölf Jünger waren ohnedies ſeine Stellvertreter auf Erden, und die ſpätern Blutzeugen ſeiner Lehre waren es nicht minder, jeder in ſeinem eigenthümlichen Wirkungskreiſe. So weit der Baumeiſter *). Gehen wir jetzt

*) Ein Verdienſt Montferrands, das bisher von Niemandem bemerkt und beſprochen wurde, iſt: „daß er das ausführte, was Michel Angelo

unmittelbar zu Vitali über, und sehen, wie er die ihm zugefallenen zwölf Engel in's Leben rief.

## 3.

Der von zwölf Fenstern beleuchtete Raum forderte zwölf Riesengestalten. Ein Bildhauer gewöhnlicher Art hätte uns zwölf Engelbilder geliefert in etwas mehr oder weniger abgeänderten Stellungen, mit Einem Worte zwölf Engel-Tragbilder (Kariatiden), da sie die Kuppel zu tragen bestimmt waren. Vitali aber, im Gefühl der ihm inwohnenden Erfindungskraft, schritt anders zu Werke. Theilen wir beide Wirkungskreise, den irdischen und himmlischen, in Zeiträume (Epochen). Der irdische enthält vier: den von seiner Geburt bis zu seinem öffentlichen Auftreten, den seines Lehramtes, den seines Todes und den seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Der himmlische enthält gleichfalls vier Zeiträume: den seines Waltens über seine irdische Gemeinde, den seiner Machtvollkommenheit über alle Lebenden, den der allgemeinen Auferstehung der Todten, und den des Weltgerichts. Schalten wir zwischen beiden Abtheilungen, je zu zwei, bloß die Kuppel stützenden Engelsgestalten ein, und unser Zweck ist künstlerisch erreicht. „Mit diesen Gedanken ging er an's Werk, und wir erblicken die (wie alle andern nah' an dreißig Fuß hohe, von der Scheitel bis zur Fußsohle vergoldete) Gestalt eines Engels, der einen Lilienstengel hält, die versinnlichte Ankündigung der Geburt des Erlösers.

Vitali, ein leidenschaftlicher Freund aller Dichtung, scheint bei Entwerfung seines Bildes folgende Stelle aus Pope's heiliger Dichtung „der Messias" vor Augen gehabt zu haben: „Eine Jungfrau wird empfangen, eine Jungfrau einen Sohn gebären! Ich sehe dem Stamme Jesse's einen Zweig entsprießen, diese heilige Blüthe erfüllt der Himmel mit Wohl-

---

in der Peterskirche ausführen wollte, hätte ihn der Tod nicht daran gehindert, und was trotz seiner in jede Einzelnheit eingehenden nachgelassenen Pläne aus Eigensinn oder Unsinn abgeändert und so dies weltberühmte Gotteshaus entstellt wurde: denn Michel Angelo wollte, daß seine Kirche ein gleichseitiges Viereck bilden, und die Kuppel sich in dessen Mitte erheben sollte."

geruch, und die geheimnißvolle Taube ſenkt ſich auf ihren Wipfel nieder."

Der Engel mit den Tafeln des Geſetzes ſtellt Chriſtus' Lehramt dar, worin er bewies, er ſei nicht gekommen, das Geſetz aufzuheben, ſondern es zu erfüllen. Hier leitete den Künſtler Moſes Stelle: „Gott wird in eurer Mitte und unter euren Brüdern einen Seher erwecken, der mir gleicht: höret ihn!"

Der Engel, in Betrachtungen über das Kreuz vertieft, drückt Alles aus, was Chriſtus' Leiden vorherging, ſein Leiden ſelbſt, und ſeinen Tod *). Hier gefiel ſich Vitali, folgende Stelle Klopſtocks in ſeine eigene Kunſt zu überſetzen:

„Gott! ſein Gott! Du haſt ihn verlaſſen,
Dir, Dir ſeufzet er! aber ihm kommt nicht Hülfe, nicht Hülfe!
Sohn, Du biſt ein Wurm, und kein Menſch! Die niedrigſten Sünder
Haben Dich wüthend umringt, und ſpotten Dein, Du Erduldet!
Deines Vertrauens auf Gott! deß' ſpotten gerichtete Sünder!
Ausgeſchüttet iſt er, wie Waſſer! Jedes Gebein iſt
Ihm zertrennet, ſein Herz in ſeinem Leibe geſchmolzen!"

Meſſ. 10. Geſ.

Endlich der Engel mit der Palme deutet auf Auferſtehung und Himmelfahrt. Hier begeiſterten den Künſtler zwei Gedichte der oben erwähnten Dichterin. Das Einförmige der Aufzählung zu unterbrechen, theilen wir das „die Auferſtehung" überſchriebene den Leſern mit:

**Eine der Frauen.**

Der ganze weite Himmel
Iſt wolkenlos und klar,
Schon prangt die Morgenröthe
Mit Roſen in dem Haar.

Nur ich verbleib' im Dunkel
Und ring' umſonſt empor
Aus meines Jammers Tiefe!
Stets ſchwebt ſein Tod mir vor.

*) Dies iſt eine der einzigen zwei Nachbildſäulen (Porträtſtatuen), und Vitali's Wahl fiel auf Eliſabeth Kulmann, dieſe durch Schönheit nicht minder, als durch alle Vorzüge des Geiſtes und des Herzens ausgezeichnete Dichterin, die im Alter von ſiebzehn Jahren ſtarb, und drei Schriftthümern (Literaturen) angehört.

Des Frühroths Farben schwinden
Und triumphirend schwingt
Sich jetzt empor die Sonne,
Von Strahlen ganz umringt....

Was ist Dir, Sonne? Plötzlich
Verfinstert sich Dein Blick!
All' Deine Strahlen schwinden,
Und selbst bebst Du zurück?

**Die Sonne.**

Sieh' hinter Dich! Erblickest
Du jene Glanzgestalt?
Es zeugt ihr ganzes Wesen
Von ihrer Allgewalt!

Auf Golgatha ist eben
Sie einem Grab entschwebt.
Horch! wie vor Schreck und Ehrfurcht
Ringsum die Erde bebt!

Jetzt folgen zwei Engel in Tragbildgestalt, die mit einer oder beiden Händen die über ihnen schwebende Kuppel stützen, und folglich ohne Abzeichen (Attribute) sind. Sie bilden von dieser Seite die Sonderung des irdischen Wirkungskreises des Erlösers von seinem himmlischen.

**4.**

Vitali, wie wir früher gesagt, deutete gleichfalls mittels vier Engelgestalten Christus' himmlischen Wirkungskreis an.

Wir erblicken hier einen Engel, mit einer Weintraube und Aehren in den Händen, der Christus als den ewigen Priester versinnlicht, dessen Opfer sich täglich erneuert bis zur Vollendung der Zeiten. Dem Künstler dienten die Worte des 21. Psalmes zur Richtschnur: „Die Armen werden essen und ersättigt werden. Ihr, die ihr den Herrn sucht, werdet sein Lob anstimmen, und eure Seele wird ihn ewig preisen." Auch erinnerte er sich einer Stelle eines neuern Werkes: „Wie Gott sich einen Körper aus dem Leibe der Jungfrau schuf, und Adam einen Körper aus Erde; eben so erschafft er durch seine Allmacht seinen Leib und sein Blut aus der Erde Früchten, sobald die Worte der Weihe über sie ausgesprochen werden."

Jetzt folgt ein Engel mit Herrscherstab und Krone, und zeigt uns Christus als König der Könige, in dessen Hände der Vater alle seine Macht gelegt hat. Und hier zwei von Vitali's Lieblingsstellen: „Dein Thron, o Gott, ist der der Ewigkeit, und das Zepter der Gerechtigkeit das deines Reichs. Du liebst die Gerechtigkeit und hassest alles Unrecht." — „Alle Könige der Erde werden ihn anbeten, und alle Völker ihm unterthan sein."

Der Engel mit dem Schwerte und der Wage stellt uns Christus als Richter alles Geschaffenen dar. „Der Vater richtet Niemand, er hat jedes Urtheil dem Sohne übertragen." Worte der heil. Schrift.

Endlich der Engel mit der Posaune. Hier finden wir Klopstock wieder, der den Künstler begeisterte, und dessen Gesang er durch seinen Meißel versinnlicht:

„Todt', erwacht! Todt', erwacht! der Gerichtstag hallt's!
Der Aufruf der Erndter des Gefilds
Ertönt froh! Der Staub hört's da, wo er sanft
Schlummert, hinschallen! Schutzengel rufen in's Gericht!"

Eilf Engelgestalten waren vollendet, und Vitali sann über die Stellung nach, die er der zwölften geben wollte; als Rußlands Kaiserhaus eine seiner höchsten Zierden verlor, in der eben so schönen als edel gesinnten und kaum vermählten Großfürstin Alexandra Nikolaewna, jüngsten Tochter des Herrschers. Hof und Reich, Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Alles weinte nach dieser unvergeßlichen Fürstin.

Vitali, mit dem ihm eigenen Hochgefühle, entschloß sich, der Fürstin irdische Züge in seiner zwölften Engelgestalt zu verewigen, und erhielt die Einwilligung der trostlosen Eltern. Sie erscheint mit gefalteten Händen in betender Stellung, wunderschön in Zügen und Ausdruck!

Wie sich's von selbst versteht, sind zehn dieser Standbilder (Statuen) rein urbildliche Antlitze, und können sich mit Allem messen, was alte und neue Kunst in dieser Gattung erzeugt hat. Was aber ungleich schwerer war — die Gränzlinie zwischen Wirklichkeit und Urbild nicht zu verfehlen, und beide so zu verschmelzen, daß keines von beiden sich beeinträchtigt finde, — auch das hat Vitali erreicht; und

beide Nachstandbilder (Porträtstatuen) sind als das Schönste, Höchste und Gelungenste anerkannt.

Petersburg. Wr. Großheinrich aus Leutershausen.

## Aus Jakob Grimm's Geschichte der deutschen Sprache.

### Zeitalter und Sprachen.

Da obiges neue Werk des berühmten Sprachforschers noch gar vielen Lesern nicht zu Gesicht gekommen sein möchte, so entnehmen wir folgenden Aufsatz daraus:

„Weder das in unermessener Zeit von den höchsten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht, noch die am Gestein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unsere älteste Geschichte her, welche erst anhebt, wann Menschen auftreten. Was vor den Menschen geschah, so erhaben es sei, ist unmenschlich und erwärmt uns nicht.

Um des Menschengeschlechts Anfänge spielt Sage. Bald steht im Vordergrund ein seliger Himmelsgarten, wo Milch und Honig fließen, die Erde ungepflügt und unbesäet Früchte trägt und noch die Thiere reden; bald muß, was alle Thiere gleich der menschlichen Sprache entbehren, sogar das lebendige Feuer den Menschen erst errungen werden.

Ein goldnes, silbernes, ehernes und eisernes Zeitalter folgen auf einander; unter Kronos Herrschaft heißen die langlebigen Menschen selbst noch goldne, der nordische Fruoto ließ Gold und Friede malen, Amrita, der Unsterblichen Trank, wurde aus flüssigem Gold und Milch bereitet. An des Friedens Stelle trat sodann Krieg und der Mensch brauchte statt Goldes Eisen, auf den Duft und Glanz der Vorzeit gefolgt ist farblosere Wirklichkeit, wie wir für alte Dichtkunst der Schlichtrede (Prosa) bedürfen. Es wird dadurch, nach unverrückbarer Stufe, ein Herabsinken vom Gipfel früher Vollendung wehmüthig ausgedrückt, im scheinbaren Widerspruch zu dem ewig steigenden Aufschwung der Menschheit, die sich jenes göttliche Feuer nimmer entreißen läßt.

Eine andere Sage setzt, indem sie von den Menschen, als jetzt lebenden einheimischen Geschlechtern, ausgeht, ihnen früher geschaffene Fremde von Riesen und Zwergen entgegen. In den Riesen scheint unmittelbar das Steinalter dargestellt, da sie auf Felsen hausen, ungeheure Mauern thürmen, Steinkeulen führen und durch kein Erz zu erlegen sind, während mit den schmächtigen, aber kunstfertigen Zwergen die Zeit des Erzes beginnt, das sie unter der Erde schürfen und schmieden; aus ihrer Hand empfängt der Mensch köstliches Geschmeide und leuchtende Waffe.

Auf beide, Riesen und Zwerge, fällt aber ein doppeltes Licht, günstig oder ungünstig. Bald wird den Riesen uralte Treue und Weisheit beigelegt, sie sind Milchesser, säen und ernten nicht, sondern weiden ihre Heerden, kämmen der Rosse Mähne, legen ihren Hunden Goldbänder an; die Zwerge bilden das stille friedliche Volk, das von einfacher Speise lebt und mit den Menschen gute Nachbarschaft hält; bald stehn jene unbeholfen, steinkalt und grausam da, diese tückisch und feindselig, und des Menschen ausharrende Kraft trägt am Ende den Sieg davon über des Riesen leiblichen Vorzug, den sie mit dem Geist, über des Zwerges geistigen, den sie mit dem Leib bezwingt. Jedesmal widerfährt aber den Riesen und Zwergen gemeinschaftlich, daß sie zuletzt dem Andrang der Menschen weichen und das Land räumen müssen. Daher fallen Benennungen der Riesen und Unterirdischen zusammen mit Namen besiegter, zurückgedrängter Volkstämme.

So verschieden sie gewendet sind, greifen diese Vorstellungen von den vier Altern und drei Geschlechtern in einander, und der Mensch des Eisenalters gleicht dem Besieger der Riesen und Zwerge. Beide Sagen erreichen zuletzt den Boden der Wirklichkeit, allein rückwärts sind sie undeutbar auch der Geschichte: sie können nur dumpfen Anklang geben. Der menschliche Geist hat andere Wege eingeschlagen nach den Geheimnissen der Vorwelt und ist beinahe wieder auf dieselbe Spur gerathen.

Wie das Messer in Leichname schneidet, um den menschlichen Leib innerst zu ergründen, ist in verwitterte Erdhügel eingedrungen und die lange Ruhe der Gräber gestört worden. Von Schnee eingeschneit, von Regen geschlagen, von Thau

durchtrieben mußte die todte Völva dem mächtigen Gott Rede stehn; was in Staub und Asche übrig geblieben war, fragt unermüdliche Neugier nach dem Zustand der Zeit, aus welcher es abzustammen scheint. Beschaffenheit der Gräber, Gestalt der morschen Schädel, Art und Weise des eingelegten Geräths sollen Antwort geben. Alle diese Zeugen sind beinahe stumm, nur Inschrift und deutliche Münze haben noch Kraft des Wortes, Samenkörnern, die unsere Geschichte befruchten, gleicht das in unendlicher Menge durch alle europäische Felder und Hügel zerstreute römische Gold.

Nach den allenthalben unternommenen Ausgrabungen hat man drei verschiedene Zeitalter ermittelt, die jenen saglichen zu begegnen scheinen. Zuerst angesetzt wird ein Steinalter, aus welchem mächtige Felsengräber mit unverbrannten Leichen und steinernen Waffen übrig sind; das Volk, welches sie baute und brauchte, soll nur Jagd und Fischerei getrieben, aller Erze entbehrt haben. Hierauf sei die eherne Zeit oder das Brennalter gefolgt, dem Gold und Erz zu Waffen und Schmuck eigen waren, das im Feuer schmiedete und durch denselben Urstoff seine Leichen zerstörte, deren Asche in irdenen Krügen beisetzte, Ackerbau, Weberei und Schiffahrt kannte.

Endlich ein Eisenalter, welches wieder unverbrannte Leichen in Hügel begrabend, eiserne Waffen und Schrift besessen habe. Diesen Kennzeichen gemäß pflegt man die aufgefundenen Denkmäler zu ordnen und sorgsam zu betrachten; es scheint einleuchtend, daß jene Steingrüfte den Riesenbetten der Sage entsprechen, und der Volksglaube versetzt die unterirdischen Schmiede des Zwergstammes mit ihren Schätzen unmittelbar in die Grabhügel der ehernen Zeit, so daß mit der eisernen das Treiben und die Kraft des menschlichen Geschlechts eingetreten wäre.

Als oberste Frage erhebt sich aber hierbei, inwiefern die gewonnene Unterscheidung auf bestimmte Völker der Geschichte Anwendung leide, ob sie Stufen eines und desselben Stammes zusage, oder bei dem unabläßigen Wechsel vieler hinter einander von verschiedenen gelten müsse? Jene saglichen Zeitalter gründeten sich auf wiederholte Schöpfung und die goldnen Menschen waren nicht einer Abkunft mit den eisernen, Riesen,

Zwerge, Menſchen, jeder für ſich beſonders entſproſſen. Wenn aber auch, und dafür ſtreitet manches, das geſchichtliche Steinalter einem eignen Volkſchlag überwieſen werden darf, ſcheint es deſto bedenklicher, Erzalter und Eiſenalter auf ungleiche Volkſtämme zu beziehen, und nicht nach dem Fortſchritte eines und deſſelben auszulegen. Mag man immer befugt ſein zu der Annahme, daß Gebrauch des Erzes und Goldes dem des Silbers und Eiſens vorausgehe und nach dieſer Folge die Waffenſchmiedekunſt ſich ausgebildet habe; es wird ſchwer bleiben, zu erhärten, daß in einzelnen Ländern das Erz nicht länger gedauert, das Eiſen nicht früher begonnen haben könne.

So lang dieſe Zweifel dauern, ſo lang nicht ſichere Merkmale aus der Geſtalt der Waffen, des Schmuckes und aller Geräthe gewonnen werden, die den Ausſchlag gäben, ſcheint die älteſte Geſchichte der europäiſchen Völker hier keine eigentliche Aufklärung zu erlangen, wie manches Willkommene für Sitten und Gebräuche daraus hervorgehen mag. An dem ehernen Zeitalter ſcheitert alle Mühe der Forſcher; ſie haben ſich um die Reihe berechtigt zu der Annahme gehalten, bald daß es den Kelten, bald den Deutſchen gehöre, und es ſcheint, Slaven hätten gleich ſtarke Anſprüche darauf zu erheben. Wer Deutſchen Steinhämmer, Kelten eherne Waffen beimißt, muß die Rieſengräber von dem Gebrauch der Steinwaffen abſondern und unſer Volk aus der Mitte und dem Vorſchritt ſeiner Entwicklung reißen; weit naturgemäßer iſt es, das eherne Zeitalter Kelten, Deutſchen, Slaven und allen übrigen Völkern auf ähnliche Weiſe, wenn auch nicht zugleich, einzuräumen, und aus ihm für jedes einzelne Volk den Uebergang in die Zeit zu finden, wo das Eiſengeräth ſich verbreitete. Ein neulicher anziehender Fund in Schwaben hat ſogenannte Todtenbäume, d. h. zur Leichbeſtattung ausgehölte Eichſtämme, an den Tag gebracht, die nicht unwahrſcheinlich noch dem alamanniſchen Heidenthum angehören. Sie gemahnen an die Schiffe aus hohlen Bäumen und an den Gebrauch, Leichen auf Schiffe zu ſetzen. Wer aber möchte feſtſtellen, daß zu gleicher Zeit nicht ſchon die übrigen Deutſchen, und ſelbſt Alamannen auch aus Brettern Särge zimmerten?

Es gibt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker, als Knochen, Waffen und Gräber — und das sind ihre **Sprachen.** Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele; wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks, das sie redete, zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle andern Quellen versiegen oder erhaltene Ueberbleibsel in unauflösbarer Unsicherheit lassen, nichts mehr austragen, als sorgsame Erforschung der Verwandtschaft oder Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern oder Fasern.

Aus der Geschichte der Sprachen geht zuvörderst bedeutsame Bestätigung hervor jenes saglichen Gegensatzes: in allen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung. Glücklich die Sprachen, welchen diese schon gelang, als jene nicht zu weit vorgeschritten war: sie vermählten das milde Gold ihrer Dichtung noch mit der eisernen Gewalt ihrer Schlichtrede.

Seien alle über den ganzen Erdball gebreiteten Menschen ausgegangen von einem ersten Paar, folglich die mannigfaltigen Zungen geflossen aus einer einzigen, oder nicht; sei der weiße, braune oder schwarze Menschenstamm unter den Himmelstrichen von einander ausgeartet, oder ihre Abweichung unvereinbar; die Meinung zählt nur noch geringe Gegner, daß Europa's Gesammtbevölkerung erst im Laufe der Zeiten von Asien eingewandert sei, daß die meisten europäischen Sprachen in unverkennbarer Urverwandtschaft stehen müssen zu einem großen, auch noch heute in Asien wurzelnden Sprachgeschlecht, aus welchem sie entweder fortgezeugt sind, oder, was weit mehr für sich hat, neben dem sie auf gleichen Urquell zurückweisen. Einzelne europäische Sprachen scheinen aber von ihnen abzurücken und auch ihre besondere Wurzel an anderer Stätte Asiens zu begehren, so daß ihr Zusammenhang mit jenen ungleich ferner und dunkler aussieht.

Ehemals hat man gestrebt, wie alle alte Geschichte auf die Ueberlieferungen der heiligen Schrift zu beziehen,

so der neueren Sprachen Ursprung in der hebräischen zu erspüren; seitdem die Kenntniß des Sanskrits geöffnet wurde, ist volle Einsicht aufgegangen, daß zu ihm und dem Zend unsere europäischen Zungen in engem Band stehn, von den semitischen weiter abliegen. Viel härter hält es, Eindrücke zu vermeiden, die wir von Jugend auf empfangen haben; es ist wahr, die gesammte europäische Bildung gründet sich, seit dem Christenthum, auf die unsterblichen Werke der Griechen und Römer; aber weit über die ihrem Einfluß gebührende Gerechtigkeit hinaus hat man sich allzu lange gewöhnt, den Maßstab griechischer und lateinischer Sprache an alle übrigen zu legen, beinahe jede deutsche, slavische, keltische Eigenthümlichkeit zu verkennen und als bloße Trübung jener lautern Quelle anzusehn.

Wie wenig, für sich erwogen und den Gehalt ihrer Denkmäler redlichst angeschlagen, unsere Sprachen jene mit vollem Recht musterhaft (klassisch) genannten erreichen; so hat in der Geschichte Alles, auch das Geringere, sein Recht und seinen Reiz, und erst eine ernsthafte Bekanntschaft mit den einheimischen, angeblich neueren, an sich aber gleich alten, der lateinischen oder griechischen, bloß verschwisterten Sprachen und mit der frischen, unbillig verachteten Rohheit ihres Alterthums unsern Forschungen, wenn sie von allen Seiten her gedeihen sollen, die rechte Freiheit verliehen. Da die Sprache mit dem Glauben, dem Recht und der Sitte jedes Volks von Natur eng zusammenhängt, so werden dem, der seinen Fleiß diesen zuwendet, über die Sprache selbst unerwartete Aufschlüsse daher entspringen.

Jeder Sprache, welche sie auch sei, stehen außer ihren heimischen Wörtern auch fremde zu, die der Verkehr mit den Nachbarn unausbleiblich einführte, und denen sie Gastrecht widerfahren ließ. Sie nach langer Niederlassung auszutreiben, ist eben so unmöglich, als es die Reinheit der Sprachsitte gefährdet, wenn ihr Zudrang **leichtsinnig** gestattet wird *). Für die Geschichte der Sprache leisten diese Lehn-

*) Das haben leider die Deutschen früher gethan und thun es noch. Darum **hinaus** mit den leichtsinniger Weise hineingebrachten Fremdwörtern!

wörter guten Dienſt, weil ſie bei ihrer Wurzelloſigkeit leicht ins Auge fallen und als Ausnahme die Vorſchrift der Sprache, gegen welche ſie ſich allenthalben ſträuben, hervorheben. Die einheimiſchen Wörter ſind wiederum doppelter Art, je nachdem ſich ihre Wurzel und Kraft und Fülle friſch erhalten hat oder abgeſtorben iſt, und nur noch in einzelnen Gebilden fortdauert. Jene regen Wurzeln verleihen der Sprache ſinnliche Stärke und gewähren die günſtigſte Entfaltung aller ihrer ſprachlehrigen Eigenheiten; in deutſcher Sprache wird ſie durch das Vermögen abzuleiten kennbar.

Hiernach kann nun alle Gemeinſchaft zwiſchen Sprachen theils auf jenem zufälligen äußern Anſtoß beruhen, der hier und dort einzelnes aus der Fremde borgen ließ, theils auf einer langſam fortrückenden weſentlichen Urverwandtſchaft, die vorhanden geweſen ſein muß, als die Sprachen, von einander ſich abtrennend, jede ihren eigenthümlichen Weg einſchlugen, auf dem ſie ſich mehr oder minder entfremdeten.

Als deutlichſtes Zeichen ſolcher Urgemeinſchaft werden einſtimmige perſönliche Fürwörter, Zahlwörter und das Hauptwort anerkannt; ſie wird zumal in jenen lebendigen Wurzeln, von welchen das innere Gewebe der Sprache abhängt, vorbrechen, aber auch in einer großen Zahl von abgeſtorbenen aufzuſuchen ſein, deren wahrer Keim gerade in der andern Sprache haften kann. Bei Sprachvergleichungen überhaupt glaube ich den Grundſatz aufſtellen zu dürfen, daß zwiſchen den Wörtern verſchiedener Völker zwar Gleichheit der Buchſtaben wie der Begriffe obwalten, dennoch für jedes Volk eigenthümliche Beziehung auf ihm vertraute Wurzeln, Gebilde und Vorſtellungen eintreten könne. Nothwendigkeit und Freiheit ſind auch in den Sprachen ewiges Geſetz.

Zur allgemeinen Ueberſicht werden hier zehn Völker aufgeführt, von denen alle Hauptſprachen dieſes Erdtheils abſtammen: 1. Iberer, 2. Kelten, 3. Römer, 4. Griechen, 5. Thraker, 6. Deutſche, 7. Litthauer, 8. Slaven, 9. Hunnen, 10. Skythen, die letzten als bloß hinüberreichend nach Europa und eigentlich in Aſien eingeſeſſen. Von der iberiſchen iſt noch die baskiſche in ſolcher

Fülle übrig, daß anziehende Unterſuchung gepflogen werden kann, ob ſie den kaukaſiſchen Sprachen verwandt, oder ihre Berührung nur äußerlich ſei. Thrakiſche und altſkythiſche Sprache ſind, zum Unheil der Geſchichte, beinahe ganz verſchollen. Keltiſche, lateiniſche, griechiſche, deutſche, litthauiſche und ſlaviſche liegen alle einander urverwandt in vielfacher Stufe der Nähe oder Ferne, alſo zugleich dem Sanskrit und Zend, aus welchen die heutige Sprache Indiens ſammt der perſiſchen fließt.

Urverwandt ihnen allen ſcheint die finniſche, lappiſche und über den Ural nach Aſien weitwuchernde Sprache, deren innerer Bau bedeutend abweicht, ſo wirkſamen Einfluß von frühe an das Finniſche auf das Gothiſche und Nordiſche geübt und umgekehrt erfahren haben mag. Zwiſchen Iberiſchem, Keltiſchem und Latein iſt das Verhältniß noch nicht genügend aufgeklärt."

## Ueber Schiller's letztes Werk.

Sein Bühnenſtück „Tell" — das letzte, das wir von ihm beſitzen — iſt ganz von Vaterlandsliebe durchdrungen und mahnte in ſchweren Zeiten an ernſte Pflichten; die freie Luft der Volksbewegung weht trefflich in dieſem Gegenſtücke zu Wallenſtein, wo Alles kriegeriſch und befehlshabermäßig hergeht. Wie anders mußte man dieſes Schauſpiel in jenen Jahren der franzöſiſchen Zwangsherrſchaft leſen, wie anders die „Jungfrau von Orleans", deren ganzer Inhalt die ähnlichen Verhältniſſe ſchilderte, unter denen das deutſche Land ſeufzte!

Wenige Jahre nach Tell brach der tiroler Aufſtand aus, und bald ergriff die deutſche Volkheit eine Begeiſterung in ihrem Freiheitkampf, die ſelbſt in ſo nüchternen Zeiten manche Erinnerung an jene Befreiungskriege der Franzoſen darbieten konnte. Schadete dem Dichter die ſchönwiſſenſchaftliche Bewußtheit in ſeinen Werken, ſo entſchädigte dieſe Bewußtloſigkeit der volkheitlichen Mitfühlung, mit der er das Volksleben in ſeinen Tiefen ergriff.

Daher kam es, daß eben in jenen Jahren einer kräftigen Emporraffung die allgemeine Theilnahme an Schiller hing, und so wird es in den Schwankungen des Geſchmackes und der Anſichten immer bleiben, daß Schiller in erregteren Zeiten in der Achtung vor Göthe voraustreten, daß man je nach der thätigen oder leidenden Beſchaffenheit der Zeiten den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder innerlicheren Dichter hervorziehen wird.

Die ganze geſchichtliche Bühnenbearbeitung, die mit den Jahren unſerer geſchichtlichen Bedeutung aufkam, ſchloß ſich an Schiller an, eine vaterländiſche Schule folgte ſeiner Spur, und unſere Freiheitsjugend jener Jahre verabſcheute ſeinen großen Nebenbuhler. Die Vaterlandsliebe und die Staatsrichtung unſerer Jugend, ſind ſie nicht von dem urbildlichen, dichteriſchen und träumeriſchen Anſtriche noch immer gefärbt, den ſie bei ihrem erſten Auftauchen aus Schiller empfingen? Und was Wunder auch, da wir nichts in unſerem geiſtigen Leben hatten, was ſo unmittelbar und ſo gewaltig den Geiſt heraufbeſchworen und den Schwung der Begeiſterung geſchaffen hätte, der allein das deutſche Volk aus ſeiner Ohnmacht zu dem Werk von 1813 aufwecken konnte.

Der Urgedanke der Freiheit, der Schillers Werke in ſeinem vollen Umfange durchdringt, griff die ſtaatliche Zeit ſtaatlich, und jene Bühnſtücke von der Befreiung Genua's und der Niederlande, der Schweiz und Frankreichs, ſchienen ja in der That wie eine abſichtlich ausgeſtreute Saat, aus der ſo bald über dem Grabe des Dichters die Frucht der Freiheit aufſchießen ſollte. Das hat Friedrich Schlegel ſehr wohl herausgefunden, daß Schiller der eigentliche Umwälzungsdichter war, ein ſtarker und nachhaltig wirkender Schriftſteller, während Göthe ſpäter dem erſchöpften Geſchlechte wieder mehr zum Bedürfniſſe ward, weil er ſich deſſen ſchwacher Seiten zu bemeiſtern gewußt.

Unter dem Rückfall in die neue ſtaatliche Unthätigkeit ließ dann die innere Freiheit leider auf ſich warten, die unſer Dichter nicht weniger uns vorgebildet hatte. Aber die Urgedanken ſind darum nicht verloren; ſie üben lange ihre Macht über die Gefühle und Herzen, ſie gewinnen täglich mehr

Macht über die Köpfe und Ueberzeugung, und werden endlich Macht erlangen über die Handlungen und den Willen. (Das wurde im Jahr 1844 schon geschrieben.) Das war Schiller's eigene Ansicht, und wenn er selber heute eine Geschichte der deutschen Dichtung zu schreiben hätte, er würde den letzten, den schönwissenschaftlichen Standort der Volksbildung einen gewesenen nennen, er würde in deutlicheren Beziehungen lehren, was er und Göthe immer verkündigt haben, daß wir nicht die Kräfte an dem Vollendeten und Zurückgelegten vertändeln, sondern an den stets neu auftauchenden Bedürfnissen gestaltend üben sollen.

Wenn es den Staatslenkungen wirklich Ernst sein sollte um die Unterdrückung jeder freien Bewegung und jedes staatlichen Aufstrebens, dann hätten sie in der That kein dringenderes Mittel zu ergreifen, als Schiller's Werke zu vertilgen. (In Oestreich waren sie lange verboten.) Das schien jener Fürst sehr gut einzusehen, der gegen Göthe äußerte, wenn er Gott gewesen wäre und bei der Schöpfung Schiller's Räuber vorausgesehen hätte, so hätte er die Welt nicht geschaffen. Darin sind doch die Volksmänner immer billiger und duldsamer: jeder von ihnen würde an Gottes Stelle die Welt doch geschaffen haben, und wenn er auch noch so deutlich den weisen Spruch dieses Mannes vorausgesehen hätte. G.

## Briefe von Mitgliedern des Vereins für deutsche Reinsprache.

O, daß reimen sich auf Erden
Alles Ungereimte ließe!
Bald zum schönen Paradiese
Würde sie dem Menschen werden,
Der doch selbst vor allen Dingen
Ist in keinen Reim zu bringen;
Und vor Allem Du, o Deutschland,
Dem so mancher Funkelstern,
Drauf Du sehnlich Dich gefreut, schwand
In ein ödes Dunkel fern!

Mögst Du von des Nordens Sunde
Bis zum Saum des Alpenkranzes
Dich zu einem Riesenbunde
Einen als gereimtes Ganzes!

So sang schon vor längerer Zeit A. Schnetzler, und wer, der diesen Wunsch für die Einheit Deutschlands warm im Herzen trägt, fühlt dabei nicht, daß es eben, wie in dieser Zeitschrift auch schon ausgesprochen wurde, um diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen, vorweg der Einigung der Deutschen in ein und derselben gebildeten, lebendigen, ernst und gefühlvollen, sangbaren und wohlklingenden **Sprache** bedürfe? Und wenn von ihr der schwedische Bischof J. Tegner spricht:

„Frisch, starkglied'rig und derb, ein Mädchen erzogen im Walde,
Schön und geschmeidig dabei, nur ist der Mund Dir zu breit.
Etwas rascher auch geh'! Leg' ab den Schleichgang, damit nicht
Schwinde des Sinnes Anfang, eh' noch gefunden der Schluß;"

also mit dem ihr gebührenden Lobe zugleich einigen Tadel verbindet, als gehe sie in's Breite und zu langsam, um gut verstanden, und das durch sie Ausgesprochene gefaßt zu werden; so ist dieses nicht auf sie als Sprache, vielmehr nur auf Viele, welche sie sprechen und dehnen und auch nicht so kurz oder geläufig sprechen, als sie ganz gerne zuläßt, anzuwenden; welche sich jedoch das Weitausholen und seilermäßige Spinnen ihrer Reden recht leicht abgewöhnen können und werden, wenn sie dem Geiste ihrer Sprache sein Recht widerfahren lassen, und wenn es erst nur einmal in Bezug auf das Wesentliche hierbei in Deutschland glücklich so weit gekommen, daß es ständige Sitte geworden (es scheint, Gottlob! zu werden), nur **deutsch** zu reden und zu schreiben.

Derselbe Dichter, wie alle Sprachenkenner, stellt aber dagegen doch wieder die deutsche Sprache als erste dar, indem er der sonst so hochgepriesenen Franzosensprache ihren Denkzettel folgendermaßen schreibt:

„Schwatzend hüpfest Du hin und lügst und machst Höflichkeiten,
Artig doch bist Du und hübsch; süß ist Dein Lispeln jedoch.
Länger nicht beugen wir uns vor Dir, als der Fürstin der Schwestern;

Doch als Gesellschaftsfrau hören wir gerne Dich an.
Nur mit Gesang verschon' uns! Es ist, als tanze der Taube:
Wenn er den Fuß auch bewegt, hört er vom Zeitmaß doch nichts."

Und daß wir in deutscher Rede und Schrift alles Fremde entbehren und ganz verständlich sprechen und schreiben, ja andern Sprachen gegenüber Außerordentliches leisten können, darüber das Urtheil eines Gelehrten, der in deutscher sowohl, als in französischer Sprache anerkannt vortreffliche Werke schrieb, und dessen Stimme wohl bei beiden Völkerschaften als endgiltig entscheidend angesehen werden dürfte.

Es schreibt nämlich von Bonstetten, am 15. Weinmonat 1823, in einem Briefe an Matthisson unter Anderem auch dieses:

„Ich verglich Vossens Uebersetzung des Horaz mit der Urschrift. Ein übermenschliches Zauberwerk! Nicht ein Wort, nicht eine Abstufung ist vergessen. Der lateinische Sinn lebt ganz in der deutschen Dichtzeile. Alle französische Uebersetzungen, wenn man scheidekünstlerisch ihren Werth zusammenziehen könnte, haben nicht den Werth und die Ehrlichkeit einer Seite von Voß. Es ist der Hochsieg der deutschen Sprache. Die deutsche Sprache wird mit der Zeit alle andern Sprachen besiegen, selbst die alte H***, wie Voltaire sehr unhöflich die seinige nannte. Die Deutschen denken frei, die Franzosen schaffen sich Fesseln, und wo diese etwa mangeln, Kleidertrachten. Wahre Sklaven oder vielmehr Puppenseelen, die in Fäden hängen."

Dieses schrieb von Bonstetten vor 27 Jahren, und es erlaubt sich der Einsender des Vorstehenden die bescheidene Anfrage, mit der Bitte um Antwort darauf: Hat die deutsche Sprache dermal schon angefangen, den Sieg über die andern auf ihre Seite zu bringen?*)

*) Im Schriftthum hat sie nicht nur angefangen, sondern bereits bedeutende Schritte im Siege über andere gethan, wie die Werke unserer deutschen Hauptschriftner beweisen; aber in der Ausübung, im Sprechen beginnt sie erst allmählig sich einen weitern Kreis anzubahnen, da die französische als Sprache der hohen Staatskunde und Kunst einen großen Vorsprung vor ihr besitzt.

A. d. H.

Ich bin arm, sonst würde ich für die beste und zugleich nachweisende Beantwortung dieser Frage einen Preis von Werth aussetzen.

M. A. S. W.

---

Schon wieder komme ich Ihnen mit meinem kleinen Kram, um Ihnen Einiges zur Auswahl vorzulegen; finden Sie nichts Annehmbares darunter, so verdenke ich es Ihnen nicht, wenn Sie keinen Gebrauch davon machen.

Sie werden den Uebelstand, in die deutsche Sprache fremde Wörter mitten hinein zu schieben, auch darin höchst störend gefunden haben, daß, wenn dieselben, wie es jetzt allgemein geschieht, mit deutschen Buchstaben geschrieben werden, diese oft auch wie deutsche Wörter, mithin falsch gelesen werden. Sonst bediente man sich hierzu der lateinischen Buchstaben, und das war wirklich noch besser; ich will dieses kurz mit einem Beispiel beweisen. Neulich las Jemand einen Aufsatz vor, in welchem öfters die Worte *Deïst* und *Deïsten* vorkamen, die der Vorleser immer als Deist und Deisten ablas, was der ganzen Gesellschaft höchst lächerlich lautete. Indem ich Ihnen diesen Vorfall hier beschreibe, werden Sie sogleich verstanden haben, was ich damit meine, nämlich die Aussprache. Hätte ich nun diese Worte sämmtlich mit deutschen Buchstaben geschrieben, so würden sehr wenige Personen den richtigen Sinn gefunden haben. Man sollte daher recht oft aufmerksam machen, wie die Fremdwörter im Deutschen gerade brecht werden, zumal wenn sie deutsch geschrieben sind.

In meinem alten (Notiz- oder) Vormerkbuch fand ich heute zufällig vom Jahr 1843 folgendes: „Der pegnitzische Blumen-Orden in Nürnberg begeht im künftigen Jahre, Weinmonat 1844, sein 200jähriges (Jubiläum) Freudenjahr. Schreiber dieses erlaubt sich die Frage: Könnte diese Pegnitz-Gesellschaft nicht bei dieser Gelegenheit zweckmäßig erneuert, verbessert, erweitert werden? Wäre nicht unser geliebter Thronfolger und dessen Gemahlin an ihrem Hochzeitfesttage zu bitten, die (Präsidentschaft) Oberleitung

zu übernehmen? — Der Zweck des Ordens, Reinhaltung der deutſchen Sprache, wäre noch immer löblich, doch müßten auch auswärtige Mitglieder aufzunehmen ſein und die Frauen und Jungfrauen dürften im Kranze nicht fehlen, das Dichter-Wäldlein könnte wieder hergeſtellt werden und damit das alte deutſche Nürnberg, welches ſich nun wieder durch den Ludwigskanal und ſeine Eiſenbahn-Verbindungen zu ſeiner alten Höhe hinanbahnt, einen Reiz für viele Fremde und Einheimiſche mehr verliehen bekommen."

Ich finde dieſen Vorſchlag, den ich in eine Zeitung rücken laſſen wollte, es aber unterließ, nach ſo vielen Jahren nicht ganz veraltet und hoffe nun auf's Neue, daß dieſe Geſellſchaft wenigſtens mit Ihrem Vereine in nähere Verbindung und Austauſch beiderſeitiger Gedanken (Ideen) treten und die Hand bieten möchte zu gemeinſchaftlichem Wirken oder Streben *).

Nun noch einige kleine Vorfälle, aus dem Leben gegriffen.

In Baiern gibt es Beamte, die den Namen Salz-Factor und die höher ſtehenden Salz-Ober-Factor führen. — Zu einem der Erſteren, welcher kurz zuvor zu der höhern Stelle befördert war, kam eines Tages ein Bauer aus der Gegend und fragte die Frau: „Wohnt hier der Herr Salz-**Kalfackter**?" — Mein Mann, ſagte die Frau, ganz roth im Geſicht, iſt Salz-Ober-Factor. Der Bauer entgegnete: „Nun wohnt denn hier der Herr Oberſalz-Kalfackter?" — Die Frau: Ich habe ihm ja geſagt, daß mein Mann Salz-Ober-Factor iſt. Der Bauer ſagte nun ganz demüthig: „Nehmen Sie mir's nur ja nicht übel, Frau Oberſalz-Kalfackterin, ich wußte wahrlich nicht, daß es ſo viel ausmacht, ob das Salz vorn oder hinten hin gehört."

Ein guter luſtiger Mann brachte gar gerne bei frohen Gelegenheiten ein Lebehoch, — er nannte es aber ein Vivat, — aus. Wenn er es nun im Verlauf des Abends oft genug

*) Das wäre uns ſehr erwünſcht und der Sache höchſt förderlich. A. d. H.

vorgebracht hatte, so bat er die Gesellschaft um die Gunst, noch ein **Vivätle** (kleine Gesundheit) ausbringen zu dürfen.

Sch. L. T.

---

Beim Lesen der „Pandora" von Zschokke zeichnete ich mir kürzlich einige deutsche Wörter auf, welche Zschokke gebraucht hat und an deren Stelle so viele andere Schriftsteller Fremdwörter gebrauchen. Es scheint mir nicht ganz unerheblich, auch die Aufmerksamkeit Anderer auf dieselben zu richten. So sagt Zschokke z. B. bewilligtes Recht (positives), Vertragsgenossen (Parteien, Theilschaften scheint uns besser), Gesittung (Civilisation), geschichtliches (historisches) Recht, gestattete Landesgrundgesetze (octroirte), eine gedankenbildliche (moralische) Person, Staatsgestalt (Staatsform), Bankhalter, mittelbare Abgaben, Aufwandssteuern, Fürstensitz, Fürstenreich, Einherrschaft (Monarchie), Verarmung (Pauperismus), Anwendung (Praxis), Gönnerschaft (Protection), handwerksmäßiges (mechanisches) Beobachten der Amtsverrichtungen, Amtsbericht (Protokoll), Theorie des seelischen (psychischen) Zwanges, Gleichwerth (Aequivalent), Fallbeil für Guillotine.

Es könnte wohl manches der obigen von Zschokke gebrauchten Wörter Ihre Beistimmung finden, und vielleicht gelegentlich auch von Ihnen gebraucht werden. Der Gebrauch von Fremdwörtern wird nur dann mit Recht zum Vorwurf gereichen, wenn treffend gebildete deutsche Wörter zu deren Ersatz geboten werden. Wenn ich auf solche deutsche Wörter aufmerksam machen kann, so werde ich mir immer ein Vergnügen daraus machen.

Homburg. L. A.

---

# Verschiedenes.

## Abenteuer.

Viele glauben, dieses Wort sei ursprünglich ein deutsches gewesen und zusammengesetzt aus Abend und theuer, was

freilich keinen Sinn gibt. Es kommt aber zunächst von dem französischen *aventure* (was aus dem lateinischen eventura oder adventura gebildet ist) her und findet sich schon in deutschen Schriften des 13. Jahrhunderts, wie in den Nibelungen und andern als die aventiure, Mähre. Nach und nach gestaltete es sich im Hochdeutschen um zu Abenteuer, um so leichter, weil die deutschen Klänge von Abend und theuer daraus hervortönen, obgleich sie gar nichts mit der Bedeutung des Wortes zu schaffen haben.

## Majestät.

Kaiser Karl V. brachte das hochklingende Wort Majestät ganz in Gang, das zu Rom seit dem Julischen Majestätsgesetz so viele Köpfe gekostet hatte, auf deutschem Boden aber weniger Unglück stiften konnte. (Erhabenheit, Machtfülle, Machtvollkommenheit dürften es wohl ersetzen.) Der alte Deutsche glaubte, daß ein Fürst essen, streiten, schlafen, scherzen, reden und gehen müsse, wie andere Menschenkinder, was der Wahrheit und dem Verdienst den Eingang erleichterte; aber da nach dem westphälischen Frieden sich auch die Könige dieses Wort beilegten, die bisher mit Ihre Königl. Gnaden zufrieden gewesen waren, trotz ihrer Gottgelehrten, die das Wort nur von Gott gebraucht wissen wollten und man die ungeheure Scheidewand zwischen Fürst und Volk aufstellte, so entfernten sich beide von einander zum Unglücke des Landes. Doch gewannen sich vernünftige und geistreiche Herrscher auch im gewöhnlichen Rocke die Herzen des Volkes, ohne immer im blendenden Glanze der Hoheit sich zu zeigen. W.

## Geheimniß.

Friedrich, der Große, sagte zu einem, der um den Geheimenrathsnamen eingekommen war: „Nun ja, er soll ihn haben, weil er nie etwas verrathen hat — aber es muß auch geheim bleiben zwischen ihm und mir."

## Wortgeſchnitzel.

Von Hedwig und Eleonore.

Frauenbild für Frauenzimmer. Gott ſei Dank, wenn das „Zimmer", das den Frauen wie ein Schneckenhaus anhängt, einmal aus dem Schwung kommt. **Frauenbild** klingt ganz fein, man muß nur nicht Mannsbild daneben ſtellen. In etwas verbeſſern ließe ſich das Mannsbild, wenn man den ziſchenden Mitlauter unterdrückte — (was aber die Männer wohl nicht zugeben werden, da ſie dieſen Laut gar zu gern hören und ſtets Recht haben wollen. So waren ſie immer!) A. d. H.

Denken, d. h. ſinnen, alſo den Sinnen nachgehen, empfangen, aufnehmen im Geiſt, bezeugt die beſtändige Wechſelwirkung von Geiſt und Körper, die beide in einander greifen, wie Licht und Luft. Weil das Denken noch im Gebrauch, muß es doch gefährlich um die gelehrte Weltweisheit im deutſchen Volke ſtehen, ſonſt hätte es längſt abziehen für denken angenommen, d. h. das Licht unter die Luftpumpe geſtellt und weggeſehen.

Himmel bedeutet decken, bergen; iſt alſo eine Luftdecke gegen das Licht, unter der ſich's gut ruhen ließe, wenn die ſchlafloſe Ahnunng nicht ewig durch's Fernrohr lugte. Der Herr Verſtand mag ihr die Wiſſenſchaft abläugnen, wie er will, das Sternſuchen läßt ſie ſich nicht nehmen.

Leſen oder ſammeln, und ſprechen im Sinn von hervorbrechen, ſich verbreiten, ſind die zwei Hülfszeitwörter unſeres Lebens, die einander in ihren Zeiten ergänzen, wie werden und ſein. Beide ſind ihrem Weſen nach unvollkommen und ziellos, bis ſie das Zeitwort thun abwandeln. Denn jeder edle Gedanke, der in die große Gemeinſchaft aufgenommen ſein will, muß die That zum Taufpathen ſtellen.

Siegen. Mit Tod und Vernichtung ziehen wir gegen den Feind aus, doch wir beſiegen ihn nur, d. h. wir machen ihn ſinken. Im Namen der ewigen Gerechtigkeit,

die da Wölfe und Schafe auf Erden weiden läßt, dürfen wir ihn nicht tödten; gebunden, aber lebend verlangt ihn die Wahrheit ausgeliefert. Dies hat der deutsche Sprachgeist in allen Abstufungen scharf aufgezeichnet. Als Sieger dürfen wir niederwerfen, erlegen, unterdrücken, unterjochen, bezwingen, bändigen, aber nie vertilgen; wir können überwinden, bewältigen, übersteigen, übertreffen, aber niemals wegräumen. Wie schwer es uns anfänglich wird, das feindliche Hinderniß anzuerkennen, haben wir es einmal besiegt, gleichviel, ob wir uns mühsam darüber hinausgekrümmt oder leicht hinweggeschwungen, o dann gönnen wir ihm großmüthig seine Stelle! —

Die Mitte, mitten oder mittel, das Mittel. Diese Begriffseinheit schließt also jede Wahl aus, bindet uns bei jedem Unternehmen durch die Mittel zugleich an die Mitte, die Mäßigung. Der unendliche Gedanke, die Freiheit, verachtet, überspringt die Mitte; die endliche That, die Nothwendigkeit, umklammert sie ängstlich: Mitte ist ihr Hülfe und Gesetz. Die Mitte, das Mittel an sich, ist aber dunkel, unfruchtbar, gewichtlos und starr, sobald kein äußerstes Ende, kein Ziel sie beleuchtet, an- und nachzieht.

Wahrheit von währen, dauern. Wer warm oder kalt genug, den Schluß daraus zieht, daß das Dauernde nicht überdauert werden kann, wird nie an ihrer Kraft verzweifeln.

Glück heißt Fortgang, Gelingen, von statten gehen. Das Glück liegt demnach in der Bewegung, in der Vorbewegung, so wie das Unglück in der Gegen-, Rückbewegung. Es gilt daher, mit dem Glück einen Dauerlauf, mit dem Unglück einen Scheinlauf einzugehen.

## Die Gewerbe-Ausstellung aller Völker und die Leipziger „Illustrirte" Zeitung.

Die Gewerbe-Ausstellung aller Völker soll mit einem Blicke die Quellen des Reichthums der Welt, die Früchte

des Unternehmungsgeistes von Jahrhunderten, die tausendfältige Anwendung der Kunst auf die Gewerbe, und die Wunder der Bewegungslehre und der Scheidekunst, welche des Menschen erfinderischer Geist und sein rastloses Forschen hervorgezaubert aus den Schachten der Wissenschaft, um seine Arbeit zu erleichtern und seine Hülfsmittel zu vergrößern, vor die Augen zahlloser Menschen bringen. Sie dient daher Allen als ein Sporn zu erneuten Anstrengungen und bildet den Ausgangspunkt eines großen Wettkampfes, aus welchem das gedankenreichste und geschickteste Volk als Sieger hervorgehen wird.

Darum wächst auch mit jedem Tage die Spannung, welche der großartige Gedanke der Gewerbe-Ausstellung aller Völker hervorgerufen hat. Jedermann ist begierig, zu erfahren, was nach allen Richtungen hin geschieht: was die Engländer und was die Franzosen vorbereiten? was die Amerikaner zu liefern denken? was aus Indien kommen wird? was in unsern Eisen- und Glashütten, Porzellan- und Thonwaaren-, Wollen- Seiden- Baumwollen- und Strumpfwaaren-Großwerken, Werkzeug- und Triebwerkbau-Anstalten geschieht? wie es mit der Gewerbshalle, diesem Glaspalaste, vorwärts geht? wann sie fertig sein und ob die Ausstellung wirklich ein so großes, schönes Schauspiel der Gewerblichkeit werden wird, wie man von allen Seiten hört?

Alle diese Fragen will die Leipziger Illustrirte Zeitung beantworten. Sie wird von Woche zu Woche die wachsende Theilnahme zu befriedigen suchen, die sich an die große Gewerbe-Ausstellung knüpft, wie sie schon seit Beginn der Vorkehrungen für dieselbe allwöchentliche Berichte über den Fortgang dieses großartigen Unternehmens gegeben und alle Nachrichten zusammengestellt hat, welche für den Gewerbtreibenden, wie für den Freund der Gewerbe und Künste wissenswerth erscheinen; sie wird nicht nur einen eignen fachgebildeten Berichterstatter nach London senden, sondern auch ihre Berichte mit Abbildungen der vorzüglichsten Ausstellungsgegenstände begleiten.

Für Aussteller und Nichtaussteller werden diese mit Bildern versehenen Berichte, welche ein Musterbuch der Künste

und der Gewerbthätigkeit aller Völker bilden, die ihre Erzeugnisse der Prüfung und Beschauung ausgestellt haben, von hohem Nutzen, von unschätzbarem Werthe sein, indem sie eine Geschichte des Fortschritts der Künste und Gewerbe geben, wie noch kein Volk sie aufzuweisen hat.

## Sprüche und Schwänke aus dem sechzehnten Jahrhundert.

### Armuth ist zu vielen Dingen gut.

Armuth lehret alle Künst, arme Leut müssen viel anfahen, bis sie sich ernähren; Armuth ist sinnreich, siehet weit um sich, gedenkt und sucht viel List und Weg, wie sie aus Noth auch Brod hab; sie findt und entdeckt alle Künst. Darum der Hunger bei den Dichtern sinnreich und der Bauch und Gott Venter bei Persio ein Erfinder und Angeber aller Künst wird genannt. Man siehet, daß fast allein die Armen wissenschaften, nit aus sonderer Andacht und Liebe, sondern aus höchster Noth, damit sie sich selbst aus dem Bettel in Ehr und Würden setzen. Daher sind die hungrigen und dürren Schwaben und die nüchterne Itali und Saraceni so subtil (fein) und hohe Künstler in allerlei Künsten, und nit die vollen matten Wein- und Bierzapfen. Es muß die Hauptsach Hunger und Armuth thun, voller Bauch zeucht und lernt nit gern, sondern schläft viel lieber, dann daß er nach Ehr und Künsten strebt. Dagegen bleiben die vollen feigen, unbegabten (geistlosen), wollüstigen Reichen gemeinlich ohne Verstand, Narren, die nichts thun, dann auf dem Polster sitzen, die Krausen und Becher leeren, ihr Verzeichnisse lesen, oder so sie hurtig sind, zween Schenkel über ein Pferd schlagen, und ins Dorf die Bauern zu schinden reiten oder aufs Gejägd, Tag und Nacht voll, von niemand gestraft. Lieber, was sollten die wissen oder wie sollten sie, ohn alle Zucht und Kreuz, ungeübt und unbegabt, weise sein?

## Die Gelehrten, die Verkehrten.

Gelehrte Leut ſind auch etwan große Narren. Die hochtrabenden gelehrten Verkehrten, die von aufgeblaſener Kunſt geſchwollen, achten, ſie ſchweben in Wolken, halten ſchlecht (ſchlicht) einfältig (einfach) fromm Leut etwan kaum für Zifer (Zahlen) und Menſchen bei ihnen. Daher ſingen und ſagen ſie:

Bacche bibat doctus tua munera, rusticus undam.

Das iſt: den Bauern gehört Haberſtroh, die Gelehrten ſollen Wein trinken und heißen ein Riegelhüpfer und Dorfpfaffen etwa, der nichts kann. Hie unterſcheid die Gelehrten und deut es nit letz (falſch), wie gemeiniglich geſchieht, auf die Unſchuldigen. Ein gottgelehrter Mann, der von ſeinem Schatz Altes und Neues herfür bringt, leucht als die Sonn am Himmel und iſt mehr Ehren, denn man ihm kann anthun, werth. Es ſein aber der, wie des Golds, Edelſtein, und alles, was köſtlich iſt, ſehr wenig, theuer und dünn geſäet. Aber das Plüdermuß der weltgelehrten Götter, ſo von Kunſt aufgeblaſen, ſich allein für weiſe, gelehrt und Führer der Blinden achten, iſt die Welt voll; vor den ſehe dich vor. — Wohl reden und übel thun und gedenken, mag nit allein bei einander ſtehen, ſondern iſt gemeinlich bei einander. O es iſt ein gräulich Ding um ein weltweiſen Mann, der in ſeiner Kunſt und des Fleiſches Witz erſoffen iſt!

---

## Ein jeglich Ding will ſein Zeit haben.

Was außerhalb der Zeit über die Zeit geſchieht, iſt unehrlich und ſträflich, es ſei in Eſſen, Trinken, Gehen, Stehen und im ganzen Wandel des Menſchen. Wenn Leut von guten Freunden gehalten werden und es dünket ſie über die Zeit ſein und wollen ſich darüber nit halten laſſen, die ſagen: Laßt uns gehen; Zeit hat Ehr, ſagt die gute Dirn, da ging ſie zur Mettenzeit heim. Recht Zeit halten iſt ehrlich, rechte Zeit nit halten, iſt unehrlich.

Ein jeglich Ding will ſeine Zeit haben. Man ſoll der Zeit ihr Recht thun; Zeit hat Ehr, Zeit bringt Roſen. Die Griechen ſagen: die Zeit bringt alles Getreid, nicht der Acker. Es iſt ein alter Reim, der beſtätigt dies Wort, der heißt alſo:

Sä Korn Egidii,
Haber, Gerſten Benedicti;
Sä Flachs Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani;
Sä Hanf Urbani,
Viti Kraut, Erbis (Erbſen) Gregorii;
Linſen Jacobi und Philippi;
Grab Rüben Vincula Petri;
Schneid Kraut Simonis et Judä;
Trag Sperber Sirti;
Fahe Wachteln Bartholomei;
Kleib Stuben Calixti;
Heitz warm ein Natalis Chriſti:
Iß Lammsbraten Blaſii,
Gut Haring Oculi mei;
Heb an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

---

## Deutſche Fröhlichkeit.

Es iſt kein Dörflein ſo klein, es hat des Jahrs einmal Kirchweihe. Fröhlich und guter Ding ſein, wohl leben, herrlich eſſen und trinken iſt löblich, wann's ſelten geſchieht, wann es aber täglich geſchieht, ſo iſt's ſträflich.

Wir Deutſchen halten Faſtnacht, Sanct Burkhard und Sanct Martin, Pfingſten und Oſtern für die Zeit, da man ſoll vor andern Gezeiten im Jahr fröhlich ſein und ſchlemmen: Burkhards Abend um des neuen Moſts willen, Sanct Martin vielleicht um des neuen Weines willen; da brat man feiſte Gäns und freuet ſich alle Welt. Zu Oſtern backt man Fladen; zu Pfingſten macht man Lauberhütten in Sachſen und Thüringen und man trinkt wohl acht Tag Pfingſtbier. In Sachſen hält man auch Panthaleon mit Schinken, Speck, Knackwürſt und Knoblauch. Zu den Kirchmeſſen oder Kirchweihen gehen die Deutſchen vier, fünf Dorfſchaften zuſammen,

es geſchieht aber des Jahrs nur einmal, darum iſt's löblich und ehrlich, ſintemal die Leut dazu geſchaffen ſein, daß ſie freundlich und ehrlich unter einander leben ſollen.

## Belobung.

Vor uns liegt ein eben geleſener Vortrag der Behörde einer Stadt, in welcher die Straßenbeleuchtung mittelſt Gas eingerichtet werden ſoll. Er iſt an ſämmtliche Einwohner derſelben gerichtet. Dieſer Bericht oder Vortrag wurde alsbald nach ſeiner Ausgabe im Druck hinſichtlich ſeiner Umfaßlichkeit, der vortheilhaften Ausſichten, die er den Einwohnern mit Zahlen deutlich eröffnet, ganz beſonders aber wegen der daraus erſichtlichen großartigen Rechenkunſt eines Einzelnen der mehren, mit Bethätigung der Sache betrauten Perſonen, belobt.

Wir aber haben dieſem Vortrage, als dem Ergebniß der vielen und thätigen Mühen und Arbeiten dieſer Betrauten, einiger ſehr umſichtigen und unterrichteten Männer, unſre Belobung in anderem Bezuge ebenfalls nicht vorenthalten wollen, welche wir denn hier ausſprechen, um im weiten Bereiche der deutſchen Eiche damit zu zeigen, wie deutſche Behörden in jedem Zweige der Geſchäfts- und Verkehr-Vorkommniſſe zu ihren Mitbürgern deutſch und verſtändlich, und deswegen um ſo auffaßbarer ſprechen können, wenn ſie offen, belehrend ſein und nicht durch wälſche, nicht verſtandene, oft mißbrauchte Wörter und Benennungen ſelbſt noch im Unklaren erſcheinen, oder die Angeredeten im Dunkeln laſſen wollen.

Wir finden in dieſem Berichte neben durchgängiger Gewandtheit der Feder und angewandter Kenntniß unſrer Sprache, gedrängter, gerundeter und klarer Darſtellung, auch das wirkliche und ehrenwerthe Streben, das klar und deutlich Gedachte und Aufgefaßte verſtändlich und darum deutſch auszudrücken, und wenn auch nicht durchgängig, beobachtet, ſo doch gleichſam als Grundlage dieſer Schrift oder ihres erſten Entwurfs genommen.

Denn wo Andere jetzt noch, wie sonst fast Alle, Gas-Institut, — Fabrik, Contract sagen, lesen wir hier Gaswerk, — Anstalt, Vertrag; dann Gesellschaft (Compagnie), fürs erste Jahr (per, pro), Bedingung (Condition), endgiltig (definitiv), für Rechnung (a Conto), Tilgungsplan*) (Amortisationsplan), vortheilhaft (lucrativ), Genehmigung (Ratification), beiläufig und etwa (circa), betheiligen (interessiren) u. s. w.

Freilich wären demnach die auch miteingeflossenen, sehr leicht zu vermeidenden Fremdwörter zu tadeln, wie Moment (Zeitlage, — Stand), Revolution (Umwälzung, Aufstand u. s. f.), Speculation (Auspähung, Gewinnsucht u. s. f.), Privaten (Einzelne, Einwohner), Offert (Anerbieten), Fabrikation (Bereitung, Erzeugung), Terrain (Platz, Boden), Garantie (Bürgschaft, Gewähr, Sicherheit), Concurrenz (Mitbewerbung), Detail (Einzelnes), Rentabilität (Einträglichkeit u. s. f.); & (dieses Brezelein statt u. oder und), und das Elsterschwänzchen § statt Satz, Abtheilung); dann lucrativ (vortheilhaft u. s. f.), Risico, Proceß, installiren, placiren, creiren, salva Ratificatione u. s. w., gar auch Canalisation(?).

Allein wir sind hinsichtlich der allgemein gerügten Fremdwortliebe noch lange nicht über dem Strom, und wenn das, gleichwohl mit allem Recht dem Deutschen gebührende und mit all seinem Ernst zu betreibende Hinüberkommen nur allmählig und in schwankendem Kahn geschehen kann (bis feste Brücken gestellt sind), so bleibt eben darum gedachtes Streben immer lobenswerth, wenn gleich solche ganz entbehrliche Fremdlinge mittelst alter Gewohnheit, oder wie sonst mit eingeschlichen sind.

Erschien doch in der königlichen Hofstadt Dresden bei Blochmann 1848 noch „Catalog(us) der Königl. Gemälde-Galerie **) in Dresden," obgleich dessen Vorwort folgendermaßen beginnt: „Die königl. Gemälde-Galerie, deren Verzeichniß hier folgt" —!

M. A. S. W.

*) Ordnung wäre besser als Plan.

**) Statt des fremden Galerie (Gallerie), ein Gitter- oder Geländergang, braucht man jetzt das deutsche Sammlung, Halle u. s. f.

## Teſtament.

Das Altdeutſche kennt dieſes Fremdwort nicht. Ich betrachte es hier nur in ſo fern, als es einen letzten Willen bedeutet und die Urkunde, welche ihn enthält. Die ältere Sprache ſagte dafür Erbſchrift und Erbſatzung. Letzterer Ausdruck kommt auch im Churpfälzer Landrecht vor.

Durch welches Wort möchte Teſtament am beſten zu erſetzen ſein? — Dabei wäre nicht nur an dieſes Wort zu denken, ſondern auch an teſtiren, Teſtirer oder Teſtator und Teſtirerin. Aus Erbſchrift wäre nicht wohl ein Wort zu bilden, welches teſtiren und Teſtirer erſetzen könnte. Das von Heyſe angegebene Erbſchreiber würde wohl dem beizulegen ſein, der ſeinen letzten Willen ſchreibt, nicht aber dem, der ihn ausſpricht, und von einem Urkundner ſchreiben läßt. Der Ausdruck letzter Wille iſt eine Umſchreibung, nicht ein Wort für einen Begriff. Verkürzt man auch dieſen Ausdruck in Letztwillen, ſo dient er doch immer nicht, um Wörter zu bilden, welche Teſtirer und teſtiren erſetzen. Auch aus Erbſatzung laſſen ſich nicht wohl Wörter bilden, welche die eben angegebenen erſetzen könnten. Erbſatzer läßt ſich nicht ſagen, weil „ſatzen" ein völlig veraltetes Wortgebilde iſt. Erbſetzung würde ſagen Einſetzung eines Erben, und wäre deßhalb ungeeignet, weil der Inhalt eines Teſtamentes nicht nothwendiger Weiſe die Einſetzung eines Erben ſein muß, z. B. nicht nach dem franzöſiſchen Rechte, das noch in einem großen Theile von Deutſchland gilt. Der zu bildende Ausdruck würde genug ſagen, wenn er eine Verfügung bezeichnete, die jemand über ſeinen Nachlaß oder über einen Theil deſſelben trifft. Wie nun Erblaſſer denjenigen bezeichnet, der Andern das Seinige zum Erbe hinterläßt; ſo bezeichnet Erbverfüger denjenigen, der über dieſes Erbe verfügt. Da der Ausdruck das Erbe nicht nur eine ganze Erbſchaft, ſondern auch jedes nicht von uns ſelbſt erworbene, ſondern uns von Andern hinterlaſſene Beſitzthum bezeichnet, ſo läßt ſich die letzwillige Verfügung ſowohl über ein ganzes Vermögen, als auch über jedes Vermögensſtück und über jeden Vermögenstheil Erbverfügung nennen. Wir hätten

dann neben Erblaſſer die Wörter Erbverfüger, Erbverfügerin, Erbverfügung und erbverfügen. Derjenige, zu deſſen Gunſten verfügt worden, wäre der Erbbedachte.

Teſtament läßt ſich wohl auch durch Vermächtniß überſetzen. Gewöhnlich iſt aber die Bedeutung von Vermächtniß, wie überhaupt die der Wörter auf niß, mehr gegenſtändlich. Vermächtniß bezeichnet gewöhnlich das Vermachte, d. i. durch Erbverfügung Jemand Beſtimmte. Vermächtniß und vermachen erſetzen ſehr gut die Fremdwörter Legat und legiren. Von Vermachen ließe ſich nicht wohl ein Wort bilden, welches geeignet wäre, Teſtirer und Teſtirerin zu erſetzen. Von Vermächtniß bilden ſich die Wörter: Erbſchaftsvermächtniß, Erbtheilsvermächtniß, Erbſtückvermächtniß. Derjenige, welcher ein Vermächtniß, mit dem er bedacht worden iſt, annimmt, iſt der Vermächtnißnehmer. Er iſt entweder Erbſchaftsnehmer, oder Erbtheilsnehmer, oder Erbſtücknehmer. Iſt das Vermächtniß nicht in einer einſeitigen Verfügung, ſondern in einem Vertrage enthalten, ſo haben wir einen Erbvertrag und ein Vertragsvermächtniß.

Homburg in der Pfalz. L. A.

## Ueber Zeitweiſer.

Der Zeitweiſer oder Kalender hat ſeinen Namen von Kalein, rufen, erinnern, weil der erſte Monatstag bei den alten Griechen, die keine Zeitweiſer wie wir hatten, ſo wie auch anfangs bei den Römern öffentlich ausgerufen und ſo dem Volke bekannt gemacht wurde. Daher hieß Calendae der Ausruftag oder der erſte Tag eines jeden Monats. Später bildete man das neulateiniſche calendarium und daraus wurde unſer Kalender, wo einſt ein Bauer, den man um einen Reim darauf fragte, antwortete: Elender. (Das iſt freilich ein ſonderbarer, ein ächter Kalenderreim.)

Dieſe Zeitweiſer enthalten nicht nur die Monate, Tage, Geſtirnbewegungen, Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Tag-

längen u. s. w., sondern auch mitunter angenehme und lehrreiche Erzählungen, um auf die Volksbildung einzuwirken. Ehemals waren diese Wirkungen weit größer und vielleicht auch fruchtbarer, als sie es jetzt sind, da gar viele andere Bücher in die Hände des Landmanns kommen und er sich oft wenig mehr aus dem Zeitweiser und dessen Erzählungen macht, so wie die Gebildeten längst ihn kaum eines gnädigen Blickes mehr würdigen. Dennoch gehört er immer zu den am allermeisten nothwendigen und verbreiteten Schriften.

Nur scheint auch er in manchen Stücken dem ewigen Stillstande zu gehorchen, obgleich er die Aderlaßmännlein und manches andere Wundervolle zum Bedauern Vieler weggelassen hat. Was aber am meisten auffällt, ist das, daß er immer noch bei den sieben Wandelsternen (Planeten) stehen bleibt und gar keine Rücksicht auf die neuen Entdeckungen nimmt, die doch von großer Bedeutung sind. Das dürften die Verfasser der Zeitweiser wohl berücksichtigen, daß sie kein Verbrechen gegen die heilige Zahl sieben begehen, wenn sie nun auch die weiter entdeckten Wandelsterne angeben; denn es gibt ja in andern Zweigen noch immer siebenarmige Leuchter genug, so z. B. die sieben Töne, sieben Farben, sieben Wochentage, sieben Wunder der Welt, sieben Heilsmittel, sieben Bitten des Vaterunsers, sieben Todsünden u. s. w.

Wir wollen hier nur kurz die bisher entdeckten 20 Wandelsterne in der Reihenfolge nach ihrem Abstande von der Sonne anführen, wie sie in jedem Zeitweiser stehen sollten und könnten: 1. Merkur, 2. Venus, 3. Erde, 4. Mars, 5. Flora, 6. Vesta, 7. Iris, 8. Hebe, 9. Asträa, 10. Juno, 11. Ceres, 12. Pallas, 13. Jupiter, 14. Saturn, 15. Uranus, 16. Neptun, 17. Diana oder Metis, 18. Hygieia, ein erst im Jahr 1849 von Gasparis in Neapel entdeckter Wandelstern, 19. Parthenope, 20. Viktoria. Auch die Namen der Entdecker der neuern Wandelsterne sollten mit Recht beigesetzt werden, wie Hind, Olbers und Hencke, deren jeder zwei entdeckte, Piazzi, Harding, Herschel, Galle, Graham und Gasparis. Das Jahr 1852 dürfte wohl einen mit diesen

Angaben verſehenen Zeitweiſer hervorbringen; oder muß man in **Deutſchland** auch mit dieſem Fortſchritt — ſo wie mit **manchem andern** — noch warten bis zum Jahr 1900?!

## Zweigverein für deutſche Reinſprache in Frankfurt am Main.

(Aus dem Frankfurter Tagblatt.)

Die deutſche Sprache iſt der Ausdruck des deutſchen Geiſtes. Wer von dieſem Geiſte beſeelt iſt, erkennt mit Stolz die Vorzüge der herrlichen Mutterſprache, ihre Kraft und Tiefe, ihren Reichthum und ihre Bildſamkeit. Sie in ihrer Reinheit zu erhalten, vor Ausartung zu ſchützen, ihre naturgemäße Ausbildung zu fördern, iſt eine würdige Aufgabe für alle Diejenigen, welche dazu mitzuwirken vermögen. Dies iſt aber nicht Sache der Sprachlehrer und Schriftſteller allein, die Sprache iſt ein Gemeingut, Alle ſind berufen, zu deren Erhaltung, Wahrung und Veredlung beizutragen, damit das koſtbare Kleinod in ſeiner ganzen Lauterkeit und Schönheit der Nachwelt überliefert werde. Mehr als jede andere bedarf unſere Mutterſprache der pflegenden Sorgfalt; die Lage unſeres Vaterlandes öffnet fremden Sprachen einen ungehemmten Einfluß; durch die Schulgelehrſamkeit haben auch die todten Sprachen überwiegende Geltung erlangt; faſt jedes Buch und jedes Zeitungsblatt beurkundet, wie ſehr unſere ſchöne deutſche Sprache unter dieſen Einwirkungen leidet.

Von jeher fanden ſich aus dieſem Grunde Freunde der Mutterſprache zuſammen, um mit gemeinſamer Kraft all' den verderblichen Einflüſſen zu ſteuern. Ihre Bemühungen blieben nicht erfolglos, vermochten aber nicht, das Uebel zu heben.

In neuerer Zeit droht die Ausartung unſerer Sprache noch ſtärker zu werden, durch die Macht der immer mehr wachſenden Vorliebe für fremde Sprachen. Um ſo dringlicher wird die Forderung, unſerer Mutterſprache alle mögliche Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Dem Herrn Pfarrer Dr. Brugger in Heidelberg gebührt die Anerkennung, daß er den zeitgemäßen Gedanken, einen Verein für Förderung der Sprachreinheit zu gründen, zuerst wieder angeregt und zum Theil ins Leben gerufen hat. Diesem Vereine sind, wie von andern Orten, auch von Frankfurt aus Viele beigetreten, indessen empfanden die hiesigen Mitglieder bald das Bedürfniß, sich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu vereinigen, ohne deshalb die Verbindung mit Heidelberg lösen zu wollen. Schon in der ersten Versammlung haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß die Bestrebungen des Vereins die größte Besonnenheit erheischen, um die Klippen zu vermeiden, an denen ähnliche frühere Versuche gescheitert sind. Insbesondere wird unser Verein alles geschichtlich Berechtigte anerkennen, er wird weder umstürzen, was einmal Geltung erlangt hat, noch viel weniger durch unnatürliche Künsteleien und dem Geiste der Sprache widerstrebende neue Wortbildungen derselben Gewalt anthun wollen. Seine Absicht geht nur dahin, das Streben nach Reinheit, Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks durch Vereinigung vieler Kräfte zu verbreiten und durch geeignete Vorarbeiten zu unterstützen. Die Ergebnisse seiner Wirksamkeit wird der Verein, theils durch Druckschriften darlegen, theils durch faßliche Vorträge in den monatlichen Versammlungen zur Kenntniß der Mitglieder bringen.

Wir hegen die Hoffnung, daß unsere Wirksamkeit bei allen Freunden der Sprachreinheit Anklang und Unterstützung finden und daß sich der Kreis unseres Vereins sehr bald erweitern werde.

Der einstweilige Vorstand:
Bachmann-Korbett.

## Schweizerdeutsch.

Das breite Kehl-Schweizerdeutsch erschreckt das Ohr des Süddeutschen und muß das des Norddeutschen zerreißen. Fürgürtli für Schürze, Reiten für Fahren, beschissene Teller für unreine, das ist allenfalls noch zu

verſtehen. Aber wie wenige mögen das Folgende verſtehen: „Welli Ziet haſcht?“ „Hätter öppen öpper eppis doh?“ oder „Münnder öppis wörke?“ Das heißt deutſch: Wieviel Uhr iſt es? — Hat Dir Jemand etwas gethan? — Müßt Ihr etwas arbeiten? In der alten zürchiſchen heil. Schriftüberſetzung heißt es Hochgeſang 23: Du ſchmiereſt meinen Grind mit Schmutz und ſchenkeſt mir geſchwibelt und geſchwabelt voll ein. — Wer erkennt in Myſſi, Küri, Bappi, Sämi, Bäni die Namen Hieronymus, Konrad, Jakob, Samuel, Bernhard?

Gebildete Schweizer, die nicht viel beſſer ſprechen, reden daher mit dem deutſchen Bruder lieber franzöſiſch; aber eine Bernerin ſagte zu Meiner's Frau, die ſie deutſch angeredet hatte: „Liebes Fräuli, i verſteh kein **Welſch!**“ Doch kommt dies auch in den öſtreichiſchen Gebirgslanden, ja ſogar in Schwaben und Franken hie und da vor. Welcher Deutſche würde z. B. die hohenlohiſche Bäuerin verſtehen, wenn ſie von Oſtereiern ſpricht, die der Haſe den Kindern einlegt, wie der Storch die Kinder ſelbſt, und ſolche nennt Hoſche-Gakele?

Auch haben die Schweizer noch gar viele abgekürzte und eigenthümliche Wörter, wie z. B. Brennts für Branntwein, meineidige Hitze für ſchreckliche, wüſchtes Menſch für garſtig, ſchlecht; als Fluch: „Donnererſchieß“ und „donnererſchießiges Spiel“ u. ſ. w.

## Tabletten.

Immer häufiger fangen einige ſonſt ſehr gute Unterhaltungsblätter — die aber lieber Converſationsblätter u. ſ. w. heißen wollen — an, gewiſſe kleinere Abtheilungen und Schildereien ihrer Spalten mit der Aufſchrift „Tabletten“ zu bezeichnen, als wäre in dem reichen Wörtervorrathe unſerer deutſchen Sprache kein Wort mehr für dergleichen Dinge aufzufinden. Buntes, Mannigfaltiges, Verſchiedenes, Vermiſchtes, Allerlei, Seltenheiten, Merk-

würdigkeiten u. ſ. w. würden hier auf jeden Fall von einer deutſchgeſinnten Leſerſchaft lieber geſehen werden, als die ewige Wiederholung eines Fremdwortes, das hier ganz ohne Noth gebraucht wird und ſomit dem Deutſchen, der ſeine Sprache kennen und beſſer ſchätzen und würdigen ſollte, nicht zur Ehre gereicht.

## Demonetiſation.

Welcher Deutſche, der nicht in fremden Sprachen bewandert iſt, kann obiges ſiebenſtückiges Wort verſtehen? — Und doch gebraucht man es noch in ſehr verbreiteten Zeitungen, worin man längſt ſolchen Unſinn abgeſchafft glaubte. Wahrſcheinlich hat jenen Aufſatz ein ſehr gebildeter Mann geſchrieben, der alle Sprachen beſſer, als ſeine eigene, die deutſche, verſtand, ſonſt hätte er gewußt, daß Herabſetzung und Verrufung im Volksmunde bei Münzen von jeher gang und gäbe war. Alle die ſchlechten Wörter: Demoraliſation, Incarnation, Inthroniſation, Inſtallation, Inhibition, Devaſtation, Expedition, Erudition u. ſ. w. ſollte man nicht mehr vernehmen.

## Deutſchland über Alles.

Das beſte deutſche Luſtſpiel iſt das franzöſiſche, das beſte deutſche Geſangſpiel das italiſche, die beſten deutſchen Bücher die engliſchen, die beſten deutſchen Sängerinnen die ſchwediſchen, die beſten deutſchen Handſchuhe die däniſchen, die beſten deutſchen Käſe die holländiſchen, die beſten deutſchen Bäder die ruſſiſchen, die beſten deutſchen Tabake die türkiſchen und der beſte deutſche Thee der chineſiſche. Deutſchland über Alles! Glückliches Land, wo man Alles ſo gut und ſo aus eignen Quellen bezieht!

# Fremdwörter-Schnacken.

Ein Herr ließ ſich durch ſeinen Ausläufer bei einem Freunde die Memoiren des Satans zum Leſen ausbitten. Der Geſchickte verlangte aber „die Mohren vom Satan.“

Welche war die Gelehrteſte unter den beleſenen Fräulein, jene, die da fragte: Iſt das der Horaz, der den ſchönen Virgil geſchrieben hat? oder die, welcher die Opera Ciceronis in die Hände fielen und die ihren Freundinnen geſtand, daß ſie, trotz ihrer ungeheuern Beleſenheit, nicht gewußt habe, daß der große Redner auch — **Opern** (Geſangſtücke) verfertigt habe? oder die, die auf die Frage: Sie kennen doch den Lucretius? aufgebracht ausrief: Ich ſollte den Mann der berühmten Lucretia nicht kennen? oder jene, die an Ariadne auf Naxos tadelte, daß ſie immer gerufen habe: Mein **Theezeug**, mein **Theezeug** (Theſeus), ohne daß man es einer Königstochter gebracht habe! oder jene, die mit Thränen von der Maria von **Stuttgart** (ſtatt Stuart) und von der Braut von **Meſſing** (Meſſina) und von Marie die **Pommerſche** (Beaumarchais in Clavigo) voll Rührung ſprach?

Ein gnädiges Fräulein ſandte ihr Kammermädchen mit einem Buche zum Buchbinder. Nun fragte dieſes: „Wie befehlen Sie, gnädiges Fräulein, daß das Buch gebunden werde, in Folio, Quart, Octav oder Duodez? — Noch weit wird dieſes von dem ſchönen Suschen übertroffen. Auf einer Reiſe nach Nürnberg wußte ſie unerwartet viel von dem ſchönen Albrecht Dürer zu plaudern, verſtand aber, wie es ſich an Ort und Stelle zeigte, bloß **dürre Lebkuchen** darunter. Da ihr das häufige Lin. hinter den Pflanzennamen auffiel, ließ ſie ſichs vom Herrn Kammerdiener dahin erklären, daß Lin unſer deutſches Wort klein ſei und ihr werther Name abgekürzt, alſo Sus. Lin. geſchrieben

werden könnte. Sie kannte auch den Namen des Meisters der schönen Christusbilder, nämlich JNRJ, und hielt den Da Capo für den größten Tonkünstler. — Einem Schüler, der von Gas-Arten (Luftarten) sprach, sagte sie: „Aecht- und reiner deutsch würden Sie besser sprechen: **„Geis-Arten."**

---

Wie steht es mit der spanischen **Hospitalität?** — fragte man einen aus Spanien zurückgekommenen Rheinländer. O, nur zu gut, so lange ich in Spanien war, bin ich nicht aus dem **Hospital** gekommen.

---

Ein ganz geschickter Schreiner, der aber kein Sprachkundiger war, mußte in einer Zergliederungsanstalt die Rundbühne mit stufenweise erhöhten Sitzen machen. Als selbe fertig war, so erzählte er im Wirthshause im Gespräche, wo man auf diese neue Einrichtung zu sprechen kam, den Vorgang mit dem Kunstausdrucke: Er habe neulich auch ein **aromatisches Amphibientheater,** statt anatomisches Amphitheater (Zergliederungsrundbühne), herstellen müssen, was ihm viele Arbeit gemacht hätte.

---

Unter dem Volke hört man oft Fremdwörter, deren Sinn es nicht versteht oder worunter es sich ganz etwas Anderes denkt, als es wirklich heißt. So z. B. sagte eine eifrige Mutter zu ihrem Sohne: „Geh' stante pene zu des Nachbars Frau und sage ihr, daß sie stante pene kommen soll!" Das soll heißen: stante pede, sogleich, unverzüglich. Dergleichen Dinge kommen nicht selten vor, und sind Zeichen der deutschen Harmlosigkeit.

---

Neulich kam eine Frau vom Lande und fragte nach dem **Rennthier** N. N. und wußte nicht, daß es in Deutschland keine Rennthiere, sondern nur Geh-Langsam-, Faul- und Schleichthiere, ja sogar viele **Krebse** gibt. Hätte sie nach einem Rentier N. N., mit **französischer** Aussprache, gefragt, so hätte ihr jedes Kind Red' und Antwort geben können, — da die lieben Deutschen mehr in dieser, als in ihrer eignen Sprache bewandert sind.

---

Zu einem Rechtsanwalt kam ein Mann, der einen Rechtsſtreit verloren hatte; worin es ſich um einen bedeutenden Betrag handelte, und erſuchte ihn, er möchte für ihn den **Concurs** machen. Ja, mein Lieber, — ſagte dieſer, — das muß er nicht verlangen; meinen Concurs, d. h. die Staatsprüfung, habe ich längſt gemacht, für ihn kann ich keine machen, die muß man ſelbſt beſtehen. Meint er aber Gant, ſo wird dies wieder nicht am Platze ſein. Ich werde daher wohl den **Rekurs** für ihn ergreifen ſollen. — Mir ſind alle dieſe Kurs einerlei, ſagte der verlorene Mann, wenn die Sache nur für mich gut ausfällt, ſie mögen mit re oder ex, con oder de, in oder ſub u. ſ. w. anfangen.

---

Jüngſt kam ein junger Menſch von einem Ausgange zurück und erzählte, daß ſoeben der Wachaufzug (Parade) der preußiſchen Heerabtheilung ſtattgefunden und dabei ein Hauptmann vor dem Oberſten ein großes **Honorar** (ſtatt **Honneur**, Ehrenbezeugung) gemacht habe!

---

Ein Bauernknabe wurde von ſeinem Lehrer gefragt, was er ſich unter dem Worte Inſpector denke? — Er beſann ſich eine Weile und antwortete kurz: In dem Worte Inſpector liegen nach der Sprachlehre drei Dinge, nämlich: in, Speck und Thor. Der Lehrer ſagte, ſo könnte man wohl glauben, allein hiervon ſei keine Rede; es heiße deutſch: Aufſeher, Vorſtand, Vorſteher u. ſ. w.

---

Ein andermal fragte derſelbe Lehrer einen Knaben, woher wohl das Wort ſpatziren kommen möge? Der Kleine gab zur Antwort: von Spatz und irren, weil die Spatzen ſo herumfliegen und herumirren, meinte er. Der Lehrer zeigte ihm dann ſeinen Irrthum und erklärte, daß es vom lateiniſchen spatiari herkomme und deutſch „luſtwandeln" heiße, was aber ſehr wenige wüßten, obgleich dieſes ein weit ſchöneres Wort ſei, als das dem Spatz ſo ähnliche ſpatziren.

# Mitglieder des Vereins für deutsche Reinsprache.

521 Wr. Selligsberger in Heidelberg.
522 Barth in Mannheim.
523 Friederike Breitenstein in Müllheim.
524 Michahelles in Nürnberg.
525 Dietelmair „ „
526 Seiler „ „
527 Jul. Merz „ „
528 Jak. Schnerr.
529 A. Faller in Freiburg.
530 K. Fischer in Rastatt.
531 J. C. Wettstein in Heidelberg.
532 Julius Wettstein „ „
533 L. Hiebeler „ „
534 L. Just „ „
535 August Landerer in Ulm.
536 J. Clemens in Brackenheim.
537 K. Köstlin in Stuttgart.
538 Ph. Götz in Eschelbronn.
539 S. Welf in Heidelberg.
540 K. Wolf „ „
541 B. Wolf „ „
542 Josephine Hödt in Heidelberg.
543 Josephine Widman in Heidelb.
544 Oster „ „
545 H. Steb „ „
546 Georg Held „ „
547 Heinrich Heß „ „
548 K. Himmelhahn „ „
549 J. M. Loos „ „
550 Wr. Schnitzer in Reutlingen.
551 Vogel in Brackenheim.
552 A. Luzer in Stuttgart.
553 J. Fr. Bauer in Heidelberg.
554 K. Frisch „ „
555 F. Dörner in Stuttgart.
556 A. Kostelezki „ „
557 Bender in Darmstadt.
558 Wr. Göbel in Darmstadt.
559 Wr. G. Knispel in Darmstadt.
560 N. Adlon in Heidelberg.
561 Franz. Schwindel in Oggersh.
562 Ant. Leger in Oggersheim.
563 L. Ostermeier in Heidelberg.
564 Franz Ostermeier „ „
565 Jul. Amann „ „
566 Franz Vogel „ „
567 Bernard Wörner in Limb. a.d.L.
568 Karl Schmitt in Heidelberg.
569 Lina Schmitt „ „
570 Rud. Bangel „ „
571 Eduard Kraft in Durlach.
572 L. Ries in Heidelberg.
573 H. Nettig „ „
574 Lina Ritter in Frankfurt.
575 Friedrich Lutz in Heidelberg.
576 Wilhelm Sattler in Mainberg.
577 J. Stürmer in Neuenheim.
578 M. Greiff in Ziegelhausen.
579 K. Britsch in Ladenburg.
580 A. Clossmann in Mannheim.
581 K. Hänn „ „
582 Franz Großmann in Adelsheim.
583 Adam Dangemann in Oggersh.
584 K. Stroh in Oggersheim.
585 H. Rieger in Heidelberg.
586 T. F. Springinsguth in Heidelb.
587 Fr. Brurein „ „
588 L. Löwenstein „ „
589 Joh. Löwenstein „ „
590 A. Löwenstein „ „
591 Heinrich Löwenstein „ „
592 Wr. Scheve „ „
593 Rudolph in Sinsheim.
594 Keller in Berwangen.
595 Christ. Barth in Heidelberg.
596 Wilh. Mayer „ „
597 J. G. Förster „ „
598 Sauer in Sinsheim.
599 Rau „ „
600 Ernst Sattler in München.

# Rudolph von Habsburg.

In den Zeiten, als das Geschlecht der Hohenstaufen den letzten entscheidenden Kampf kämpfte, waltete in der Schweiz als Vogt der junge Graf Rudolph von Habsburg, mächtig durch Reichthum, noch mehr durch Kühnheit und Klugheit; er saß über das Blutgericht, und hielt Wasser und Landstraßen rein von Raub und Fehden. Er war geboren in demselben Jahre, als der letzte Zähringer, Berthold V., starb (1218), dessen Hand in der Schweiz vor allen andern gewaltig war zu Schirm und Unrecht, dem, der Sage nach, Gott eigene Kinder versagt, weil er Männer verschnitten, nach seinem Großvater so genannt, dessen Reichsvogtei die Schweizer allmählig mit Unwillen ertrugen. In die Güter und Rechtsame der Zähringer theilten sich die Nächsten und Mächtigsten, vor allen breitete sich die Herrschaft Peters von Savoyen aus; die Stammgüter der Hohenstaufen nahm nach Albrechts, seines Vaters Tode, Rudolph mit seinem gleichnamigen väterlichen Oheim zu Laufenburg; so lebte er im mittelmäßigen Glücke, mit einem hochstrebenden Geiste, der in Ungeduld nach größeren Dingen die langsameren Wege der Klugheit verschmähte.

Er mochte nicht, wie seine Väter, von dem Ertrag der Felder und den Zinsen der Bauern in dem Eigen seiner Burg leben; die vorübergehende Macht einer Hauptmannschaft oder Vogtei genügte ihm nicht; im Gefühle seiner Kraft überschritt er, wie alle Gewaltigen damals, seine Gränzen, so daß er vor dem vierzigsten Jahre seines Alters wegen Fehden mit seinen eigenen Verwandten von seinem Hause gehaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, und von der Kirche zweimal gebannt wurde wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die Hohenstaufen, und weil er in einer Fehde gegen den Bischof von Basel ein Nonnenkloster verbrannt. Als aber mit den Jahren sich seine Leidenschaften mäßigten, zeigte sich an ihm großer Ernst und tiefe Klugheit; er versöhnte sich mit seinen Verwandten, und suchte allmählig sein Glück zu vergrößern.

Er übernahm die Hauptmannschaft der Bürger von Straßburg gegen ihren Bischof, dem er persönlich zürnte, weil er ihm das kiburgische Erbe nicht verabfolgen wollte, und verfolgte ihn, so lange er lebte, so daß der Nachfolger die Urkunde der Vergabung des kiburgischen Erbes zurückstellte. Seine ganze Jugend war ihm in Waffen verflossen; dabei gewöhnte er sich an Mäßigkeit, und die Hand, welche den Feldherrnstab führte, flickte oft das Wams; der Lust genoß er, ohne ihr zu dienen; bei seinen Unternehmungen waltete er ganz nach der Sitte jener Zeit. Doch hielt er nicht zu dem Adel in Pressung, Unterdrückung und Vertheilung von Städten und Ländern, sondern schirmte mit richtigem Gefühl ihrer anwachsenden Größe Bürger und Landleute gegen die Großen. Und durch ihre Schätze und Waffen schwächte er als ihr Vogt und Hauptmann die Nebenbuhler seiner Größe, und erwarb sich durch den Ruhm seines Glückes mehr Zutrauen und Liebe, als der Neid ihm nehmen konnte.

In allen seinen Kriegen hielt er die großen Kirchenherren, welche den Glanz heiliger Geistlichkeit in Uebung weltlicher Herrschaft meist verloren, den Kriegsgesetzen gemäß; doch ehrte er die Priester als Lehrer des christlichen Glaubens, und als er einst auf die Jagd ritt, sah er einen Geistlichen, der durch einen Bach waten wollte, um einem Kranken das heilige Abendmahl zu bringen; alsobald setzt er ihn auf sein eigenes Roß, und spricht, als am andern Morgen jener es zurückbringt: Nicht will ich fürder das Thier zum Reiten, das meinen Schöpfer getragen; dir schenk ich's zum göttlichen Dienst. Jener Priester aber kam wegen seiner Kenntnisse an den Hof des Erzbischofs von Mainz, galt viel im Rath, und als man jetzt nach dem Untergange der Hohenstaufen und dem macht- und ruhmlosen Walten einiger Fremden, die den deutschen Königsnamen errungen, dringender einen neuen König über das seit drei und zwanzig Jahren bewegte Reich erklären wollte: pries jener Priester die Tugenden Rudolphs; sein Wort galt, und mit Erstaunen vernahm Deutschland (1273) die Wahl eines wenig bekannten Grafen. — Rudolph lag eben damals vor Basel, die Stadt für ihren Trotz zu züchtigen, als der Reichsmarschall Heinrich

von Pappenheim und Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, dessen Stimme bei der Wahl entscheidend gewesen, die Botschaft brachten. Freudig erschrack er; die Bürger aber öffneten ihm sogleich die Thore, luden ihn mit den Seinen in die Stadt ein, und er vergaß und vergab den Zwist. Darauf zog er nach Frankfurt, bestätigte den Fürsten ihre Lehen, indem er sich, aus Mangel eines Herrscherstabs, schnell besonnen eines Kreuzes bediente, durch welches Zeichen ja alles Heil in die Welt gekommen, den Städten ihre Rechte, und versicherte den Schweizern: „Er wolle sie als werthe Söhne zu des Reiches besondersten Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit erhalten," und verlobte zwei seiner Töchter, die eine an Ludwig den Strengen von Baiern, die andere an den Herzog von Sachsen, und gewann dadurch zwei mächtige Geschlechter; darauf wurde er zu Aachen gekrönt, und begann nun seine Herrschaft über Deutschland.

Ein allgemeiner Friede ward durch das Reich geboten, und alle Lehensleute zur Huldigung gerufen; aber Ottokar von Böhmen erschien nicht; er war unzufrieden mit der Wahl, hatte früher selbst große Hoffnung, den deutschen Thron zu erlangen; der Papst, der auf seinem Weltthrone alle übrigen Kronen vergeben wollte, hatte ihn anfangs selbst begünstigt, aber doch die neue Wahl gebilligt. Ottokar glaubte mit seiner Macht leicht dem erhöhten Grafen begegnen zu können; um sich zu stärken, schloß er einen Bund mit Heinrich von Niederbaiern, der seinem Bruder Ludwig in Allem entgegen war, und suchte Oestreich und Böhmen als selbstständiges Reich zu behaupten. Da bot Rudolph schnell des Reiches Mannen auf, und zog mit einem großen Heere durch Baiern nach Oestreich bis Wien; dort vereinte er sich mit Graf Mainhard von Tyrol, der Kärnthen, Krain und Steyermark im Namen Rudolphs besetzt hatte; auch der König von Ungarn stand bereit, gegen Ottokar zu streiten; dieser aber erschrack vor der versammelten Macht, versprach und gewährte Huldigung, trat Oestreich mit Steyermark, Kärnthen und Krain ab, ward dann mit Rudolph wieder ausgesöhnt (1276) und empfing die Belehnung mit Böhmen und Mähren.

Aber bald bereute Ottokar seine schnelle Unterwerfung, suchte schmeichelnd durch Briefe und Boten die verlorenen Länder von Rudolph wieder zu gewinnen, und als dies vergebens war, bereitete er offenen Krieg, hoffend, den deutschen König schnell zu überfallen, ehe er die Hülfe des Reiches und seiner Freunde aufgeboten. Heinrich von Baiern und König Kasimir von Polen versprachen ihm Beistand. Aber Rudolph gewann die Ungarn; von allen Gegenden Deutschlands strömten ihm Streiter zu, dann brach er von Wien auf, und schlug sein Lager bei Marcheck. Am 26. August 1278 ward geschlagen, lange Zeit unentschieden; Rudolph selbst kam in große Gefahr, mehrere kühne Ritter suchten nur ihn allein, sein Pferd ward unter ihm getödtet, er stürzte: doch retteten ihn die Seinen mit Ulrich von Kapellen; den Ottokar aber ereilte jetzt sein Schicksal. Milota, dessen Bruder Ottokar hatte hinrichten lassen und der mit geruhten Mannen im Hinterhalte stand, verließ im entscheidenden Augenblicke seinen Herrn und zog sich zurück; da ward Ottokar von allen Seiten umringt und getödtet, sein von Wunden entstellter Leichnam erst spät begraben, da er im Banne gestorben; Böhmen unterwarf sich; aber auf Dringen des Markgrafen von Brandenburg, der die Vergrößerung des habsburgischen Hauses fürchtete, behielt dies Land Ottokars Sohn, der mit einer Tochter Rudolphs verlobt wurde; auch Heinrich von Baiern friedete, und auch sein Sohn erhielt eine von den sechs Töchtern des Königs, und zugleich das Land ob der Ens als Brautschatz.

Rudolph blieb nun beinahe fünf Jahre in Oestreich, um die Angelegenheiten des Landes persönlich zu leiten, und setzte, da er abzog, Albrecht als Statthalter über diese Gegend, und belehnte dann seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph (1282), nachdem die Fürsten geneigt zugesagt, zugleich mit den Herzogthümern Oestreich, Steyermark, Krain und der windischen Mark; bestimmte endlich (1283) seinen Erstgebornen, Albrecht, zum alleinigen Herrscher aller dieser Landschaften, damit die neu errungene Herrschaft nicht, wie dies bei den meisten Geschlechtern bisher geschehen, durch Theilung zerrüttet würde; wenn Rudolph binnen vier Jahren nicht eigene

Herrschaft erhielte, sollte er von seinem Bruder alljährlich einen gewissen Geldbetrag ziehen. Also erhob sich schnell das Haus Habsburg, daß es durch seine Stammgüter und seine Erwerbungen bald die anderen edeln Geschlechter Deutschlands überragte, und diese mit Furcht und Staunen das schnelle Wachsthum betrachteten; für seinen jüngsten und liebsten Sohn Hartmann, dem die Tochter des Königs von England verlobt war, wollte er zwischen Deutschland, Italien und Frankreich das alte burgundische Reich herstellen, aber der Jüngling ertrank im Rheine; über das Arelatische gab er des Reiches Lehenrecht wie einen Brautschatz dem Hause von Anjou zu Neapel, als Karl Martell seine Tochter nahm.

Darauf suchte er das Gewonnene zu sichern, indem er zugleich für ganz Deutschland den allgemeinen Landfrieden erneuerte, daß alle Fehden ruhen sollten, und Niemand in seinem Besitze durch die Gewalt des Andern gestört werde. Dieses Gebot wurde öfter erneut, Rudolph ordnete eigene Friedensrichter an, die in den einzelnen Gegenden über Recht und Ruhe wachen sollten; er selbst reis'te nun, nach Sitte der alten Könige, im Lande umher, seine Gebote in Ansehen und Kraft zu erhalten, und zu sorgen, daß Niemand eine Burg zum Schaden des Landes habe. Dabei entwickelte er eine Größe und Kraft, welche die Edlen seit Langem nicht gesehen, die sie ungern bei dem Könige erkannten, da sie in ihrem eigenmächtigen Wirken oft gehindert wurden. Bischöfe und Grafen waren eifersüchtig auf seine Größe; sie wollten selbstherrlich schalten, vor allen Herzog Eberhard von Würtemberg; aber die gewohnte erhärtete Tapferkeit und Klugheit Rudolphs besiegte und zerstreute die Gegner überall. In drei Kriegen brachte er von den Herren zu Savoyen die Burgen, welche sie in den wirrevollen königschwachen Zeiten vom Reich genommen, wieder an dasselbe zurück; dazu zwang er auch die Bischöfe und Erzbischöfe; Otto, der Pfalzgraf von Hochburgund, der sein Land Frankreich zuwenden wollte, that gezwungen Huldigung an das Reich; im Jahre 1284 belehnte er den Herzog Robert von Burgund mit dem Delphinat. Ueberall siegten die Waffen des Königs. Wilhelm, aus dem Hause Montfort, der Abt von St. Gallen, mußte

aus seinem Stifte entfliehen, weil er nicht an dem Hofe des Königs erscheinen, weilen und die noch übrigen Schätze des Klosters vergeuden wollte; Rudolph erklärte es für Stolz und Abneigung und hinderte nicht, daß sich viele Feinde gegen das Haus Montfort erhoben; dann fiel er selbst unter dem Vorwande des gebrochenen Landfriedens ihre Güter an, und schon damals ward an Habsburg allmählig klar, wie es nach Vergrößerung in den Alpengegenden strebe. Dies hielt die Aufmerksamkeit wach; die Edlen fürchteten und ahndeten jeden Schein fremder Gewalt, und erhoben sich selbst mit Kühnheit gegen die Gesandten des Papstes. Als 1287 ein solcher nach Deutschland kam, wucherte, und überall und unter jedem Vorwande Geld eintrieb, sprachen die Erzbischöfe auf einer Versammlung zu Würzburg heftig gegen ihn; Konrad, einer des Ordens der minderen Brüder, aber machte laut die schändlichen Umtriebe des Gesandten bekannt, es entstand großes Geschrei und Schmähen über den schwelgerischen Römer, und nur mit Mühe rettete er sich aus dem Getümmel unter des Königs Schutze, der sich dem Papst in seinem Gesandten geneigt zeigte, um den Streit wegen Italien friedlich zu schlichten.

Dies Land, seit Jahrhunderten das Ziel deutscher Eroberungen, hatte trotz aller Bemühungen der Könige seine Unabhängigkeit von diesen meist behauptet, im langen Kampfe seine Kraft erprobt und gestärkt, allmählig freie Verfassung unter Bürgervorstehern und des Papstes milder Hoheit, denn ihm lag an ihrer Ergebenheit, gegründet, besonders da während des langen Zwischenreiches die einzelnen Fürsten in Deutschland, ihre eigene Unabhängigkeit sichernd, nicht mehr an ungewisse Eroberung auswärts dachten. Die lange Erfahrung hat gelehrt, daß weder das alte Rom in Deutschland herrschen, noch die Deutschen ihre Eroberungen in Italien behaupten können. Dies erkannte Rudolph, und sagte selbst: Italien gleiche der Höhle des kranken Löwen, viele Fußstapfen führen hinein, wenige aber heraus. Er verzichtete für Geld, wie man sagte, auf das unheilbringende Land, und überließ es, selbst mit Willen der Churfürsten, seiner eigenen Weise und des Papstes Einfluß, und nur über einen

geringen Theil in Oberitalien erhielt er eine Herrschaft, mehr dem Namen nach, als in der That.

Darum suchte er sich gleich den Uebrigen in Deutschland einzurichten, und von nun an hören die gewaltsamen Eroberungen nach außen auf; jeder der deutschen Fürsten suchte nur seine Macht jetzt nach innen zu vergrößern; und hiemit beginnt die Zeit der inneren Entwicklung, die bald alle geistigen Kräfte anregte und Erscheinungen darbietet, welche für alle Zeiten und Völker gleich wichtig sind. So wie der Kampf nach außen aufhörte, ward größere Regsamkeit im Innern; die Kraft wurde in der Nähe verwendet gegen alle Ruhestörer; jeder suchte sein Errungenes, da keine Hoffnung in der Ferne zu größerer Erwerbung war, im Frieden durch List und Bündnisse zu behaupten, und so bildete sich allmählig jenes bis auf unsere Zeiten so berühmte Streben nach „Gleichgewicht", jenem Zustande, wo der Kleine neben dem Großen in ungetrübter Selbstständigkeit bestehen, und sein Gut auf seine Weise, ohne seinem Nachbar zu schaden, pflegen, und so zur allgemeinen Entwicklung beitragen kann. Rudolph ließ darum wiederholt den Landfrieden beschwören, und zog dann nach Thüringen, das durch mancherlei Fehden zerrüttet ward. Albrecht der Unartige wollte seinen Söhnen erster Ehe auch ihr Erbe entziehen und dem Apitz zuwenden; darum erhob sich großer Kampf zwischen den Brüdern; die Raubzüge wechselten; Apitz plünderte und verheerte, wo und was er konnte; als er eines Tages das Kloster Reinhardsbrunn überfiel, trieben ihn Mönche und Brüder mit ihrem Gesinde und den Bauern so in die Enge, daß er beinahe von einem Laienbruder mit einer Heugabel erstochen ward; nur die Milde der Mönche rettete ihm das Leben; zum Danke aber ließ er darauf von Neuem ihre Güter verwüsten; der Streit schien nie zu enden: da erschien Rudolph selbst (1289); vor ihm ward Friede; Landgraf Albrecht verglich sich mit seinen Söhnen, der König errichtete ein eignes Friedensgericht, und verurtheilte eines Tages neun und zwanzig zu Ilmenau gefangene Räuber von Adel zum Tode, und zerstörte gegen siebenzig Raubschlösser, um Sicherheit und Ruhe herzustellen.

Darum warb er auch bei den Churfürsten, daß sie seinen Sohn Albrecht als König anerkennen möchten; aber die Edlen widersprachen; die Wahlfreiheit schien ihrer eignen Herrschaft noch besser, als das folgerechte Walten eines mächtigen Geschlechtes, das zwar Frieden im Lande behaupten, aber auch Demüthigung den jetzt herrschenden bringen konnte. Mißvergnügt verließ er Frankfurt, und begab sich in das obere Elsaß; auf dem Wege fühlte er sich krank; er ahnte seinen Tod, und eilte nach Speier, dem Begräbnißorte der deutschen Könige; allein schon zu Germersheim starb er (1292).

Rudolph zeichnete sich aus durch Tapferkeit, rastlose Thätigkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung. Seine Sitten und seine Lebensweise waren höchst einfach; im Umgange war er gesprächig und herablassend, gütig und mild. Durch Wiederherstellung eines friedlicheren Zustandes wurde er der Schöpfer des neuern und geistigen Lebens und Wirkens in Deutschland. Er suchte schon den Gebrauch der deutschen Sprache in Ausfertigung der Urkunden einzuführen, wovon die Landfriedenssatzung von 1281 in der fürstlichen Bücherei zu Wolfenbüttel als erste Probe noch vorhanden ist. S.

---

# Himmlische Töne aus dem Grabe.

Aus den Zeiten der französischen Staatsumwälzung.

## 1.

Wer kann sein Schicksal voraussehen? — Der Zufall und das Glück verfügen darüber, den Entwürfen der Liebe und des Ehrgeizes zum Trotze, und oft sogar gegen alle Berechnungen der Klugheit.

Wie glücklich ist dieser junge Linval, hieß es allgemein, Erbe eines unermeßlichen Vermögens, nur abhängig von einer ihn zärtlich liebenden Mutter im Wittwenstande; Neffe eines Landwarts (Ministers), in seinem zwanzigsten Jahre Oberst, und zu allem diesem noch im Besitze der gesellschaftlichen Vorzüge einer hohen Geburt, eines schönen Aeußeren, eines

gebildeten Geiſtes, der Anmuth und Liebenswürdigkeit. Wie glücklich iſt er!

Man täuſchte ſich; Linval wußte nicht die ſüße Wirklichkeit der Gegenwart zu genießen; er lebte gänzlich in den täuſchenden Träumen der Zukunft. Sein Herz war noch frei; er hielt es für die wichtigſte Aufgabe des Lebens, daſſelbe zu feſſeln. Heutigen Tages haben die Leute von reifem Alter ganz andere Gedanken; allein in dieſer Beziehung ſind die alterthümlichen Vorſtellungen immer die erſten, welche die Jugend verführen. Linval wußte, daß es ſeine Mutter ſich ernſtlich angelegen ſein ließ, ihm eine Gefährtin zu ſuchen; er zweifelte nicht, daß ſie ihm geſtatten würde, ſie ſelbſt zu wählen. „Sie will nur mein Glück," ſagte er zu ſich ſelbſt; „bei dem großen Vermögen, welches ich beſitzen werde, wird ſie ſich nicht von Reichthümern beſtimmen laſſen; ſie wird nur Tugenden, Fähigkeiten und Schönheit ſuchen, beſonders wird ſie meine Neigung zu Rathe ziehen; es handelt ſich nur darum, den Gegenſtand zu finden, der mich glücklich machen kann."

Während Linval ſich dieſen ſüßen Träumereien überließ, beſchäftigte ſich ſeine Mutter wirklich mit ſeiner Verheirathung, und ſie war nur unſchlüſſig zwiſchen zwei jungen Mädchen ohne Schönheit, noch Anmuth, wovon das eine die Tochter eines Herzogs und Reichsſtandes, eine glänzende Hausſchaftverbindung und die gewiſſe Ausſicht auf große Ehrenſtellen darbot; das andere, die einzige Tochter eines Geldhändlers, Großtauſende als Heirathgut zubrachte.

Inzwiſchen reiste der Fürſt Condé nach Moulins ab, um bei den verſammelten Ständen von Burgund den Vorſitz zu halten. Das Haus Linval ſtammte aus dieſer ſchönen Landſchaft; die Gräfin von Linval wollte dort ihren Sohn erſcheinen laſſen, und ſie führte ihn auf ihr Landgut, das zwei Stunden von Moulins lag. Da hörte Linval Jedermann mit Entzücken von der Schönheit und den Fähigkeiten eines jungen Mädchens, der Nichte und Mündel des Obereinnehmers von Moulins, ſprechen. Dieſe junge und reizende Schöne hieß Sophie von F. Bei ihrem erſten Anblick theilte er nicht nur die Bewunderung, welche ſie einflößte, ſondern

es bemächtigte ſich ſeiner ein Gefühl, welches das Schickſal ſeines Lebens entſchied.

Sie hatte die glänzendſte Erziehung genoſſen, und im vollen Schimmer der blühenden Jugend war ſie eben ſo anziehend durch die Reinheit ihres Gemüthes und ihre Beſcheidenheit, als durch den Zauber ihres Geiſtes, ihrer Anlagen und ihrer Geſtalt. Von der Wiege an Waiſe, war ſie von einer Muhme, der Schweſter ihrer Mutter und Gattin des Obereinnehmers von Moulins, erzogen worden. Ihre Muhme war aber vor einem Jahre geſtorben, und nach ihrem Tode wurde ihr hinterlaſſener Gemahl zu Sophiens Vormunde ernannt; ſie wohnte in ſeinem Hauſe, deſſen innere Verwaltung ſie gemeinſchaftlich mit ſeiner ſeit ſieben oder acht Jahren verheiratheten, einzigen Tochter übernahm.

Irene, die Tochter des Obereinnehmers, hatte weder die Anmuth, noch die Schönheit, noch das liebenswürdige Gemüthweſen ihrer Verwandten. Zum Neide geneigt, ſah ſie nur mit dem größten Aerger die Huldigungen, welche Sophie allgemein erndtete; ſo niedrige Geſinnungen verbarg ſie aber mit einer Liſt, welche nur die unſchuldige Sophie gänzlich täuſchen konnte. Linval überließ ſich ſeiner eben ſo reinen, als heftigen Leidenſchaft; er war ohne ſeine Mutter, die im Schloſſe zurückgeblieben war, nach Moulins gekommen. Er zweifelte ſo wenig an ihrer Einwilligung, er war ſo überzeugt, daß ſie bei Sophiens Anblick ſeine Liebe billigen würde, daß er dieſem jungen Mädchen ſeine Gefühle erklärte, und um die Erlaubniß bat, ſich um die Hand, die ihn beglücken ſollte, bewerben zu dürfen. Er verſicherte ihr, daß ſeine Mutter ſeiner Glückſeligkeit keine Hinderniſſe entgegenſtellen würde, und erhielt von ihr das Geſtändniß der zärtlichſten Gegenliebe.

Außer ſich vor Freude eilte er ſogleich zu ihrem Vormünder, der, entzückt über eine ſo glänzende Ausſicht für ſeine Mündel, ſich gern verbindlich machte, ihm vor jedem andern Bewerber, der ſich für ſie einfinden könnte, den Vorzug zu geben. Sogleich fuhr Linval nach dem Schloſſe ſeiner Mutter zurück, in der Meinung, daß, um ihre Zuſtimmung zu erhalten, er ſie nur von der Wahl ſeines Herzens und ſeinen

bereits gethanen Schritten in Kenntniß setzen dürfe. Die Gräfin hörte ihn kalt an, und als er zu Ende war, gab sie ihm trocken zur Antwort: „Wie, mein Sohn! Du, der Du so große Ansprüche hast, Du könntest ein Mädchen ohne Vermögen und von niederer Geburt heirathen?"

Diese Worte setzten Linval in große Bestürzung; er rief aus, daß er vor Allem auf ein glückliches Dasein Anspruch mache, und daß Sophie allein ihn beglücken könne. Frau von Linval unterbrach ihn, um ihm alle Gemeinplätze gegen die bloß aus Neigung geschlossenen ehelichen Verbindungen aufzutischen, und ihm mit ernster Wichtigkeit zu versichern, daß ein adelig denkender Hofmann nur eine adelige reiche Erbin, oder die Tochter eines vornehmen Herrn, der ihm Ansehn und Ehrenstellen verschaffen könne, heirathen müsse.

Diese Unterredung endete unerfreulich; vergebens bezeigte Linval den tiefsten Kummer; er erkannte, daß das Blendwerk der Größe und die Habsucht die unüberwindlichsten Vorurtheile einflößten, und daß das Herz einer ehrgeizigen Mutter beinahe nichts Mütterliches in sich schließt. Linval war noch nicht ein und zwanzig Jahre alt; er bestand nicht weiter darauf; allein in der Tiefe seiner Seele gelobte er sich, seine Liebe zu bewahren und seine Volljährigkeit zu erwarten, um über sich selbst nach seinem Hange und seiner Vernunft verfügen zu können.

Er benachrichtete Sophie von dem, was zwischen seiner Mutter und ihm vorgegangen war und welche Entschlüsse er gefaßt habe. Sophie antwortete, daß sie ihn nie ohne die Einwilligung seiner Mutter heirathen würde; bei diesen Worten jedoch füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen. Linval versicherte ihr, daß nach einiger Zeit seine Mutter wohl der Standhaftigkeit seiner Liebe nachgeben würde. Sophie ließ sich leicht von einer Hoffnung einwiegen, die ihre Gefühle rechtfertigte. Die beiden Liebenden, wechselseitig vertrauend, trennten sich beruhigt und zufrieden; denn in den Augen der Liebe (und jeder Leidenschaft) scheinen die Hindernisse, selbst dann, wenn sie unübersteiglich sind, nur Verzögerungen.

## 2.

Zwei Tage darauf kehrte Frau von Linval nach Paris zurück und nahm ihren Sohn mit sich. Die Staatsumwälzung brach aus. Man weiß, wie reißend ihre Fortschritte waren; nach wenigen Monaten war Linval nicht mehr adelig und hatte, mit ein und zwanzig Jahren, seine Volljährigkeit erreicht. Nichts trennte ihn mehr von Sophien, um so mehr, als ihr Vormünder, ein begeisterter Anhänger der Umwälzung, einen sehr schönen Platz erhalten hatte und eine wichtige Rolle spielte. Gegen das Ende des Jahres 1791, zur Zeit der Schreckensherrschaft, bezeugte sich Linvals Mutter nachgiebiger gegen die Leidenschaft ihres Sohnes, und er erhielt ohne Mühe ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Sophie.

Allein der Vormünder hatte nicht mehr die gleichen Gesinnungen; er fühlte jetzt eben so viele Geringschätzung gegen die vormaligen Adeligen, als er früher Hochachtung für sie gezeigt hatte. Er antwortete mit boshaft lächelnder Miene, daß die Zeiten sich sehr geändert hätten und daß er für seine Mündel nun andere Absichten habe. Linval drang verzweifelnd auf die Erfüllung seiner früheren Zusage; es war jedoch Alles vergebens. Die durch das eingeführte Dutzen angenommene Vertraulichkeit und die zugleich hochmüthigen und plumpen Geberden des unbeugsamen Vormünders milderten nicht die Bitterkeit der abschlägigen Antwort. Die treue Sophie theilte ganz den Kummer ihres Geliebten.

Ihre Muhme Irene schien voll Theilnahme bei ihren Leiden; Linval, lebhaft gerührt von der zärtlichen Freundschaft, die sie ihr zeigte, setzte in sie sein ganzes Zutrauen, und bald rieth ihm Irene, mit seiner Mutter Frankreich zu verlassen, indem sie ihm versprach, während seiner Abwesenheit über die Angelegenheiten seiner Liebe und selbst über jene seines Vermögens zu wachen; sie fügte bei, daß sie von Allem, was vorgehe, in Schrecken gesetzt, entschlossen sei, sich mit Sophie zu ihm zu begeben, sobald es ihr gelungen sein würde, ein beträchtliches Baargeld über die Grenze zu schaffen.

Sie steigerte die Dankbarkeit Linvals auf's Höchste, indem sie ihm eine geheime Zusammenkunft mit Sophie gewährte.

Die Liebenden schwuren sich ewige Liebe, und Linval übergab beim Scheiden Sophien eine Schreibtafel, worauf die nämlichen Schwüre aufgezeichnet waren. Diese Schreibtafel wird im Laufe dieser Erzählung nicht als unbedeutend erscheinen.

Frau von Linval und ihr Sohn erhielten auf Irenens Fürsprache Reisescheine nach den Bädern in Deutschland. Sie reisten ab in Begleitung einer jungen elternlosen Verwandten, Namens Hortensia, die unlängst aus einem von der Staatsumwälzung zerstörten Kloster aus der Landschaft angekommen war. Die Reisenden waren genöthigt, sich lange Zeit in Straßburg aufzuhalten; die Gräfin wurde gefährlich krank; sie schwebte während zwei Monaten zwischen Leben und Tod. In dieser Zeit wurde Linval von einem neuen Kummer vollends darnieder gedrückt; er hatte mit Sophien verabredet, ihr zu schreiben, indem er seine Briefe an Irene beaufschriftete, damit sie nicht in die Hände ihres Vormünders fielen.

Linval schrieb mehreremal, ohne Antwort zu erhalten; endlich nach fünf Wochen erhielt er einen Brief von Irenen, die ihm mit allen Ausdrücken des Unwillens und des Schmerzes meldete, daß Sophie, dem Willen ihres Vormünders sich fügend, den jungen Bürger Melzé, den schönsten von allen Jakobinern, heirathen werde. Die Bestürzung und Verzweiflung Linvals war unbeschreiblich; auch blieb er nicht lange über die Vollendung seines Unglücks in Ungewißheit; denn drei Tage darauf las er die Bestätigung desselben in zwei öffentlichen Blättern. Wenigstens blieb ihm noch der Trost, seine Mutter wieder genesen zu sehen. Sobald sie im Stande war, in den Wagen zu steigen, eilte er mit ihr und der jungen Hortensia über die Grenze. Indem er unter so traurigen Vorzeichen sein Vaterland verließ, fesselte ihn nichts mehr an Frankreich; allein er nahm einen tiefen Schmerz mit sich, und er fühlte nur zu sehr, daß nichts ihn davon würde heilen können.

Frau von Linval reiste nach Wien, wo sie einen sehr reichen Oheim hatte, der sie mit offenen Armen empfing. Hortensia, auf ihrem Berufe beharrend, ging in ein Kloster und begann dort ihr Probejahr; sie war hübsch, man wollte

sie verheirathen, sie gab aber zur Antwort: „Ich habe die Welt vor der Staatsumwälzung verlassen, noch ehe ich einen Begriff von den Verbrechen hatte, welche der Ehrgeiz und die Gottlosigkeit erzeugen können; dennoch wollte ich schon damals mein Leben Gott in tiefer Zurückgezogenheit weihen; da war es noch ein Opfer; ist es wohl jetzt noch eins, auf diese so verderbte und so drohende Gesellschaft Verzicht zu leisten?"

Dies war die Sprache dieser kaum zwanzigjährigen Jungfrau. Die Festigkeit ihres Gemüthwesens glich der Reinheit ihrer Gefühle und ihres Lebens; sie nahm den Schleier, und ein Jahr darauf legte sie ihr Gelübde ab. „Wie glücklich ist sie," sagte Linval; „sie hat die Bosheit und Thorheit der Menschen nur gekannt, wie man sie aus der Geschichte kennt; ihre Vernunft mußte davor zurückgeschreckt werden, allein ihr Herz hat nicht dabei gelitten; ein schreckliches Schauspiel und Erzählungen bilden ihre ganze Erfahrung. — Und ich Unglücklicher, eben so jung, wie sie, ich habe schon Alles ertragen, was Undankbarkeit und Treulosigkeit Hartes und Herzzerreißendes nur darbieten können! Ein treubrüchiges Weib lehrt mich, indem es mir das Herz durchbohrt, alle Weiber kennen. — In dem Alter, wo die süßesten Täuschungen die ungewisse und furchtbare Zukunft verschönern, habe ich alle Hoffnungen verloren, welche an das Leben fesseln können!" — So nährte der unglückliche Linval täglich durch die traurigsten Betrachtungen seine niederbeugende und tiefe Schwermuth. Sein Großoheim gewann für ihn die zärtlichste Zuneigung; er bestimmte ihn zu seinem alleinigen Erben, und brachte ihm nach und nach mehrere vortheilhafte Heirathen in Vorschlag. Linval wies sie nicht nur zurück, sondern er gestand auch seinem Oheim, daß er, von einem Mädchen, welches er als das Muster der reinsten Herzlichkeit und Tugend betrachtet hatte, unwürdig verrathen, alle Weiber verachte; denn da er Sophie nicht rechtfertigen konnte, fand er eine Art Trost darin, mit ihr ihr ganzes Geschlecht zu verdammen; weil er *sie* nicht mehr achten konnte, haßte er alle Weiber. Sein Oheim hielt weislich dafür, daß es fruchtlos sei, einem Vorurtheile entgegen zu wirken, das die Zeit sicherlich heilen würde.

## 3.

Linval war sechs Monate in Wien, als er in einem französischen Tagblatte mit der höchsten Ueberraschung las, daß sein Nebenbuhler Melzé das Leben auf dem Blutgerüste verloren habe. Es war in jener Zeit nicht möglich, nach Paris zu schreiben; aber durch einen glücklichen Zufall erfuhr Linval nach einigen Tagen mit Gewißheit, daß Sophie ausgewandert, und in der Schweiz sei. Trotz seiner Verachtung gegen sie, und ungeachtet seines tief gekränkten Gefühls war ihm die Brust bei dem Gedanken, daß sie in Sicherheit sei, weniger beengt, und die Vorstellung, daß sie ihre Freiheit wieder erlangt habe, mischte sich wider seinen Willen dieser freudigen Regung bei und vermehrte sie.

Dessen ungeachtet besaß er zu viel Erhabenheit der Seele, um einen Augenblick die Möglichkeit einer Versöhnung mit einem Wesen zuzulassen, das eine so strafbare Unbeständigkeit gezeigt und sich so schnell mit einem Manne hatte verbinden können, dessen Grundsätze jenen, wozu er sich immer bekannt hatte, so entgegengesetzt waren, und die Jugend und Schönheit dieses Mannes hatten in den Augen Linvals die Niedrigkeit einer solchen Wahl noch weit hervorstechender gemacht. Wie sollte er eine Treulosigkeit entschuldigen, deren Ursache ohne Zweifel die verächtlichste Geschlechtsliebe war?

Dies wiederholte sich Linval beständig; und doch beklemmte Sophiens Bild, frei von jenen gehässigen Banden, weniger sein Herz. Dieses Bild aber war für ihn nicht gefährlich, so lange er es sich unter der Gestalt einer Wittwe vorstellte. Die Thränen, welche er sie vergießen sah, trockneten die seinigen; der Unwille und die Eifersucht tilgten die Liebe und das Mitleiden beinahe ganz in seinem Herzen.

Er zählte die Monate ihrer Trauer, und als er annehmen konnte, daß sie dieselbe abgelegt habe, und daß sie nicht mehr weine, malte seine Einbildungskraft sie ihm mit allen ihren Reizen, und diese bezaubernde Gestalt war von ihm unzertrennlich. Sie verfolgte ihn überall und zu jeder Stunde; umsonst sagte er sich seine Entschlüsse vor, und vergebens wiederholte er sich, daß Sophie nun seiner unwürdig sei: — sie stand immer vor ihm. Er besaß Seelen-

ſtärke genug, auf ſie Verzicht zu leiſten, aber es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, ſeine Gedanken von ihr abzuwenden. Er hatte den Muth, keine Schritte zu thun, um Nachrichten über ſie einzuziehen, er hatte es ſeinem Oheim, der ſein Vertrauen beſaß, verſprochen, und er hielt Wort.

Linval brachte zwei Jahre in Wien zu, ohne etwas von ſeinem Menſchenhaß zu verlieren. Man war am Anfange des Jahres 1793. Frau von Linval und ihr Oheim dachten, daß, um ihn dem tödtlichen Kummer, der ihn verzehrte, zu entreißen, man ihn auf Reiſen ſchicken müſſe. Er ging nach England. In London vernahm er Ereigniſſe, die ihn vollends zum unglücklichſten Menſchen machten. Man ſagte ihm, daß Sophie nach London gekommen ſei, nicht unter dem Namen ihres verſtorbenen Gatten, ſondern unter ihrem eigenen väterlichen Namen; daß ſie da den Lord Cheltam, einen ſchottiſchen Gutsbeſitzer, geheirathet habe; daß ſie mit ihm nach Schottland gereist ſei, und dort nach zehn Monaten in einem einige Meilen von Edinburg entlegenen Schloſſe das Leben verloren habe, indem ſie es einem Kinde gab, das nach einigen Tagen ebenfalls ſtarb.

Dieſe Erzählung öffnete in dem Herzen Linvals Wunden, welche die Zeit nicht hatte heilen können. Er ſah, daß Sophie über ihre erſten Bande erröthet war, weil, als ſie Frankreich verließ, ſie den Namen ihres unwürdigen Gatten abgelegt hatte. Lord Cheltam war ein Mann von fünfzig Jahren, ſehr ausgezeichnet durch ſein Gemüthweſen, ſeine Sitten und Tugenden. Er hatte Sophien geheirathet, nicht aus Liebe, ſondern aus dem beſonnenen Gefühle der Achtung und Bewunderung, welches ihm ihr Geiſt und ihr Betragen eingeflößt hatte.

„So hatte ſie alſo," ſagte ſich Linval, „ihre Verirrung gefühlt, und durch das Unglück abgebüßt; wer weiß auch, ob ſie ſo ſtrafbar iſt, wie ich es glaubte! Wer weiß, ob nicht die Zwangsmittel ihres Vormünders und der Schrecken vor dem Blutgerüſte allein ihre Zuſtimmung zu dieſer gehäſſigen Verbindung ihr entriſſen haben! Ach! ich habe ſie zu ſtreng beurtheilt, ich hätte ſie vor Allem beklagen, ich hätte nach der Schweiz ihr zu Hilfe eilen ſollen! Ich konnte

ihr Beschützer werden, es war meine Pflicht, ihr Alles zu verzeihen."

In diese zu späten Klagen mischten sich häufige Thränen. Da er wußte, daß Lord Cheltam, um Zerstreuung gegen seinen Schmerz zu suchen, nach Italien gereist sei und erst in einigen Monaten zurückkehren werde, beschloß Linval, nach Schottland zu gehen, um das Schloß des Lords zu besuchen, und dort über der Asche der unglücklichen Sophie zu weinen, deren unlängst auf Befehl und in Abwesenheit des Lords Cheltam in dessen Garten errichtetes Grabmal nun vollendet war.

## 4.

Der Brachmonat ging zu Ende; Linval reiste unverzüglich ab und begab sich zuerst nach Edinburg. Hier nahm er einen Wegweiser, und ritt nach dem Schlosse des Lord Cheltam; unter einem schicklichen Vorwande bat er um die Erlaubniß, die Nacht da zuzubringen; einige Goldstücke verschafften ihm bei dem Aufseher des Schlosses eine gute Aufnahme. Er kam um zwei Uhr nach Mitternacht dort an, und bat um einige Nachweisungen über den Ort, wo in dem Lustwalde Sophiens Grabmal stand. Man sagte ihm, daß er durch zwei Gänge von Linden- und Kastanienbäumen gehen müsse, dann würde er linker Hand eine schöne Brücke von weißem Aberstein entdecken, an deren Ende er in einen Zypressenhain treten und dort ein prachtvolles Grabmal von Granit finden werde; dieses sei das Grabmal der Sophie Cheltam.

Nachdem er diese Auskunft erhalten, ging Linval voll Unruhe und Schmerz ganz allein in die Gärten, indem er sich ausdrücklich verbat, daß man ihm dahin folge. Er war tief bewegt, er zitterte und von Schauer ergriffen trat er in den Zypressenhain. Noch brach der Tag nicht an, aber die schönste Nacht und das hellste Mondlicht ersetzten die Morgenröthe. Indessen gestattete die Dunkelheit des Gehölzes ihm nicht, das Grabmal leicht zu finden; er irrte lange Zeit herum, bevor er dasselbe entdeckte. Das Aufsuchen des Trauermales, die Stunde, die Finsterniß, die ihn umgab,

die Erinnerung an seine erste Liebe, Alles schien sich zu vereinigen, um sein Herz weich zu machen, und seine Einbildkraft lebhaft zu ergreifen.

Endlich verkündigte ihm ein köstlicher Wohlgeruch, der ihm im frischen Morgenwind entgegen wehte, daß er dem Grabe nahe sei; denn er wußte, daß es zwischen Rosengebüschen sich erhebe; diese Blume hatte Sophie vor allen geliebt. Er wähnt, daß ihr Schatten ihm entgegen komme, und in dem leisen Rauschen der sanft bewegten Blätter glaubt sein getäuschtes Ohr das Nahen ihrer Schritte zu vernehmen. Er schaudert! —

Seine nun an das Dunkel gewöhnten Augen entdecken das nur einige Schritte vor ihm liegende Grabmal; wankend naht er sich demselben; er sieht die Rosengebüsche, die sich ihm gegenüber zu einem Durchgang an das Grab öffnen. Er macht noch einige Schritte; allein in dem Augenblicke, wo sein Fuß die erste Stufe des Grabmales berührt: o Wunder! o unaussprechliche Ueberraschung! Ein Ton von einer Stärke, einer Sanftheit, einer Reinheit, wovon nichts einen Begriff geben kann, der schönste Dreiklang erschallt plötzlich durch den Hain und erfüllt den ganzen ungeheuren Raum dieser weitläufigen Gärten!

Linval ist wie versteinert, unbeweglich; der wahrhaft himmlische Ton verlängert sich, ohne schwächer zu werden. Es ist für Linval Sophiens Stimme, und diese göttliche Stimme sagt ihm, daß sie unschuldig war und daß sie glücklich ist! Nach einigen Augenblicken kauert Linval nieder, indem er sich auf das tonreiche Grabmal stützt. Auf einmal beleuchten die ersten Strahlen des Tages das Denkmal und Linval liest deutlich die Worte: „Hier liegt Sophie von F., Gräfin von Cheltam."

Ein Thränenschauer verdunkelt ihm den übrigen Theil der Grabschrift; und da er fühlt, daß alle seine Kräfte ihn verlassen wollen, erhebt er sich wieder und macht einige Schritte, um sich von diesem wunderbaren und theuren Denkmale zu entfernen. Nun hört er nichts mehr; er vertieft sich in das dichte Gehölz, wo er Stille und Dunkelheit wieder findet. Dort blieb er mehr als eine Viertelstunde, indem er, während

sein Geist jenseits des Grabes schweifte, und sein Herz in großer Beklemmung war, aufs Gerathewohl umherirrte.

Als er sich am Ende eines langen Baumganges befand, stellte sich seinem Blicke ein überraschender Gegenstand dar; er sah in kleiner Entfernung eine erhabene Spitzsäule, an deren Fuß eine zierliche Gestalt, die er anfänglich für ein Standbild hielt, sich lehnte. Als er sich aber näherte, erkannte er, daß es ein weißgekleidetes und mit einem Schleier umhülltes weibliches Wesen sei. Er bleibt stehen, um sie zugleich mit Staunen und Schrecken zu betrachten. Aber wie wird ihm, als diese geheimnißvolle Gestalt, langsam den Schleier lüftend, ihm Sophiens himmlisches Antlitz enthüllt! — „Treuloser!" — ruft sie. — Bei diesem Worte versinkt sie in die Spitzsäule und verschwindet. Außer sich stürzt Linval auf diese zu, und da sich der Eingang in dieselbe wieder öffnet, geht er hinein. Allein vergebens sucht er die Erscheinung, die ihn verfolgt, er befindet sich in einer ganz leeren, kleinen Höhle, aus welcher er keinen Ausgang sieht, als die Thüre, wo er herein kam.

Er sinkt auf einen Moossitz; ein kalter Schweiß bedeckt seine Stirne; er athmet kaum. „O Du," ruft er aus, „die Du mir unter so sanften Zügen erschienen bist, unter jenen Zügen, die mich einst bezauberten, und die nichts aus meinem Andenken verwischen kann! Angebeteter, aber schrecklicher Schatten, warum klagst Du mich an? Was sage ich, ach! ich ahne es, oder vielmehr Dein Zorn bestätigt es mir, Du warst unschuldig, und die Schuld lastet nur auf mir! Aber verzeihe, ich habe niemals aufgehört Dich zu lieben, und meine bittere Reue und das Uebermaß meines Schmerzes geben mir die Hoffnung, bald bei Dir zu sein!"

## 5.

Nach diesen Worten raffte sich der Unglückliche wieder auf, um diesen unseligen Ort zu verlassen; denn er fühlte, daß seine Vernunft nahe daran war, ihn gänzlich zu verlassen. Nachdem er eine Stunde hin und her geirrt, kam er endlich auf dem Schlosse in einem Zustande an, wovon man fast keinen Begriff geben kann. Er war so schwach, daß er,

seiner Ermattung unterliegend, nur den Mund öffnete, um den Wunsch auszudrücken, sich auf ein Bett niederzuwerfen, um einige Stunden auszuruhen.

Man führte ihn in das Zimmer, welches man ihm für die Nacht bestimmt hatte. Alles war gegen das Taglicht verschlossen; eine Lampe brannte darin, und man ließ ihn allein. Ein geheimer Schauer, ein heftiges Herzklopfen hielten ihn einige Augenblicke, an die Wand gelehnt, aufrecht; seine Augen waren starr an den Boden geheftet, er getraute sich nicht, seine schweren Augenlieder zu erheben, er fürchtete zu sehen und zu hören. Doch wiederhallten die dem Grabe entstiegenen himmlischen Töne und das von der Erscheinung ihm zugerufene herzzerreißende Wort noch in seinem Ohre, und die den Schleier erhebende Gestalt stand immer vor ihm.

„Ach," sagte er, „wie kann sich so viel Schrecken in den Zauber dieser wonnevollen Einklangtöne und dieser hinreißenden Erscheinung mischen!" Bei diesen Worten flossen Thränen über seine Wangen. Seine wankenden Füße konnten ihn nicht mehr aufrecht halten; er schleppt sich nach dem Bette, zieht die Vorhänge zurück, und sieht eine lange goldene Kette, an welcher die kleine mit Gold gezierte Schreibtafel hing, die er nicht mißkennen kann; es war dieselbe, die er Sophien beim Abschied gegeben hatte.

Bei diesem Anblick sinkt er aufs Bett nieder, er war einer Ohnmacht nahe; die Tafel und die Kette fallen herunter und gleiten sanft an seine Brust. Es schien ihm, als falle ein ungeheures Gewicht auf sein Herz. Mit zitternder Hand faßte er die Tafel an, die den Schwur der Treue enthielt! Er hat den Muth sie zu öffnen, und zitternd sieht er seiner Schrift folgende Worte angefügt, die von Sophiens Hand aufgezeichnet waren:

„Undankbarer Linval, nimm dieses unglückselige Geschenk zurück, das nur noch gebrochene Eidschwüre enthält! Vergiß für immer deine unglückliche Sophie, das Opfer ihrer Liebe und Deiner Unbeständigkeit!"

Diese Beschuldigung der Treulosigkeit war für Linval ein Lichtstrahl, der ihm zugleich seine ganze Stärke und den

Gebrauch seiner Vernunft wieder gab. „Nein," rief er aus, „in dem glücklichen Aufenthalte der unsterblichen und klaren Wahrheit können Irrthum und Ungerechtigkeit nicht bestehen. Weil Sophie mich eidbrüchig glaubt, hat sie diese unglückliche Erde nicht verlassen, wo alle Blendwerke, alle Lügen der menschlichen Bosheit und Verläumdung sich häufen, um uns zu täuschen! Sophie beschuldigt mich der Untreue! Sophie ist ungerecht! — Sie lebt!" Bei diesen Worten durchzieht ihn ein freudiger Schauer.

Eine Stimme, die in die Tiefe seines Herzens dringt, läßt sich neben ihm hören und spricht: „O Linval, wagst Du es zu behaupten, daß die junge Hortensia nicht Deine Gattin ist?" —

„Gerechter Himmel!" ruft Linval, „welch schreckliches Gewebe von Betrug hat unser Schicksal so unglücklich gestaltet! Hortensia legte seit beinahe zwei Jahren in einem Kloster ihr Gelübde als Gott geweihte Jungfrau ab!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er eine kleine Thüre sich öffnen sah, und in demselben Augenblicke seine Augen Sophien erblickten. Er springt auf, stürzt auf sie zu und fällt zu ihren Füßen; es ist Sophie selbst!

## 6.

„O, laß mich," ruft Linval, „laß an diesem neuen Wunder mich berauschen; Du athmest, — Du lebst — was bedarf ich weiterer Erklärung! Deine Gegenwart allein rechtfertigt Dich; ohne Zweifel erhielt nur eine schreckliche Gewaltthätigkeit von Dir das Opfer unserer Liebe!"

„Wie?" — unterbrach ihn Sophie, „ich habe nichts geopfert, ich wußte Allem zu widerstehen."

„Ist es möglich! sehe ich in Dir nicht die Wittwe des Jakobiners Melzé?"

„Konntest Du mich in Verdacht eines so unwürdigen Schrittes halten? Da ich Dich treulos glaubte, trotzte meine Liebe den Drohungen, dem Blutgerüste selbst; ich bin unschuldig, ich bin frei!"

„Und Lord Cheltam?"

„Er ist nicht mein Gatte."

Bei diesen Worten wirft Linval aufs Neue sich nieder; kein Ausdruck, keine Sprache können darstellen, was er fühlt, alle reinen und gesteigerten Empfindungen des menschlichen Herzens erfüllen seine Seele; Liebe, Bewunderung, Dankbarkeit — seine Augen schwimmen in Thränen der Wonne! Ein hochbeglückter Sterblicher, überläßt er sich ganz der Trunkenheit einer Glückseligkeit ohne Maß!

Ein solcher plötzlicher Wechsel löscht das Andenken an alle vergangene Leiden aus, und des Glückes ungeachtet, das derselbe für die Zukunft verspricht, gestattet es doch die Hoffnung nicht, daß man noch einmal diese unaussprechlichen Freuden mit einer so reinen und so rührenden Begeisterung genießen könne. So wenig sind wir für das Glück geschaffen, daß sogar das Uebermaß desselben, weil es vergänglich und gleichsam nur ein Punkt im ganzen Leben ist, seiner Beschaffenheit nach, durch Vergleichung und Erinnerung, eine gewisse Leere für die darauf folgenden Jahre selbst dann, wenn sie glücklich dahin fließen, hervorbringen muß.

Endlich erhebt sich Linval wieder, er drückt Sophien an seine Brust, und das Gefühl seiner unaussprechlichen Glückseligkeit drängte in ihm jede Art Neugierde so sehr zurück, daß er erst nach einer Stunde sie mit Fragen bestürmte. Sie erzählte ihm schnell, daß ihre Muhme Irene, die nach ihrer Ehescheidung ihr Augenmerk wahrscheinlich auf ihn richtete, sie durch einen doppelten Betrug zu überreden wußte, daß er zu Straßburg die junge Hortensia geheirathet habe; daß sie ihr die Bestätigung ihrer Aussage in zwei Zeitungen vorzeigte, daß sie endlich bei ihr eben jene Falschheit anwandte, die Linval so sehr getäuscht hatte; Sophie fügte hinzu, daß, um sich den Verfolgungen ihres Oheims zu entziehen, sie mit einer jungen Verwandten von ihrem Alter, die durch besondern Zufall ihren Tauf- und Zunamen führte, die Flucht ergriffen habe.

„Endlich," fuhr Sophie fort, „da ich für die Welt todt sein wollte, weil ich nicht mehr für Dich leben konnte, nahm ich, indem ich mein Vaterland verließ, einen andern Namen an, den ich immer beibehielt. Wir kamen nach England; meine Begleiterin hatte Empfehlbriefe an die Hausschaft des

Lord Cheltam; dieser wurde ihr Beschützer und endlich ihr Gemahl. Ich habe immer in der tiefsten Zurückgezogenheit gelebt, indem ich mich sorgfältig vor den Augen der Menschen verbarg."

„Lord Cheltam kannte mein Dasein, aber nur unter meinem angenommenen Namen; er hatte mich kaum einmal gesehen, er hielt mich für eine flüchtige Klosterfrau, und seine Gattin ließ ihn auf dieser Meinung. Er bot mir eine Freistätte in seinem Schlosse an, und ich blieb auch nach dem Tode meiner Verwandten hier. Ich begebe mich gewöhnlich sehr spät zur Ruhe, und schon oft hat mich der Tag in meinen traurigen Träumereien überrascht. Die Schönheit der vergangenen Nacht lud mich zu einem Fußgange in die Gärten ein und ich kehrte gerade in das Schloß zurück, als Du ankamst; da ich das Stampfen zweier Pferde hörte, begab ich mich nach dem Hofe und beim Scheine des Mondes sah ich Dich vom Pferde steigen. Ich wurde von Deinem Anblicke außerordentlich erschüttert; denn ohne Deine Züge unterscheiden zu können, glaubte ich Dich doch zu erkennen."

„Ich ging eiligst in das Schloß zurück, verbarg mich auf der Treppe hinter einen Thürflügel und, ohne gesehen zu werden, sah ich Dich vorübergehen. Man trug ein Licht vor Dir her, ich hörte den Ton Deiner Stimme, ich hatte keinen Zweifel mehr. Deine Erkundigungen nach dem Grabe der Gräfin Cheltam durchbohrten mir das Herz. Ich wußte nicht, ob ich diese Neugierde der Reue oder der hassenswürdigsten Unempfindlichkeit zuschreiben sollte; ich beschloß durch Erstaunen und Schrecken gerechte Vorwürfe in Deiner Seele zu wecken oder zu vermehren. Ich umhüllte mich mit einem großen schwarzen Trauermantel und folgte Dir in der Ferne. Ich habe mich über die Wirkung gefreut, welche auf Dich die geheimnißvollen Töne des Grabes hervorbrachten; ich legte den Mantel weg, indem ich den Schleier behielt, den ich seit meiner Auswanderung beständig trage, und ich stellte mich vor die Spitzsäule; das Uebrige weißt Du."

Linval ergriff das Wort und bat um die Erklärung der Wunder; jenes der über dem Bette hängenden Schreibtafel war keines mehr; aber wie war Sophie in der Spitzsäule

verschwunden, und wie hatte das Grabmal bei seiner Annäherung einen so hellen, so gehaltenen Ton hervorgebracht?

„Was die Spitzsäule betrifft," antwortete Sophie, „so enthält sie eine kleine Fallthüre, die sich leicht durch eine verborgene Feder öffnet, und durch diese Oeffnung steigt man in einen unterirdischen Gang hinunter, der in das Schloß führt. Um das Wunder des schönen Klanges im Grabmal zu erklären, müßte man ein Künstler sein. Diese Erfindung ist übrigens nicht neu, und sie findet sich schon lange in den Gärten eines Lustschlosses des Königs von Dänemark, einige Meilen von Kopenhagen. Wenn dort der Fuß am Ende einer Brücke ein gewisses Bret berührt, wird der Ton hervorgebracht, und dauert so lange, als der Fuß auf der nämlichen Stelle bleibt. Lord Cheltam hat diese Erfindung bei dem Grabmal seiner Gattin nachgeahmt."

Die Entwicklung dieser wunderbaren Geschichte wird der Leser leicht selbst errathen. Wechselseitig entzückt, und auf dem Gipfel ihrer Wünsche, schrieben die beiden Liebenden nach Wien, und erhielten die Einwilligung der Frau von Linval und ihres Oheims zu ihrer Verbindung. Die liebenswürdige Sophie reichte Linval ihre Hand; sein schönstes Hochzeitsgeschenk war, ihr die Schreibtafel, das erste Pfand seiner Liebe, wieder zu geben. Sophie löschte die kränkenden Zeilen aus, welche ihr Irrthum darauf geschrieben hatte, und sie erneuerte dort mit Innigkeit den süßen Schwur einer ihr zur heiligsten Pflicht gewordenen Treue. Linval führte seine Gemahlin frohlockend in die Arme seiner Mutter und seines Großoheims; und dieses glückliche Paar rechtfertigte durch seine Tugenden seine wechselseitige Wahl und verdiente das Glück, das es durch so viele Leiden und durch so harte Prüfungen erkauft hatte. v. G.

## Aus Göthe's Jugendleben.

In frühen Jahren finden wir an Göthe einen Knaben, der sich an der Natur und einsamen Lustgängen sinnig freut,

aber eben so wenig, wie Herder, einen Zug zu seines Gleichen fühlt; sein Vater entfremdete ihn der Schule und erzog ihn zu Hause, und daß ihm auf diese Art der heldengedichtliche Jugendlauf entging, durch den wir uns im Zusammenstoß gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dies wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Menge hatte achten lernen, in der wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren.

Geschichte und Heldengedicht hat daher Göthe nie in bedeutendem Maße gefesselt, da die Theilnahme daran nur in einem äußerlich bewegten Jugendleben wurzelt. Wie anregend der siebenjährige Krieg für eine kräftige Stimmung des Knabengeschlechtes jener Jahre sein mußte, liegt von selbst nahe: für Göthe aber erfolgte daraus zunächst nichts, als ein Theilschaftstreit unter den Alten, ein Umgang mit einem französischen Krieger und den Malern, die dieser in seines Vaters Haus beschäftigte; und seine Wärme für Friedrich war so wenig natürlich, daß man ihm in Leipzig den großen König eben so leicht verleiden konnte, wie man ihn von Weiße und Gellert abtrünnig machte.

Wie war Winckelman von seinem Homer, von seinem Cäsar begeistert zu Entschlüssen und Handlungen! wie Herder von seiner heiligen Schrift und ihrer schwungreichen Dichtung, von Ossian und den skandinavischen Dichtern! wie war in Allen der Haß gegen die französische Volkheit und Kunst aufgewachsen, ja angeboren — aber Göthe gefiel Virgil besser als Homer, weil sich die Handlung darin abschloß; ihm sprach Ovid vor Allen zu, eine so kennzeichnende Lesung für ihn, wie die hebräischen Seher für den jungen Herder, wie Plautus für Lessing; seine jugendliche Einbildkraft führte ihn von den Dichtern nicht zu Spiel und Leibübung, nicht zu dichterischer Nachahmung der Erzählung großer Handlungen, in der sich das Anziehende gleich theilt zwischen Stoff und Hülle; er erzählte seinen Gespielen Mährchen, froher im Gefühle seines Uebergewichts, als in seiner Schöpfung selbst; er flocht ovidische Erinnerungen in ein französisches Stück ein; er las die heil. Schrift mit ungeheuren vernünftelnden Erklärungen;

er zerstreute sich in alle Sprachen, in Kunst, Dichtung, Gottglaube, Recht, Tonkunst und Schöpfung; ihm kam von frühester Zeit an entgegen, was Herder mehr suchte: eine Mannigfaltigkeit des Wissens, in der jeder Andere würde zu Grunde gegangen sein, über die ihn aber seine entschiedene Künstleranlage hinweg hob, die überall das Viele zu einigen strebte, und auf nichts mit dem Fleiße weilte, der nach Ergründung mühsam abzielt.

Allem, was die Zeiten damals Dichterisches gebaren, sehen wir den jungen Göthe hingegeben, fast ohne Wahl und Neigung: er hatte, von Mosers Daniel und Erzvätergesängen angesteckt, einen Joseph in Schlichtrede (Prosa) verfertigt; er machte anakreontische Gedichte; er sang geistliche Lieder nach Elias Schlegel; er schrieb Gelegenheitsgedichte; und seinem Vater gefiel diese Dichterei in Nebenstunden wohl. Beifällig hörte er lustige Heldengedichte, die seine Gesellen Zacharia nacherzählten; er ergötzte sich an Weiße's Gesangspielen; er nannte noch in seiner Lebensbeschreibung Günther, den er wohl nie gelesen hatte, einen Dichter im vollen Sinne des Wortes; er ging wie Kleist auf die Bilderjagd und machte beschreibende Gedichte; er hatte noch Gellert herzlich lieb, der Lessing schon zwanzig Jahre früher langweilte; in Wieland's Museum schien ihm das Altartige lebendig zu werden.

Wißlehrer Clodius und Frau Böhme in Leipzig waren die ersten, die ihn in Kleidern, Sitten und Büchern zu wählen und unterscheiden lehrten, auch sein wunderlicher Freund Behrisch irrte ihn in seinem Geschmacke; aber freilich waren dies nicht Leute, die ihm das Verlorene hätten ersetzen, für das Verworfene das Aechte zeigen können; sie bereiteten nur den Boden, den hernach Herder mit Leichtigkeit baute. Alle Tiefforschung ließ den Jüngling trostlos, dem es Bedürfniß war, anzuschauen mehr als zu grübeln; weder seine, noch Anderer Arbeiten genügten ihm, und zweimal tilgte ein schonungsloses Verbrennen seine ersten Versuche hinweg.

Seine Urtheilsunsicherheit war ihm peinlich; er sah sich auf dem Scheidewege zweier Zeiträume, wo eine Wahl getroffen

werden sollte, zu der er durchaus keine Anleitung hatte; er sollte bekannte Pfade, auf denen er sich lange gefallen hatte, mit unbekanntem Erfolge gegen neue und fremde vertauschen. Er empfand die Kälte und Oberflächlichkeit des bisher Geleisteten, schon als er im Jahre 1765 die Hochschule bezog; neben Gellert zu stehen dünkte ihm leer und unzulänglich; von ihm sprach hie und da eine Stimme in zweideutigen Ausdrücken, während ein einziger Ruhm die Namen Buffon und Linné umstrahlte.

Dennoch lockte ihn immer nur die Aussicht auf ein Dichterleben, wie sehr ihn auch Vater, Lehrer und Freunde auf rechtswissenschaftliche und hochstaatsmännische Bahnen zwingen wollten, wie wenig auch das äußere Leben ermuthigend entgegen kam. Der Jüngling fühlte bei seinen ersten Versuchen offenbar schon jene Leere unseres Schriftthums, zu der der Lebensbeschreiber später vortrefflich die Ursachen angab. Es fehlte unserer Dichtung ein volkheitlicher Gehalt und ein würdiger Stoff, und daß auch der siebenjährige Krieg hier nur stellenweise und dürftig abhalf, spürte sich in Göthe's Darstellung so gut durch, wie in der unsern. Die äußeren Gegenstände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Urgeist zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Vaterlandsliebe, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Gegenständen groß zog, und wiederholt blickt Göthe im edlen Neide auf England hinüber; er wußte wohl, warum es in Deutschland schwer war, ein Shakspeare und Sterne zu werden. G.

---

# Pästum.

Von Friedrich Anlenbach.

„Unter dieses Himmels heiterm Blau
Strahlte schön der Tempel Wunderbau,
In dem Kranz von dunkeln Waldeshöh'n,
Schon von fern auf hohem Meer geseh'n.

Wo durch Rosengärten vom Gestad
Zog hinauf der schmucke Pilgerpfad,
Wallte freudig, mit dem Blumenduft,
Frommer Klang der Lieder durch die Luft.
Stolz erhebt, obgleich des Schmucks beraubt,
Das Gerippe der Säulen noch sein Haupt.
Doch nicht eine Rose weit umher;
Keine lächelt, keine duftet mehr.
Im Gestrüpp von Distel, Dorn und Lolch
Lauern Schlangen, Scorpion und Molch,
Und wo festlich tönte der Gesang,
Seufzt ein bleicher Bettler dumpf und bang.
So versank die alte Herrlichkeit,
So zerstört, was sie gebar, die Zeit.
Strömt aus gleicher Quelle wohl der Geist,
Der das Schöne schafft, der's niederreißt? —"

An der grünen Höhle und am schroffen Tiberiusfelsen segelten wir rasch vorüber; rechts stiegen die mächtigen Faraglioni aus dem Meer empor, links senkte sich das Vorgebirge Minerva mit seinem auf der äußersten Spitze neu erbauten Leuchtthurm in die nie rastenden Salzfluthen, während im Hintergrunde der Vesuv in langen Zwischenräumen glühende Strahlenbüschel emporwarf. Immer mehr verlor sich Capri mit seinen dunkeln Felsenspitzen; wir glaubten sie schon zum letzten Male gesehen zu haben, da neigte sich eine Welle und der ferne Gipfel des Solavo tauchte noch einmal hervor, dann ward er nicht mehr gesehen. Zugleich senkte sich das erste Viertel des Mondes, mit der hellschimmernden Venus in unmittelbarer Nähe, in die Tiefe und dem Auge blieb nur das Meer und der Himmel, deren unermeßliche Räume der Einbildungskraft (Phantasie) unendliche Aufgaben boten. Letztere glänzte von unzähligen Sternbildern so schön und herrlich, als sie noch niemals ein auf diesen Meeren Umherwandernder erblickt haben kann.

Nichts Erhabeneres, als der Anblick des gestirnten Himmels in einer Frühlingsnacht vom Meer aus gesehen. Nichts hemmt die Aussicht, nichts beschränkt den Gesichtskreis (Horizont); das Kräuseln der Meereswellen, das phosphorartige Leuchten, welches um das Schiff von allen Seiten sich zeigt, die, gleich sprühendem Funkenregen, zischenden Wassertropfen

an den geschäftigen Rudern — Alles wirkt mit unaussprechlicher Zauberkraft auf Herz und Sinn. Man fühlt sich durchdrungen von der Schönheit und Erhabenheit der Natur, von der Allmacht des Schöpfers. So wie jetzt diese Sterne, so leuchteten sie einst den Phöniziern, den Carthagern, den alten Römern, und ebenso bewegt sich noch heute dieses Meer, wie einst in den Tagen der Vorzeit. Nichts stört hier die Natur in ihrem ruhigen Gange. Die Wogen ziehen langsam und friedlich heran, sie kommen und gehen — eine wie die andere. Ein ferner Lichtstreif oder ein Wölkchen, von Sonnenstrahlen golden besäumt, zeigt sich am Gesichtskreis (Horizont), und der Seefahrer knüpft tausend Bilder der Einbildungskraft (Phantasie) an die einfache Erscheinung. Wie oft tritt da nicht ein ferner Freund, der vielleicht im nämlichen Augenblick auch unsrer gedenkt, vor die Seele; wie oft steigt nicht in unserem Innern eine Landschaft empor, die uns einst erfreute, die wir dann vergaßen, und die nun durch ein ähnliches Himmelsgebilde wieder in das Gedächtniß gerufen wird! Wer kann das Ende der Gedankenkette, die sich an das Glied anreiht, welches uns vom Himmel geboten wurde, absehen? Sie führt uns durch die heitern Tage der Jugend in das unbefangene Kindesleben zurück, wo wir nur Blumen des Daseins pflückten, ohne von den Dornen verwundet zu werden. Auch andere Erscheinungen in dem Himmelsraume, der uns umgibt, beschäftigen uns. Ein Vogel hat sich von einem fernen, unbekannten Strande verirrt. Mit mattem Flügelschlag läßt er sich auf eine Segelstange nieder. Das Bedürfniß und die Liebe zu den Menschen treibt ihn herab. Er nimmt das gebotene Futter aus der freundlichen Hand und verläßt das Schiff nicht eher, als bis ihn etwa die höhere Sehnsucht nach dem nahen Lande, das sich keinem Blicke zeigt, das er aber fühlt, wieder abruft. Woher kommst du, kleiner verirrter Wanderer? wo liegt deine Heimath? Niemand beantwortet diese Fragen, sie bleiben ein Räthsel. Ach! ist es denn mit unserm Kommen und Gehen anders? bleibt sich der Mensch nicht ein unauflösliches Räthsel, so deutungsvoll und doch nimmer erklärt? Wenn nicht seine seligen Ahnungen wären, die das gottvertrauende Gemüth

erfüllen, wie hingen wir dann nicht an der Erdscholle; wie schrecklich und gewaltsam müßte uns dann nicht die Trennung dünken, die uns dereinst von der Erde losreißen wird? — Und welche unzählige Quellen edler Gedanken und Empfindungen beut nicht das Meer! wie viele Herzen ruhen nicht starr und kalt in seinem Grunde, die einst ein warmes Leben für des Nächsten Wohl und Wehe durchströmte, die höher schlugen, wenn die Welt in ihrer heitern Pracht sie mit Freude erfüllte, und die sich matt und schwer fühlten unter dem Drucke des Mißgeschicks. Hatten sie auch ihre Rechnung abgeschlossen mit dem Leben, als die Wellen sie plötzlich hinabzogen in ihr todtfeuchtes Reich? Hatten sie sich schon dort angebaut in dem glänzenden Himmelsgebiete, zu dem die dunkeln Thore führen? Und die unendlichen Reichthümer, welche die See hinabgerissen hat auf ihren Boden — welche Mühe, welche Sorge der Staubgebornen sind mit ihnen zugleich verloren gegangen! Hoffnungen, die darauf gebaut waren, wurden getäuscht; Wünsche, die sie gewähren konnten, blieben unbefriedigt, Verzweiflung wurde gesäet, wo die Habsucht reiche Erndte erwartete.

Ich stieg hinab in das Schiffgelaß, wo es bunt und lebhaft herging. Ein junger Mensch ergriff eben seine Laute und sang ein schönes Lied. Und Alles kam leise hervor, bildete schweigend einen Kreis und horchte. Und als der Jüngling ein bekanntes Volkslied anstimmte, da fiel das ganze Schiffsvolk in feierlichem Reigen ein; es begann eine Flöte die Tarantella zu spielen und, wie von der Tarantel gestochen, begann das Schiffsvolk zu tanzen, der Hauptmann tanzte mit dem Schiffskoch, ein dicker Kaufmann mit dem Steuermann und ich — mit einem schmucken Salernitanermädchen, und so tollte es fort die halbe Nacht durch, bis Erschöpfung die Augenlider schloß. Als ich erwachte, erhob sich bereits in erhabener Pracht über der waldigen Kuppe des Berges Sant' Angelo, von leichtem Gewölk umspielt, die Sonne, und muntere Delphine tanzten in mächtigen Sprüngen um das Schiff. Wir umschifften die Halbinsel von Conca, mit ihrem glänzenden Thurme, und traten in den Meerbusen von Salerno, und Dorf auf Dorf, Stadt auf

Stadt folgten an dem links sich hinziehenden lieblichen Gestade, von dem sich das Auge nur ungern losriß. Trani's, Positano's, Amalfi's und Ravello's paradiesisch-schöne Umgebungen zogen an uns vorüber, während aus weiter Ferne Eboli und die zauberischen Höhen von Avellino und Solofra zu uns herüberblickten.

Reizender, malerischer (pittoresker) und üppiger als die Küstengegend zwischen Amalfi und Positano sind kaum die Gelände von Sorrent und Rapallo. Man hat Feenmährchen gelesen und die ausschweifendste Einbildungskraft eines Hamilton bewundert. Man setze sich in einen Nachen und schwimme von Conca nach Amalfi das Gestade entlang, und man wird nicht mehr sagen, daß die Feenmährchen aus der Luft gegriffen sind. Hier sind die Urbilder dazu. Lusthäuser ragen von jeder Höhe, Gärten reihen sich an Gärten, aus denen die goldenen Hesperidenäpfel glänzen, grüne Thalschluchten öffnen sich, von klaren Bächen durchflossen, die in rauschenden Wasserfällen ins Meer stürzen, an dessen Ufern sich die üppigste Pflanzenwelt der Wendekreise in die Felsen hineindrängt. Ueber Feigen und saftigen Limonen wiegt sich die Palme mit ihrer grünen Blätterkrone, entfaltet die Aloë auf schlankem Stamm ihre Wunderblume, ragt der Therebinthen-, Oleander- und Granatenbaum, ihre hochrothen Blüthenbüschel im Wasserspiegel netzend. Freundliche Leserin! stelle Dir kein Oleander- oder Granatstöckchen im Gartentopf vor, wie Du es wohl selber pflegst und beschickst, damit es im günstigsten Falle so hoch emporwachse, wie Du selbst, sondern denke Dir einen Baum, wohl drei Klafter hoch, dessen dichte Zweige allenthalben sich ausbreiten und so voll rosenfarbener, honigduftender Blüthen hängen, daß Du kaum Laub und Geäste gewahrst. Hoch über'm Meer ziehen Felsenpfade, die nur von Fußgängern und Saumthieren beschritten werden. Ein Geländer schützt, hie und da mit dem Pfad auf und nieder steigend, gegen den Fall von der senkrecht ins Meer abstürzenden Felsenwand. Ins Gestein dieser Wände sind hin und wieder Stufen gehauen, auf welchen man Frauen mit Körben auf den Köpfen auf und nieder steigen sieht. Schmale Brücken setzen über schauerliche Abgründe weg. Wo

tiefere Thäler einschneiden, sammeln sich malerische Häuserschaaren, und kleinere und größere Fahrzeuge liegen, wie abgeschieden von der Welt, in den kleinen, sanft gerundeten Buchten. So gewährt die Küste von Amalfi ein eben noch so heiteres ansprechendes Bild, als es Boccaccio in der Dichtgeschichte von Landolfo Ruffolo schildert.

Glückliches Amalfi! mit der fremdländischen Bauart deiner Häuser und Kirchen, mit den kühnen Formen deiner goldbraunen Felsen, die mit ihren Burgtrümmern in jede deiner Gassen niederragen, mit deinen herrlichen, von blühenden Cacten und Aloës umzäunten Gärten, mit deinen wendekreislichen wundervollen Farbenmischungen, mit dem südlichen Ton deiner Luft, mit dem ewigen Grün deiner Wälder, deines ländlichen Mühlenthälchens, mit deinen freundlichen Frauengestalten, mit ihren liebreizenden Gesichtern, ihren goldenen welleuförmigen Haaren und braunen runden Augen — du liegst, noch zu wenig gekannt, unter deinen zahllosen friedlichen Palmen; Europa hat, zu deinem Glück vielleicht, noch nicht entdeckt, welch' unergründlicher Schatz von Herrlichkeit und Seligkeit deine Natur, deine Menschen in sich schließen!

Immer längs der Küste hinsteuernd, hatte ich vollauf Muße, das abenteuerliche Gepräge dieser überhangenden, seltsam gezackten, zerrissenen und ausgewaschenen Felsen, voller Höhlen und Gänge, gegen die in beständiger Brandung die See ihre Wogen heranrollt, kennen zu lernen. Es ist etwas Urgemischlich-Großartiges in diesen Steinmassen. Von Zeit zu Zeit begegnen dem Blick auf einer vorspringenden Landspitze ernste Trümmer und Thürme von seltsam morgenländischer Bauweise, die an die Herrschaft der Sarazenen, an den Sieg normannischer Helden erinnern. Wir bogen um eine weit in die See auslaufende Felsenkette, von ihrer Gestalt und dem aus einer runden Höhlung hervorschallenden Getön das Capo del Orso genannt, jenseits welchem sich mit Einem Male, überragt von den Trümmern seines mittelalterlichen Glanzes, Salerno in eigenthümlicher Schönheit zeigte.

Es war noch nicht neun Uhr, als wir in den Hafen von Salerno einfuhren. Ich eilte in die erste beste Speisewirthschaft,

um ein Gabelfrühstück zu nehmen, mit dem festen Vorsatze, nach genommenem Mahle gleich nach Pästum aufzubrechen. Doch als ich aus dem Speisesaale heraus auf den Vorbau trat und vor mir den herrlichen Meerbusen in seiner unbeschreiblichen Schönheit erblickte, da war mein Entschluß schnell geändert. Ich warf Stock und Reisesack weg und legte mich hinaus, so weit ich konnte, in die frische Morgenluft und schaute lange dem Glühen und Glänzen zu, und mir war's, als springe ein lichter Strahl in meine Brust und gebe der welkenden Blüthe meiner Jugend all' die verlornen Farben reiner und schöner wieder zurück.

Mein erster Sprung war nach der am Fuße des Schloßberges gelegenen, den Beschauer nach dem mährchenreichen Morgenland versetzenden Hauptkirche und von da hinauf zur alten Normannenburg, die auf einem steilen Berge hinter der Stadt liegt. Bis zur Hälfte der Höhe zog sich der Weg zwischen Sommerhäusern und Gartenmauern hin, deren Orangen-, Citronen- und Oleanderbäume ihre fruchtbeladenen Arme einladend herüberneigten, während hin und wieder, hoch über ihnen, eine schlanke Palme einen säuselnden Fächergruß herabwinkte; dann stieg ich einen steilen Abhang hinan, überwuchert von blühenden Myrthen- und Rosenstauden und saftgrünen stachlichten Cacten. Die Veste liegt im Verfall, und der im Mittelalter hochberühmte Fürstensitz, der von Waffengeklirr, Saitenklängen und Minneliedern wiederhallte, wo im hohen Thurme die „Klagestimme Salerno's" ihre traurigen Töne hören ließ, so oft der Stadt Unheil drohte; wo Kunst und Wissenschaft Bewunderung und auch Förderung fanden, und edle Ritter, gefeierte Sänger, anmuthige Frauen sich ergingen — wird jetzt von einigen dienstuntauglichen Kriegern bewacht, gebrechlicher als die Trümmer, die sie zu beschirmen haben. Die Aussicht von der Höhe auf die vor Zeiten, besonders wegen ihrer Civitas Hippocratica, von der die arzneikundlichen Hochschulinnungen Europa's ausgingen, so gefeierte Longobardenstadt und den heitern flaggenbelebten Meerbusen ist einzig und entzückend. Schöner noch ist die vom Berge San Liberatore, der sich mit den Trümmern eines Klosters über dem Salerno so zauberisch darstellenden Orte Raiti

aufthürmt. Der Weg hinauf ist freilich beschwerlich und nur für Fußgänger zugänglich, doch wird man reichlich für die Mühe des Berganſteigens entschädigt. Immer wandelt man im Schatten frischgrünen Laubes fort; zuweilen empfangen den Wandelnden Schluchten voll schauerlich versteckten Reizes. Hier entrieselt ein Quell dem zerklüfteten Fels, dort spannt eine alte Brücke ihren reben- und epheubehängten Bogen über das schäumende Bergwasser, das weiterhin eine klappernde Mühle treibt, die sich an die Reste eines alten Lehenthurmes lehnt. Hat man des Berges Spitze erreicht, hat man Auge und Sinne an den unbeschreiblich schönen Umfassungen des Meerbusens, dem nur die Herrlichkeit des Vesuvs fehlt, um ihn dem von Neapel gleichzusetzen, gelabt und wirft dann mit einem Male da, wo neben einem vereinsamt stehenden Sommerhause eine hochstämmige Steineiche ihren labenden Schatten breitet, auf die entgegengesetzte Seite einen Blick hinunter in das wunderliebliche Thal von La Cava, so möchte man ewig angefesselt hier weilen. Ich glaube, wenn hier Prometheus an den Felsen geschmiedet worden und er hätte diesen Anblick genossen, er würde leicht alle Schmerzen vergessen haben.

Nach einem Mittagsschläfchen, das in diesem Erdstriche und bei meinem steten Herumwandern doppelt nöthig war, machte ich mich auf den Weg nach Päſtum. Indeß umzogen Wolken den Gesichtskreis, über den Gebirgen Apuliens hing schwerer Regen, und ich hatte alle Ursache, für den Nachmittag zu fürchten, als plötzlich — ich hatte kaum die Thore der Stadt hinter mir — ein starker Wind sich erhob und alle Regenwolken zu meiner großen Freude verscheuchte.

Kaum eine Stunde jenseits Salerno nimmt die Landschaft ein völlig neues, fremdartiges Gepräge an. Die Berge treten zurück, die Wohnhäuser und die Spuren menschlicher Gewerbthätigkeit verschwinden. Eine öde Fläche voll verpesteter Sümpfe, deren Bewohner, angehaucht von der schlechten Luft, wie Todesgestalten abgemergelt und fieberblaß umherschleichen, breitet sich aus, und weißgraue, struppige Büffel *), würdig

*) Diese Büffel sind groß und stark und äußerst wild. Nur mit Eisen können sie gebändigt werden. Statt der Peitsche bedient man sich eines

den Wagen der Gottheit zu führen, wandeln träg durch die hohen, glanzflimmernden Halmen und glotzen den Vorübereilenden mit blutroth-wilden, dummen Blicken an. Jener Kampf des Menschen mit den feindlichen Naturkräften, der uns in den pontinischen Sümpfen erfüllt, ist verschwunden; die wilde wendekreisliche Natur herrscht mit ungestörter Lebenskraft. Wenige hundert Schritte von der Straße verschlingen sich Myrthen, Tamarisken, Lentiskus, Stinka und wilde Reben zu üppig wucherndem, undurchdringlichem Dickicht, in dem der Eber herbergt und die Schlange brütet. Nahe dem Meer, nahe volkreichen Städten lockert keine Pflugschar den fruchtbaren Boden. Die Geschichte hat durch zwei Jahrtausende hier ihre Erndte gehalten und nun die Herrschaft wieder den ungebändigten Naturkräften übergeben.

Von Eboli nach Pästum rechnet man gewöhnlich sechs Stunden; ich legte sie schon in vier zurück. Ein halb wahnsinnig sich geberdender Führer wollte mich mit aller Gewalt bis nach Pästum begleiten. Kaum daß ich ihn am Ende des Ortes mit einigen Senaren los werden konnte. Er machte mir gräuliche Vorstellungen von der Unsicherheit der Gegend, von erst kürzlich verübten Mordthaten an Reisenden, versicherte mir hoch und theuer, daß ich nicht mehr lebend von dort zurückkehren würde, und empfahl mich zuletzt der heiligen Jungfrau, die jedenfalls mich beschützen werde. Schon gut — dachte ich — meine ziemlich leere Tasche befühlend: cantabit vacuus coram latrone Viator. Der Weg geht durch einen langen Pappelwald an hie und da zerstreuten Häusern, an Gärten und Quellen vorüber. Links, in einem Waldthale, zeigt sich das schöne Lustschloß des Königs, la Persana, während rechts, gegen die Seeseite hin, eine unbegrenzte Aussicht über den ganzen Meerbusen von Salerno, von den über das Meer hervorragenden Felsen von Vietri

Stocks mit einer eisernen Spitze. Ihr Fleisch ist kräftig und gehört zu den Leckerbissen Neapels, widerlich dagegen schmeckt der Büffelkäs, der, dick wie ein Apfel, sich in lange Fäden ausdehnen läßt. Früher wußte man in Italien nichts von Büffeln. Im Mittelalter scheinen sie von irgend einer fremden Volkheit über die Alpen gekommen zu sein. Berühmt waren die lucanischen Stiere der Vorzeit.

an bis zum Vorgebirg Policastro, sich eröffnet. In einer tiefen Bucht, welche das weiter und weiter zurückziehende Meer bespült, lagerten Hirten, und die dünnen Rauchwolken ihrer Feuer wirbelten auf durch die klare Luft. In friedseliger Bläue ruhte das Meer. Ueber dem schimmernden Spiegel glitt in schnellem Fluge eine silberne Möve und am fernen Gesichtskreise, dem leicht schwebenden Vogel gleich, ein Dampfschiff. In Kurzem hatte ich den seit unvordenklicher Zeit der versteinernden Eigenschaft seines Wassers wegen berühmten Fluß Sele — den Silaris der Alten — übersetzt, — die Grenzscheide des alten Campanien von Lucanien. Die Gegend ist reich an Reisfeldern; außerdem bemerkte ich sonst wenig Ackerbau, Ortschaften keine; dagegen umringten mich beinahe jeden Schritt eine Menge Bettler — schmutzige, halbnackte, über alle Beschreibung widerliche Gestalten von Weibern, Kindern und Greisen, die, nach italischer Sitte, die Leere ihres Magens und Beutels an Wangen und Taschen mit den Fingern schüttelnd andeuteten und dabei ein Gewinsel und Geheul erhoben, gleich hungrigen Löwen.

Die Sonne stand im Scheitelpunkt, als ich das Weichbild des alten Posidonia betrat. Liegt gleich die uralt griechische Pflanzstadt noch immer wunderschön eine Stunde vom Meere an herrlichen Matten und grünen Bergketten, so ist sie doch jetzt still, von Menschen entblößt und von einem giftigen Dunstkreis umgeben. Nichts erblickt man, als schlechte, graue, zwischen großartigen Trümmerresten eingezwängte Hütten, aus denen Armuth und Elend hervorschauen; nirgends einige Betriebsamkeit; kaum daß hin und wieder zerlumptes Gesindel mir bettelnd und störend in den Weg trat. Nur auf dicht belaubten Bäumen scholl das schrillernde, wahrhaft ohrenbetäubende Flügelgeschwirr zahlloser Heuschrecken, stierte mich vom zertrümmerten Gestein grämlich die Mißgestalt der schwarzen Eidechse an.

Mitten in der feierlichen Einöde erheben sich aus einer Menge von Trümmern, wie sie gewaltiger und räthselhafter unser Erdtheil nicht aufzuweisen hat, drei Gebäude, altdorischer Ordnung, von außerordentlicher Ausdehnung, die, schon aus weiter Ferne sichtbar, ernst und schwer neben ein-

ander stehen — Riesendenkmale einer Stadt, deren Geschichte uns fast unbekannt ist. Daß hier in Pästum im dritten Jahr der 67. Olympiade (510 vor Christus) Sybariten weilten, bis sie von den Lucanern und diese später wieder von den Römern vertrieben wurden, wissen wir freilich. Können wir aber diese gedrungenen, kegelgleichen Säulen, diese schwerfälligen Gesimse, alles aus dem rohesten Stoffe und schwerfälliger, als was uns immer außer Egypten vom Alterthum erhalten ist, den so weichlichen Sybariten zuschreiben? Ist es auch irrig, die Vorstellung der Zierlichkeit, wie sie von kleinasiatischer und römischer Kunst auf uns übertragen ist, im reingriechischen Alterthum zu suchen, so sind doch auch unter den Denkmälern streng dorischer Bauart diese sicher die rohesten, massenhaftesten. Andere Bewohner hatten unzweifelhaft schon vor den Sybariten diese Ufer inne; waren es aber Phozenser, Tyrrhener oder gar Phönizier? — Wir wissen es nicht.

Ohne Grundmauern erheben sich die noch wohlerhaltenen Säulen von der Erde, sind am Fuße breiter als in der Spitze, und tragen eine flache Platte, worauf der Hauptbalken ruht. Alle tragen die Einfachheit und Kraft des Alterthums an sich, daher ihre Dauer und der erhabene Eindruck, den sie auf die Beschauer machen. Wie einzig erhebt sich nicht, zwischen der räthselhaften Basilika und der Cereshalle, die mit Recht für das schönste altzeitige Gebäude der Welt gehaltene Neptunhalle! Einfach, erhaben und riesengroß steht sie da, und noch nie hat der äußere Anblick eines neuen Gebäudes einen solchen Eindruck auf mich gemacht, als dieses unsterbliche Denkmal griechischer Kunst. Wie klein, wie winzig erscheint alles Uebrige gegen den zermalmenden Anblick dieser der Zeit und dem Schicksal trotzenden Götterwohnung! Diese ernsten Säulen, diese Götterhalle ohne Schmuck und Zier, wie erscheint sie als Muster erhabener Einfachheit! Wie verschieden der Eindruck, den dieses Gebäude auf uns ausübt, von dem, welchen wir beim Anblick der Ueberreste römischer Götterhallen und der jungfräulich schönen und zarten Marmorsäulen auf dem forum romanum empfinden! Wirklich sollte man glauben, diese hätten die kraftvollen Freistaater, jene

die kunstreichen Griechen aufgeführt. Alles ist beinahe noch wohl erhalten, das Heiligthum, der Vorhof und die Halle, und mit unbesiegbarer Kraft tragen diese Riesensäulen die furchtbaren Steinblöcke der Hauptbalken seit Jahrhunderten. Der Wind sauste in den Säulen, wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälk. Dazwischen auf blühenden Distelgewächsen und ellenlangen Cacten schwärmten unzählige Schmetterlinge, weideten wilde Ziegen, welche zwischen den Steinen hervorsprießende Kräuter aufsuchten, und wilder Fenchel, acht bis zehn Fuß hoch, lag, verdorrt vom vorigen Jahre, reichlich und in scheinbarer Ordnung unter gesunkenen Hauptbalken und Säulenstücken — wild durch einander.

Völlig räthselhaft ist die gegen Süden angrenzende Basilika mit ihrer (im Gebiet der altzeitigen Baukunst sonst beispiellosen) der Länge nach durch das Gebäude hinlaufenden dritten Säulenreihe, ihren ungeheuren Wandpfeilern und den kleinlich, aber sauber verzierten Säulenköpfen einzelner Säulen. — Eine Sage, die im Munde der Umwohnenden lebt, berichtet, ein Schüler des Meisters, der die Neptunhalle errichtet, habe seinen Lehrer überbieten wollen und die Basilika gebaut. Als aber diese vollendet gewesen, habe der Meister ihn auf die Zinne der Neptunhalle geführt, und nachdem er das mißrathene Werk verhöhnt, zum Lohne seiner Undankbarkeit ihn hinabgestürzt auf die steinernen Stufen.

Sicher das neueste unter den drei Gebäuden ist das nördlich gelegene, der Cerestempel. An ihm wechselt schon zweifacher Stoff; einzelne Zierrathen sind von erlesener Schönheit und auf das sauberste ausgeführt, und bei der Erbauung sind Kunstgriffe angewendet, denen wir an den Denkmälern von Griechenland zu begegnen gewöhnt sind.

Während diese Tempelreste, ungeachtet ihrer großen Ausdehnung, in altgriechischer Weise nur mit einem hölzernen Dachstuhle überdeckt waren, bieten die Stadtmauern mit ihren regelrechten Rundgewölben, wie sie sich sonst nur an hetruskischen und römischen Gebäuden finden, ein neues Räthsel. Obgleich verfallen, umschließen sie, noch ein längliches Viereck bildend, die ganze Stadt. Noch sind die

Thürme und Thore zu erkennen, und das eine Thor, gegen das Gebirg zu, steht noch ganz. Die Mauer ist von Travertin, eine Art Tropfstein, gebaut, der sehr hart, aber löcherig, daher sie mit Stuck überworfen ist.

Von einer Rundschaubühne steht nur noch ein Stück von der Halle, die es umgab. Der Kampfplatz ist, wie alles Uebrige der Stadt, bepflügt. Inmitten der Trümmer stechen sonderbar ab, einige neuartige Landhäuser, die dem Bischof von Pästum angehören, der in dem nahen, im Gebirg liegenden Städtchen Capaccio, wo die Steinbrüche von Pästum sich befinden, wohnt.

Nach einem Aufenthalte von etwa vier Stunden verließ ich Pästum, um tiefer hinein ins Land der Abenteuer und der wilden gewaltigen Naturerscheinungen, welche erst jenseits Pästum beginnen, den Wanderstab fortzutragen. Gemischten Gefühles, schwankend zwischen Bedauern und Bewunderung, zwischen Unwillen und Hochbegeisterung, schied ich von den schweigenden Bildern der Ewigkeit und den einsamen, in trauriger Fruchtbarkeit liegenden Fluren, von welchen einst Virgil (Georg IV. 118) singen konnte:

> Forsitan et pingues hortos, quae cura colendi
> Ornaret, canerem, biferique rosaria Paesti.

und auf welchen jetzt keine zweimal blühende Rosen mehr blühen, denn seit Saracenen, Griechen und Normannen gewetteifert, das alte Posidonia dem Boden gleich zu machen, hat Niemand mehr der Rosengärten gewartet.

Ist gleich die Allmacht Roms zugleich mit ihren Götterhallen und Säulen zerbrochen und verschollen, so schlägt doch dessenungeachtet der Anblick solcher Vergänglichkeit unser Gemüth nicht nieder, indem uns über den Trümmern des alten Roms die höchste Gewalt aller Kunst, vereinigt mit den ungeheuern Denkmälern geistlicher Allmacht, siegreich entgegentritt. Man denke nur an die St. Peterskirche, von Bramante und Michel Angelo aufgeführt; oder man mache einen Abendgang auf den Janiculus bei St. Pietro in Montorio — und man sieht in der glühenden Pracht des untersinkenden Lichtes eine schimmernde Welt von Kuppeln und Palästen ausgebreitet und von tausend Glocken dringt das

Abendgeläut mild und lebensvoll herauf, und die feurigen Augen der Römer neben einem rechts und links glänzen vor Freude, versunken in den Anblick ihrer ewigen Stadt. Wie anders dies unter den Trümmern von Pästum. Von öden giftigen Strecken umgeben, liegen diese erschlagenen Riesentrümmer, schauriger als die Reste von Salinunt, vor uns und die spätere Zeit hat nichts Großes an ihre Stelle gesetzt. Aerger, als der Körper des Tithon, ist die herrliche Pflanzstadt der Griechen, die sonst mit ihren Segeln das mittelländische Meer bedeckte, zusammengeschrumpft. Nur die Natur, nimmer alternd unter der Last der Jahrhunderte, gießt noch heute ihre unerschöpfliche Fülle über die Auen, die sie hervorgezaubert; stets groß und wundervoll befruchtet sie die Keime im Schoos der Gefilde, die urgemischlich übersäet sind mit den unsterblichen Trümmerhügeln eingestürzter Paläste, umgerissener Säulen, aufgewühlter Grundmauern, welche mit Gestellen, Säulenköpfen, Gefäßen, verstümmelten Göttergliedmaßen in buntem Gewirre durcheinander liegen.

In Taverna nuova, einer einsamen Herberge am Wege, hielt ich kurze Rast und verzehrte daselbst die wenigstens nicht schlechten Speise-Anerbietungen mit guter Eßlust. Ich packte meinen Ranzen, den ich hier gelassen, wieder auf und wanderte leichter und fröhlichen Muthes dem Eindruck machenden, sich mir mit jedem Schritte höher gestaltenden Berge Alburno zu, an dessen Seite weithin ragende Trümmern von Burgen und Thürmen aus dem dunklen Waldkranze emporragen. Ich erreichte bald das mitten in der Waldgegend reizend gelegene Capaccio, welches den Vordergrund zu der malerischen Berglandschaft bildet, — ein niedliches Städtchen, in dem sichs schon leben ließe, wenn nur die Einwohner mehr Zutrauen Erweckendes hätten. Mein Nachtlager — es war dies nicht das erste Mal, seit ich unter Italiens Himmel weile — nahm ich, da das Bettzeug mir nicht das sauberste zu sein schien, auf dem bloßen Fußboden, wobei mir zwei frisch abgezogene Widderfelle von unausstehlichem Gestank, dem selbst die schwarzbraunen Tänzerreihen, jene berüchtigten Hopp Hopps, die auf einem Beine mächtige Sprünge machen und bei jedem Schritt durch

ihren beißenden Stachel persönlich werden, kaum Widerstand zu leisten vermochten, als Oberdecke und der mit Muscheln und Steinen verschiedener Art zur Hälfte vollgepfropfte Ranzen — freilich eine harte Unterlage! — als Kopfkissen dienten.

## Eine deutsche Frau.

Nach einem alten Geschichtsbuche vermählte sich der tapfere Ritter Horst von Andegg mit Marianne, Gräfin von **, berühmt in der Nähe und Ferne durch ihre Treue und Tugend. Schön wie der Morgenstern, bezauberte sie alles, was sich ihr nahte; sanft leuchtete ihr hoher Sinn aus dem himmlischen Auge. Seit mehreren Monaten war sie mit dem tapfern Helden vermählt, und schuf ihm die Erde zum Himmel.

Einst schlummerte sie im Schatten eines blühenden Baumes, da erschreckte sie ein böser Traum, worin ein Geist ihr erschien, der sprach: „Ich bin hergesandt, Dir zu weissagen; vernimm der Zukunft Kunde:

Du wirst in dreier Jahre Zeit
Dreimal den Gatten retten,
Zuerst aus Wassers Fährlichkeit,
Das zweitemal aus Ketten;
Zuletzt wird er durch Deinen Mund,
Du engelreines Weib gesund —
Doch kostet es Dein Leben."

In Luft zerfloß die Erscheinung, doch nicht die Wahrsagung. Mit jedem Morgen dachte sie wieder an jenen sonderbaren Traum und sah ängstlich in die Zukunft, doch stellte sie sich stets heiter, daß ihr Gemahl ihren Kummer nicht gewahre. Als beinahe ein volles Jahr vorüber war und kein Unfall vorkam, dachte sie, vielleicht hat die Erscheinung dich mit eitler Furcht bethört. So sprach die leise Hoffnung in ihr und flüsterte mit Schmeichelton ihr Herz allmählig in Ruhe.

Einst ritt Graf Horst auf Freundesbesuch über Land; da zog ein schreckliches Gewitter heran; ein Wolkenbruch entlud sich, die Bäche überströmten weit das Feld, alles war mit Wasser wie ein See bedeckt. Wer beschreibt nun der liebenden Gattin Angst und Sorge? — Schon graute der Abend und noch kam der Gemahl nicht zurück. Hoch auf dem Thurm der Burg stand Marianne und überschaute mit dunkler Ahnung die wachsende Verwüstung. Schnell steigt sie herunter, fordert einen Kahn und läßt die Knechte hinausrudern. Wer reitet dort in der Ferne? — Es ist Horst, der versuchte, mit dem starken Rosse die Fluth zu durchschneiden. Wie er seine Gattin mit dem Kahne erblickt, springt er in das Wasser und erreichte mit Todesgefahr den Nachen. Sein Auge zum Himmel gerichtet dankt er für die Rettung und sinkt der muthvollen Gemahlin in die Arme.

Des Geistes erstes Wort der Weissagung war in Erfüllung gegangen, doch tief in stummer Brust barg sie stets ihr Geheimniß vor dem theuern Manne, daß er nicht bange in die Zukunft schaue. Das zweite Jahr hatte beinahe seinen Lauf schon vollendet — o Gott sei Dank — Träume sind doch nur Schäume, dachte sie. Da überfällt plötzlich ein wilder Raubgraf mit Fehde die Burg. Ein Herold erscheint mit der schrecklichen Kunde. Gerüstet stürzte Horst mit seinen Reisigen hervor und verbreitete Tod und Entsetzen unter den Schaaren der Belagerer.

Doch ach, zu weit führte ihn sein Löwenmuth; indeß sein Schlachtschwert Wunder der Tapferkeit verrichtete, geräth er rings in die Mitte der Feinde, so daß er von seiner getreuen Schaar getrennt und ihm der Rückzug abgeschnitten war. Verwundet sank er nieder. Zwar kämpften Horst's Mannen wie aufgereizte Tiger, um den Grafen aus der Todesgefahr zu befreien; zwar flohen die Feinde, die feigen, aber sie schleppten den Verwundeten gebunden mit sich fort.

Wer treu liebt, weiß schnell Rath. Marianne bot eilends alles, was sie an Geschmeide und Kostbarkeiten besaß, dem Räuber ihres Mannes zum Lösegeld. Kaum ist ihr Schmuck von Edelsteinen und Gold an den Habsüchtigen übergeben, so kehrt Horst wieder in die Burg seiner Väter zurück, wo

er langsam wieder von seinen Wunden genaß unter der sorgfältigen Pflege seiner Gattin.

Des Geistes zweites Wort der Weissagung war nun auch in Erfüllung gegangen. Doch immer bewahrte sie das Geheimniß für sich allein im treuen Busen, daß ihr Gemahl nichts ahnen konnte. Das dritte Jahr begann. „O Gott! was wird nun erst für Unglück über uns kommen, seufzte sie in der einsamen Kammer. Sie schaut empor, am Himmel ein blutrother Stern, der Krieg verkündet. Der Heerruf erschallt, die Fahnen wehen — zahllose Christenschaaren sammeln sich und alle Ritter machen sich auf, um des Glaubens Schmach an den Sarazenen zu rächen.

Manche edle deutsche Frau versinkt in Kummer und in Thränen, weil ihr Gemahl, ihr einziger Freund, sie einsam zurücklassen mußte, indem er zum Kreuzzug geschworen und fort mit in das heilige Land zu ziehen sich verpflichtet hatte. Tief fühlte auch Horst der Gattin herbe Leiden, als die traurige Abschiedsstunde schlug. Doch er ermannte sich — riß sich los von dem theuern Weibe, das er vielleicht nie mehr wieder sehen sollte — schwang sich auf das Roß und flog im Sturme von dannen.

Wer schildert der treuen Gattin Gram, ihren ewigen Kummer? Bei der Morgenröthe und am späten Abend bei Mondesschein sah sie mit weinendem Auge zum Himmel und betete zu Gott um Erhaltung ihres Gemahls. Einst hatte sie ein schweres Traumgesicht am Morgen; ihr bebten die Gebeine. Sie sieht, wie man Horst vom Schlachtfelde schleppt und ihn zu Mahomeds Lehre zwingen will. „Hund, schwöre deinen Glauben ab!“ so tönt es furchtbar in ihr Ohr und sie erwacht.

Von dieser Zeit an hatte sie nirgend mehr Rast noch Ruhe. „Ich muß hin in's heilige Land — sagte sie — drohen, weinen und retten mit Gewalt und Klugheit, und wenn alles fruchtlos ist, so will ich mit dem Gatten sterben.“ Schnell hüllte sie ihren schlanken Leib in ein heiliges Pilgerkleid und beginnt so ihre Wallfahrt. Durch manches Land, über Berg und Thal und Meere trägt sie der Liebe Flügel fort bis zum Christenlager.

Vermummt als Pater Daniel späht sie, wo eingekerkert, in welcher feindlichen Festung Graf Horst von Andegg trauert. Umsonst ist all ihr Fragen und Suchen, Niemand kann ihr Kunde von dem Theuern geben. Der Gram verzehrt sie bald. Endlich nach einer blutigen Schlacht dringen die Christen vor mit Gewalt und Palästina unterwirft sich den siegreichen Kreuzfahrern bis an Syriens Grenze. In Damaskus lagen viele gefangene Christen krank, die hier für die Schiffsclaverei ihr Dasein fristeten. Mit andern Priestern wurde nun Pater Daniel beauftragt, die Sterbenden zu trösten.

Auf hartem Strohlager liegt ein Mann im Kerker, lautstöhnend ob der Pein und Schmerzen. Sie ruft — ihr Herz fängt stärker an zu schlagen. Er kehrt sich um — sie schaut ihn starr an. O Gott, er ist's, mein theurer Gemahl, er ist's — ohnmächtig sinkt sie neben ihm nieder. Als ihr Bewußtsein wiederkehrte, erzählt er ihr sein traurig Schicksal: „Jüngst machte aus der Festung die Schaar der Ritter einen Ausfall; ich kämpfte mit — weh, da verwundet meinen Fuß ein vergifteter Pfeil, daran muß ich schmerzlich sterben."

„Laß, Lieber, mich das Uebel sehen, vielleicht kann ich es heilen." Sie löst schnell die Binden, preßt mit Kraft und Entschlossenheit auf das nackte Bein den heißen Mund und saugt hastig einen kochend giftigen Eiter aus der tiefen Wunde. Wer kann für eine solche That des hohen Preises Worte finden? Er genas, doch sie begann allmählig hinzuwelken. Des Geistes drittes Wort sollte in Erfüllung gehen, denkt sie; doch noch immer verheimlicht sie es dem geliebten Helden.

Zu Gottfrieds Ohr gelangte die Kunde und er befahl, um ihre Treue zu lohnen, daß Graf Andegg, wenn er genesen, nicht mehr den Kreuzzug mitzumachen verbunden sei. Beide traten die Rückreise an — doch in der Heimath angelangt, fand die Krone treuer Frauen bald ihr frühes Grab! —

An

# Deutschlands Rechtsgelehrte und Richter.

Allen wissenschaftlich gebildeten, der vaterländischen Geschichte kundigen Rechtsgelehrten ist zur Genüge bekannt, wie große Sünden ihrer Vorfahren in den frühern Jahrhunderten in sprachlicher Beziehung sie noch zu sühnen haben, da nebst den Gottgelehrten Niemand früher als sie Fremdwörter ohne Noth im Ueberfluß in unsere herrliche Sprache einmengten.

Schon aus diesem Grunde wäre es an ihnen, sich mit regster Theilnahme für die Reinsprache zu verwenden und keine Gelegenheit im öffentlichen Leben zu versäumen, wo sie ihren Eifer dafür bethätigen können. Doch nebst diesem Beweggrunde dürfte auch ihre jetzige Stellung und der große Einfluß, den sie allenthalben auf das Volk, das, wie noch zu keiner Zeit, mit ihnen in nächster Berührung steht, ausüben, sie veranlassen, einem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zu schenken, der für jeden gebildeten Deutschen von Wichtigkeit und Belang ist.

In dem gegenwärtigen Augenblicke beherrschen die Rechtsgelehrten die deutsche Welt und werden sie so lange lenken, als die Angelegenheiten auf friedlichem Wege zu lösen und zu schlichten sind. Deswegen werden sie von Manchen, welche das nicht gern sehen, beneidet und angefeindet. Allein Jemand muß und wird immer die höchste Gewalt ausüben, sei es dieser oder jener Stand. Einst waren es die Gottgelehrten, welche die größte Macht in Händen hatten und sogar über Kaiser und Könige den Herrscherstab schwangen; noch früher waren es die Krieger, welche mit dem Schwert in der Hand der Welt Gesetze vorschrieben. So wird es immer sein; abwechselnd wird es bald diesem, bald jenem gelingen, sich der Obergewalt zu bemächtigen und aus was immer für Rechtsgründen sie auszuüben.

Da nun die Rechtsgelehrten eine so große und bedeutende Gewalt ausüben, so dürften sie ihren Einfluß auch gern dazu benutzen, um so viel als möglich die **Deutschen**

in **deutscher** Sprache anzureden, zu lenken und zu leiten. Deshalb wäre zu wünschen, daß man bei allen Gesetzen, Verordnungen, Erlassen, Urtheilen, Ansprachen, Bekanntmachungen sich so viel als möglich der, gar oft nur dem Scheine nach, nöthigen Fremdwörter enthalte und die alten Kunstausdrücke der Rechtsgelehrtheit ins Deutsche übertrage. Wir wollen hier keineswegs auf einmal das römische Recht mit seinem wunderbaren Kunstbau umstürzen, das immer die Grundlage jeder tüchtigen Rechtsbildung ausmachen und in geschichtlicher, sprachlicher und geistbildender Rücksicht stets von großem Werthe sein wird. Nein, wir wollen nur dahin wirken, daß die Rechtsgelehrten, welche ja alle der lateinischen Sprache mächtig sein müssen, dem Volke diese Ausdrücke in der Muttersprache mittheilen und nicht glauben, es brauche selbe nicht zu verstehen — oder voraussetzen, es verstehe dieselben so gut, wie sie selbst — sondern sie sollten so viel Achtung vor dem großen deutschen Volk besitzen, daß sie es sich zur Freude rechnen, demselben in reiner vaterländischer Sprache Recht zu sprechen und die Gesetze und Verwaltungszweige von allem Fremdwuste zu läutern.

Möchten diese wenigen, aber gehaltvollen Gründe Veranlassung für manche Richter und Beamte in unserm großen deutschen Vaterlande werden, ihren Sprachsinn zu wecken, daß sie darauf Bedacht nehmen bei der Abfassung ihrer schriftlichen Aufsätze und Erlasse, sich daran zu erinnern, ob sie nicht jedesmal für ein lateinisches oder griechisches Fremdwort einen passenden deutschen Ausdruck finden können.

Möchten auch die hohen und allerhöchsten Behörden bei Schaffung und Benennung von neuen Stellen und Aemtern immer hierauf Rücksicht nehmen, daß sie zur Bezeichnung derselben keine **fremden**, sondern **inländische** Wörter wählen, an denen unsere Sprache so reich ist, wie keine andere. Das kann sehr viel zur Förderung der Reinsprache beitragen, weil das Volk sich immer nach dem Beispiele derer richtet, welche am Ruder stehen, und weil Namen, die jene einführen und festsetzen, Gesetzeskraft erhalten und immer von den Untergebenen müssen gebraucht werden.

## Rückblick.

Des Jahres Blätter sind gefallen; auch die „Eiche" hat ihre Blätter geschüttelt: sie ruhen nun, von manchem Fuß verworfen und zertreten, und harren des Sturmes, der sie noch einmal zum Licht aufwirbeln soll.

So jung die Eiche uns erscheint, der Baum treibt lustig aus altem Wurzelwerk mitten unter verdorrten Baumstümpfen hervor. Was ihn durchrauscht, es weht so frisch und ist doch reif; was ihn so mächtig dehnt und lebendig verzweigt, es tritt hervor mit so ausgebildeten Schritten, daß man den auferstandenen Geist erst bei näherem Anschauen wiedererkennt, und freudig willkommen heißt. So ist der deutsche Reinsprachverein kein abgerissener Entwurf des Augenblicks, sondern seinem eigensten Wesen nach ein nothwendiger Ausbau vielhundertjähriger Reinigungsversuche, indem er die frühern Pfade, welche nur für wenige Bevorzugte gangbar und sindlich waren, zeitgemäß in eine Heerstraße verwandelt hat, breit genug, das ganze deutsche Volk aufzunehmen.

Noch ist kein Drängen, kaum ein Wettlauf darauf zu verspüren; denn sie ist lang, nach deutschem Wegmaß gemessen, daß mancher ermüdet stille hält. Lebt auch das stolze „Vaterriche" für Vaterland nicht mehr auf, jetzt, wo Deutschland selbst im Schatten steht, so lange noch die deutsche Sprache als einzige Säule unverrückt den Schwerpunkt in der deutschen Volkshalle behauptet, wird auch der Gesundbrunnen an ihrem Fuße fortsprudeln, der deutsche Kraft und deutsches Leben bis heute gefristet hat. Sorglos schöpfen täglich Großtausende aus dem vaterländischen Born, doch nur Hunderte sind deutsch genug, um das Fremdgewürm zu unterscheiden, das, ruhlos nagend an der Säule Grund, sich theilweise schon in die reine Fluth der Quelle verlaufen hat. Wie viele zählen emsig die wimmelnde Gefahr bis auf die geringsten Glieder nach, aber die Wenigsten nur sind treu genug, mit eigner Hand Wurm um Wurm herauszugraben. Solches widerstrebt der deutschen Duldsamkeit als Gewaltthat, so daß wir lieber zu Grunde gehen, als uns die Nothwehr gegen den Todtfeind verzeihen. Oder schont und

hegt man selbst das Fremdgewürm, um es etwa als halb-erhabenes Bildwerk der „zu nackten" Säule aufzudrücken?

Ein lautes Geheimniß erzählt uns in jedem deutschen Wort die Geschichte vom tiefeinsamen Fortgang der Sprache, von ihrer innern Läuterung und Verklärung zu geistiger Schöne; doch wie kann sie je die Umwandlung vollenden? Wie kann sie die mannichfach verschlungenen Begriffshüllen mälig bis zur Durchsichtigkeit lösen, wenn die Poltergeister von achtzig Fremdsprachen allgegenwärtig in ihre entlegenste Werkstätte hereinbrechen, und durch laute Einsprache sie immer wieder in der heiligen Handlung stören? — Ob Mancher mit Sturmesbrausen das wilde Heer beim Namen ruft, den Donnerzauber, es zu bannen, besitzt nur die **Volksstimme**, das **Volksgefühl** — und das Reinigungswetter kann nicht ausbleiben, wenn der Sturm fortwüthet!

Hedwig und Eleonore.

---

# Gedichte.

## Der Sonnenstaub.

Wirbelnd durch einander flieget
Feiner luft'ger Sonnenstaub,
Heiter auf dem Strahle wieget
Sich des Augenblickes Raub!
Selig, selig, wem die Zeiten,
So wie euch, vorübergleiten.

Möchte wohl wie ihr auch leben:
Einen einz'gen Augenblick,
Mit dem Freudenstrahl verschweben,
Sinken in das Nichts zurück;
Aber hin durch Ewigkeiten
Tropft des Menschenherzens Leiden.

Doch welch' seltsam bunter Schimmer
Zuckt mir durch die Augen hin!
Meine Blicke schärfer immer
Fallen auf die Stäubchen hin.
Heller, heller, immer freier
Niedersinkt es wie ein Schleier.

Ein gar wunderſames Leben
Mir jetzt in die Augen fällt,
Tauſende von Körpern ſtreben
Eine ganze Sonnenwelt,
Faſt in vorgeſchrieb'nen Weiſen
Seh' ich hin und wieder kreiſen.

Ruhig rollen, ruhig wandern
Bald im Tage, bald in Nacht,
Einen Körper um den andern
Sehe ich in voller Pracht
Und auf jedem Stäubchen wohnen
Lebende in Millionen.

Jetzt in vollem Sonnenſcheine
Nahet ſchnell ein Sternchen ſich,
Menſchen, wunderlieblich kleine,
Sehe auf demſelben ich,
Nackte herrliche Geſtalten,
Die in ſüßem Frieden walten.

Wohl in ew'gem Frühling träumen
Muß der kleine Wunderſtern,
Blüthen, Früchte ſieht auf Bäumen
Man an Einem Zweige gern,
Nicht auf Bergen, nicht in Gründen
Eine Wohnung iſt zu finden.

Halb beſchattet von den Zweigen
Seh' ich einen hohen Greis,
Um ihn her in tiefem Schweigen,
Wie ein weiter Blumenkreis,
Holde Mädchen, Knaben liegen
Friſch, wie ſie dem Bad entſtiegen.

Alles klinget wie Gedichte,
Was der greiſe Seher ſpricht,
Und doch iſt es Weltgeſchichte,
Wenn ich mißverſtanden nicht;
Auch von jedem Wandelſterne
Spricht der Alte viel und gerne.

Wie der Alte ſo die Blicke
Aufwärts zu dem Himmel ſchlägt,
Fahret plötzlich er zurücke,
Scheinet ſeltſam tief bewegt,
Und ſie ſchreien all' zuſammen:
Seht, der Himmel ſteht in Flammen!

Seht, ein Schweifstern! So hallt's wieder
Durch das kleine Völkchen hin;
Und der Alte setzt sich nieder,
Rechnet her und rechnet hin,
Schüttelt drauf mit seinem Haupte,
Als ob er es noch nicht glaubte.

Mit bedächtig leisem Nicken
Hebt er von dem Sitze sich,
Richtet drauf mit ernsten Blicken
Fest ein Fernrohr her auf mich;
Und nun mocht' ich's wohl entdecken,
Daß mein Blick sie mocht' erschrecken!

Und nach langem, langem Schauen
Her in meinen hellen Blick,
Wendet er mit tiefem Grauen
Zu den Andern sich zurück:
Brüder, eine Hölle brennen
Muß in jenem Schweifstern drinnen!

Gräßlich flammt es auf und nieder,
Wie von Stürmen hingerafft,
Wichtig ist dies, meine Brüder,
Wichtig für die Wissenschaft;
Lasset drum uns sonder Weilen
Auf die höchsten Berge eilen.

Lange konnt' ich sie dort sehen,
Nach mir schauen monatlang,
Bis der Stern sich um im Drehen
Nach der andern Seite schwang;
Wohl in einem Augenblicke
Flogen Jahre ihm zurücke.

Wie ich noch in tiefem Sinnen
Nach dem lieben Sterne sah,
Plötzlich stand mit blanken Zinnen
Eine neue Welt mir nah.
Doch ein anderes Gebilde
Meinen Blicken sich enthüllte.

Feste große Städte lagern
Auf dem weiten öden Raum,
Selten auf der Erd', der magern,
Sah man einen grünen Baum;
Finstere Gestalten schleichen,
Auf der Stirn das Sklavenzeichen.

Abgemagert ihre Leiber,
Lumpen waren ihr Gewand,
Hinter ihnen gingen Treiber,
Dicke Peitschen in der Hand,
Die mit Schlagen und mit Schreien
Ihre Arbeit stets erneuen.

Hohe Thürme, kühne Brücken
Steigen zauberhaft empor
Und aus hundert Großwerkrücken
Qualmt und dampft es hoch empor,
Raubt wie eine Todeswolke
Auch das Bischen Luft dem Volke.

Horch, jetzt dringt ein großer Lärmen
Aus der größten Stadt empor,
Und es bricht in reichen Schwärmen
Ein geschmückter Zug hervor,
Glänzend kommt in seiner Mitten
Der Crob'rer hergeritten.

Ganz verwachsen sind die Glieder,
Aufgedunsen das Gesicht,
Blut trieft aus den Augen nieder,
Draus ein höllisch Feuer bricht,
Vor deß' blitzend schnellem Leuchten
Aller Wangen gleich erbleichten.

Moder qualmt aus seinem Schlunde,
Wie er heißer krächzend spricht,
Schleppt sie her die tollen Hunde,
Halten will ich jetzt Gericht!
Und es führet sein Gefolge
Männer, Weiber her vom Volke.

Und ich stand vor Grimme zitternd,
Wollte schlagen in das Nest,
Als sich hell und heller flitternd
Plötzlich Alles aufgelöst.
Mit dem flieh'nden Sonnenscheine
Schwand dahin die Welt, die kleine!

Und von ihr ist nichts geblieben,
Als ein kleines Häufchen Staub;
Rings die Sonnenstäubchen stieben
Jedes Luftzugs leichter Raub.
Wohl mit uns nähm's gleiches Ende,
Wenn der Gottheit Strahl verschwände!

## Zwei Wolken.

### 1.

Die Wolke zieht am Himmelsplan
Still über Thal und Hügel;
Fast wie ein schöner Silberschwan
Auf blauem Meeresspiegel.

Sie wallt und wogt und wankt und irrt
Des Himmels Brust entgegen —
Ob sie das Ziel erreichen wird
Auf ungekannten Wegen?

Die Wolke droben ist mein Herz!
Es schwankt auf irren Bahnen,
Es zieht und flieht stets himmelwärts
In stillem seel'gem Ahnen. —

### 2.

Die Wolke zieht am Himmelsplan
Still über Thal und Hügel;
Fast wie ein schöner Silberschwan
Auf blauem Meeresspiegel.

Sie wallt und wogt und wankt und irrt
Des Himmels Brust entgegen —
Doch horch! des Sturmes Flügel schwirrt,
Sie löst sich auf in Regen.

Vom Himmel hat sie fortgemußt,
Er konnte sie nicht halten!
Es zog sie an der Erde Brust
Mit stärkeren Gewalten. —

Die Wolke droben ist mein Herz!
Der Traum hat es verlassen;
Es zieht und drängt es erdenwärts,
Die Menschheit zu umfassen! —

## Blumenleben.

Vor einem Blumenbeet ich stand
Und sprach: „Wie blüht ihr schön und reich,
Und ahnt nicht, daß des Winters Hand
Erhoben schon zum Todesstreich!"

Da rief ein Röslein: traure nicht!
Wohl wissen wir, was uns bedroht —
Wenn auch des Winters Hand uns bricht,
Wir fürchten nicht den frühen Tod!

Denn wisse: unsre Hülle nur
Ist in des Todes Macht gestellt,
Doch unsere Seelen schuf Natur
Unsterblich für die Erdenwelt.

Sie fliehn, vom Winter ungesehn,
Aus allen Blumen, die er bricht,
Frohlockend zu des Himmels Höh'n —
Die Blumenseelen sterben nicht!

Doch wo sie sehn ein Menschenherz,
Das innig liebt und treu und rein,
Da ziehn sie freudig erdenwärts
Und sinken in das Herz hinein.

Sie ruhn, vom Winter nicht geschreckt,
In dieser stillen schönen Gruft,
Und athmen, bis der Lenz sie weckt,
In reiner Liebe Himmelsluft.

Und wenn im Lenz das Herz aufgeht
Und liebetrunken überschäumt,
Dann ziehn sie wieder in ihr Beet,
Zu duften, was das Herz geträumt.

---

## An Sie.

Hätt' ich Dich nie gesehn, Du lichtes Wesen,
Hätt' ich mich nie an Deinem Hauch berauscht,
In Deinem Auge nie ein Lied gelesen,
Nie Deiner Stimme Herrlichkeit belauscht.
O hätt'st Du nie ein wundersam Erkennen,
Ein tödtlich Sehnen nie in mir erweckt,
Und wüßt' ich dieses Fühlen nicht zu nennen,
Das zuckend mich aus Deiner Nähe schreckt.

Wie ein Gebet durchdringst Du meine Träume,
Und wieder wie ein Fluch, der mich verdammt;
Wo ich Dich finde, seh' ich heil'ge Räume, —
Am Weihtisch aber giftig Feuer flammt.
Zu Deinen Füßen möcht' ich niederknieen,
Um einen Blick und um ein Wort nur flehn;
Dann wird mir bang, ich möchte Dir entfliehen,
— Ich seh' Dich an — und kann, und kann nicht gehn.

Ich muß in Deine Augen mich vertiefen,
Als müßt' auf ihrem Grund mein Schicksal stehn,
Als wenn dort Flammenschriften mir zuriefen, —
Und doch, und doch — hätt' ich Dich nie gesehn!
Hätt' ich Dich nie gesehn, so glaubt' ich heute,
Wie ich geglaubt in Tagen, die vorbei,
Noch an der Blumen leises Festgeläute,
Noch an mein Herz, das stark und sorgenfrei.

Ich glaubte mich von Blumen noch umwunden,
Wo jetzt mich eine schwere Kette drückt;
Es hätten Blüthen meine Hand gefunden,
Wo jetzt sie Disteln nur und Nesseln pflückt.
Ich mag nicht knirschend in die Ringe beißen,
Es ist ein Kampf, ich fang' ihn mächtig an!
Die Kette trag' ich nicht — sie muß zerreißen,
Und das hast Du, ja, das hast Du gethan.

Sie muß entzwei, ob drum auch Thränen fluthen,
Und ob ein armes Herz auch drüber bricht, —
— Und doch, ich weiß, es wird umsonst verbluten,
Du hast's gethan, und Du, Du liebst mich nicht.
Der Friede geht, um nie zurückzukehren, —
— Nun wirst Du meine Bangigkeit verstehn, —
Und Du nur kannst mir andre Wünsche lehren,
Als den, als den: Hätt' ich Dich nie gesehn!

v. H***.

---

## Herbstbilder.

Der Frühling und der Sommer ist vorbei,
Welk und entblättert steht der Strauch der Rose —
Daß Alles wechselnd und vergänglich sei,
Daran erinnert uns die Herbstzeitlose.
Doch was das Herz sich still erbaut und schafft,
Zerstört auch nicht des strengen Winters Kraft.

Verſtummt der Sänger Lied in Wald und Flur,
Will bald der rauhe Froſt jed' Hoffen decken —
Geduld, der Schnee ſchützt ja die Saaten nur,
Damit der Frühling ſie kann neu erwecken.
Nimmt in die Fern' den Zug der Schwalben Heer,
O zweifle nicht an ihrer Wiederkehr!

Tönt an Dein Ohr auch dumpf des Glöckchens Klang,
Und will die Stunde nimmer Dir erſcheinen,
Die täglich ſtillte Deines Sehnens Drang —
So laß' das Auge ſeine Thräne weinen!
Die Thräne mildert ja den herbſten Schmerz —
Und ſüßes Weh' und Stille kehrt ins Herz.

Blick in die Zukunft nur mit feſtem Muth,
Die dunkle Nacht läßt einen Morgen hoffen,
Die Nebel all' zertheilt der Sonne Gluth,
Und über'm Berge wird die Ausſicht offen.
Dort lebt ein Gott im reinen Himmelsblau,
Drum dulde, — hoffe, — liebe und vertrau!

**Marie Schreppler.**

---

## Die Vorſehung.

Aus dem Italiſchen des Vicenzo da Filicaja.

Wie eine Mutter, die mit wandelloſer Liebe
Eins ihrer Kinder küßt, ein anderes an's Herz
Liebkoſend drücket, eines dritten Freude
Mitfühlend theilt und eines vierten Schmerz;

Eins auf den Knieen hält, eins wieget mit dem Fuße,
Und eines jeden Wunſch an Blick und Stimm' erkennt,
Und, lächelnd oder zürnend, immer liebet,
Und, glücklich oder nicht, ſich nie von ihnen trennt;

So wacht die Vorſicht über uns, der Erde Kinder,
Mit allumſchau'ndem Aug', ſtets und an jedem Ort,
Gewähret jedes Flehn, und ſtillet jede Klage,
Iſt hier des einen Troſt, und dort des andern Hort.

Und fügt es ſich, daß uns ſie eine Gunſt verſaget,
So lehrt ſie uns Geduld, an der es uns gebrach;
Verſagt auch wohl zum Schein: der Weigerung oft folget
Gewährung auf dem Fuße nach.

**Eliſabeth Kulmann.**

---

## An Virgils Grabe.

Aus dem Italiſchen des Grafen Della Torre di Rezzonico.

O Lorbeer, den nie welkend
Der Blätter Lenzgrün ſchmückt,
Vergib, wenn meine Rechte
Ein Zweigchen Dir entrückt!

Umflicht es meine Stirne,
So weiß ich es zuvor,
Es ſtrömen die Gedanken
Zu Tauſenden hervor. —

„Strebſt Du nach Ruhm, ſo führet
Ein Mittel nur zum Ziel,
Hat Dir Natur verliehen
Der Dichtung Hochgefühl:

„Müh' Tage lang und Nächte,
Wie ich (enttönt's dem Grab),
Dich über den Geſängen
Des Mäoniden *) ab!"

**Eliſabeth Kulmann.**

---

## Die Neujahrsnacht.

Gedicht eines achtzehnjährigen Landmädchens, **Maria Katharina Rompf**, aus Ballersbach.

Feierlich ertönt die erſte Stunde
Dieſes neuen Jahrs mit ernſtem Schlag;
Ach, er trifft die kaum vernarbte Wunde,
Seufzend blicke ich dem alten nach.

Ach, von Allem, Allem, was hienieden
Mir das Theuerſte und Liebſte war,
Wurde ich für dieſe Welt geſchieden,
Wieder bringet ſie kein neues Jahr.

Warum traf mich doch das ſchwere Leiden!
Vater, ſiehſt Du meine Thränen nicht?
Todt ſind mir des neuen Jahres Freuden,
Die Geliebten theilen ſie ja nicht!

Sieh', da liſpeln mir die Geiſtertöne
Wie am heil'gen Weihnachtsmorgen zu:
„O du ſchwaches Erdenkind, verſöhne
Dich mit Gott und gönne ihnen Ruh.

*) Homers.

Weißt Du nicht, Gott führet seine Kinder
Wunderbar in dieser Pilgerzeit,
Herrlich und in Freuden lebt der Sünder
Und der Fromme oft in tiefem Leid.

Dunkel sind die Wege, die er führet,
Tadle darum seine Weisheit nicht,
Wer auf Erden wandelt, dem gebühret
Nicht zu schau'n das süße Himmelslicht.

Nur dem Frommen, selig dort Verklärten
Ist zu schau'n das große Reich vergönnt,
Die als Jesu Jünger sich bewährten,
Diese sind's, die Gott nur Kinder nennt.

Durch die Prüfung wirst Du inne werden,
Daß das Schicksal Dich gebessert hat,
Wandle nur die Tugendbahn auf Erden,
Ist sie auch für Dich ein Dornenpfad."

Also sprach's zu mir in sanften Tönen,
Welch' ein süßer Trost zum neuen Jahr!
Lange lauscht' ich noch mit heißem Sehnen,
Als das süße Weh'n vorüber war.

Feierlich vom Kirchenthurm erschallten
Frohe Neujahrsgrüße durch die Nacht,
Und in meinem Innern wiederhallten
Noch die Worte, die mir Trost gebracht.

O wie wohl ist mir, gestärkt von oben
Trete ich das neue Jahr nun an,
Vater, möcht' ich Dich doch würdig loben,
Würdig wandeln auf der neuen Bahn!

---

## Eine Erscheinung.

### Anweders Abend.

Hu! wo suf't doch de Wind övern Barg!
Wenn ok min Find hüt över de Kul kröp
Und an de Mur lang bebend vör Küll löp,
Würd em dat Weder doch buten to arg,
Mi an dat Finster gräsend „lat in!" röp:
Sä ick: Kumm flink 'rin,
Obgliek ick din Find bün.

Baaz, Baaz, da kloppt an de Laden,
Wo ward mi de Strump wit, verſackt ganz de Waden.
Buten, da ſteit dat, as in'n witt Laken
Un röpt an dat Finſter: „Dat Wort heſt du ſpraken,"
— Iskolt löppt mi dat öber de Knaken —
„Ick pett dörch de Ruten,
„Bün leber bin'n as buten!"

He köm mit de Hand — de Knaken de pipen —
Dörch de tweige Schif to griepen.
Nu denk ick: He rönnt mi dat Finſter in'n Hupen —
He köm dörch de enzige Rut to krupen!
Do ſegt he: „Nu wöllt wi noch enmal ſupen,
„Da ſteit ja de Budtel! kannſt du nich glupen?"
He bet up den Hals mit de Kinnbackenknaken,
Dat Glas terbraken füll up de Er,
As de Geiſt weg wär!

Neckénier.

## Wörtererklärung zur mittelalterlichen Baukunſt.

Mitgetheilt von A. Wilh. v. Zuccamaglio-Waldbrühl.

Docke, die, kleine Säule, ein Geländer zu tragen.

Dolder, der, ein vorſpringender verzierter Stein, oder ein Erzſtück, um einen Leuchter zu tragen.

Dreſe oder Treſe, die, die Schatz- oder Ankleidekammer (vergleiche tresser und trésor).

Durchſchnitt, der, (das Profil) die Seitenanſicht.

Dürnitz, die, das Frauengemach der alten Wohnungen, von Dirne abzuleiten (Spindler).

Eichel, die, die oberſte Spitze eines Spieres oder einer Nobbe.

Empor, das, oder die Empore, der Chor oder obere, öſtliche Theil einer Kirche.

Entlaſtungsbogen, der, Bogen in einer Mauer angebracht, den untern Theil vor Druck zu ſichern.

Erker, der, ein gedeckter, durch Fenſter verſchließbarer Vorbau.

Fach, das, der Raum zwiſchen den Rippen der Gewölbe, den Sparren des Daches, oder den Balken des Holzbaues.

Fächerwölbung, die, eine künſtliche Wölbung, wo ſich die ganze Wölbe mit Gräten bedeckt findet, die ſich aus einem Punkte verbreiten.

Flachgebilde, das, die halberhabene Arbeit; franzöſiſch: bas-relief.

Flieſe, die, die gevierte Tonplatte mit Schmelz überzogen, um Böden oder Wände auszutäfeln.

Flügel, der, die Seite eines Baues, die man früher mit Flügeln oder Geweihen u. ſ. w. verzierte.

Flügelbild, das. Ein Altarbild zum Zuklappen.

Fränkiſche Kunſt. Die byzantiniſche Kunſtpräge, die Präge des Rundbogens.

Franſe, die, eine der fränkiſchen Waffe nachgebildete Zierrath, die Trobdel.

Frohnwalm, die, das Heiligthumshäuschen neben dem Weihtiſch.

Gehre, die, die Schräglinie (Kugler).

Gerkammer, die, das Ankleidezimmer bei Kirchen u. ſ. w.

Gerner, der, das Beinhaus (Leſſing, Gloſſ.).

Gespe, die, eine auf Balken gekerbte Verzierung.

Giebelſeite, die, die vordere Hauptſeite.

Girne, die, ein Beſatz von durchbrochner Arbeit, franzöſiſch: garniture.

Glind, das, das Geländer.

Glofe, die, das ſpitz auslaufende Blätterwerk, das die Seiten eines Giebels, einer Pinne verziert; vergleiche Glufe in Leſſings Gloſſ.

Glone, die, die Vertiefung zwiſchen den Säulen der Säulenbündel.

Golter, der, der gemalte Teppich; daher gegoltert in Teppichweiſe.

Gohn, der, knopfartige Verzierung an Brücken, verwandt mit Mohn (Kaltſchmidt).

Gruft, die, die unterirdiſche Kirche der fränkiſchen Bauzeit.

Gründung, die, die Grundmauer, Grundlage.

Guhl, der, der Kirchenhahn, auch Guller.

Gurt, der, der Bogen, welcher die zu wölbenden Fächer verbindet.

Guspe, die, die Stukaturarbeit. Flachgebilde in Gipsmörtel.
Heiligenschrein, der, der Kasten mit Heiligenüberresten.
Hiefthurm, der, die Warte.
Hitsche, die, auch Ritsche, niedere Bank um Säulen oder an Kirchenwänden.
Horsch, der, der oben zugespitzte Theil eines Gemäuers oder Daches.
Jule, die, die Emporbühne am Westende der Kirche.
Julrose, die, das westliche Fenster oder Rundfenster der Kirche.
Kämpfer, der, der Fleck, wo in einer Wölbung sich senkrechte Mauern und Bogen treffen.
Kemmenate, die, ein gewölbtes Zimmer.
Kender, der, die Feuerstelle eines Zimmers, der Schornstein.
Kernpfeiler, der, die Mitte des Pfeilers, an welchen sich die Säulenbündel anlehnen.
Kepper, der, das anscheinend aus Flechtwerk gebildete Täfelwerk.
Kimme, die, der Kamm, der Gipfel der Zierrath, welcher über ein Dach oder einen dachartigen Schrein läuft, gemeiniglich aus Bogenstücken bestehend, welche Klefe tragen.
Klefe oder Glefe, die, die alte Waffe der Franken, die als Verzierung (wappenartige Lilie) in die Baukunst übergegangen.
Knauf, der, der Säulenknauf, der Säulenkopf.
Knuf, der, ein großer aus Laubwerk gebildeter Kragstein zu Bildsäulen.
Krag, der, (von krag, schroff, überhangend) ein Steinvorsprung in oder über einer Mauer.
Kreuzwallei oder Kreuzloht (latein. pegma), ein auf Gitterwerk ruhender Gang über dem Eingang der Empore, in welchem gewöhnlich ein Kreuz aufgestellt ist.

## Fremdwörter im Postwesen.

Es kann wohl nicht anders als Pflicht der „deutschen Eiche" sein, welche mit allem Recht gegen die deutschen

Sprachsünden eifert und sie strafend auszutilgen sucht, daß sie, wo nur irgend ein Anlaß sich ergibt, auch die Bestrebungen Einzelner belobt, welche in ihrem Sinne handeln und in Rede und Schrift an deutsche Genossen, an Mitbürger, an ihr Volk Deutschgedachtes auch deutsch sagen und aussprechen. Ja, es möchte löblicher, vielleicht zweckmäßiger und Nacheifer erwecklicher sein, wenn sie sogar mehr das Lobenswerthe *), als das Tadelhafte und Lächerliche in den zwar noch immer vorkommenden Verunstaltungen unserer schönen Sprache bekannt machte, und so recht oft Vorbilder brächte für Andere, welche, trotz ihrem Vorsatze und guten Willen, deutsch zu schreiben, solches doch nicht, oder nur sehr unvollständig thun; entweder, weil sie ohne viele Vorgänger **) zu zaghaft dazu sind, oder das Uebersetzen (Deutschgeben) eines oder des andern Fremdworts aus Furcht, in der Wahl des deutschen Ausdrucks zu fehlen, nicht unternehmen mögen; vielleicht auch zu irren wähnen, wenn sie statt eines schon gang und gäbe gewordenen Ausdrucks einen andern, wenn schon gleichbedeutenden gebrauchen, wie z. B. Triebwerk, statt Schnellpresse, für Maschine. Kurz, da Beispiele im Guten wie im Schlimmen am besten und ohne Nöthigung oder Drohung lehren und anziehen, so gebe man sie, besonders solche, leider aber jetzt noch sehr seltene, welche aus höhern Kreisen, aus Gerichts- und Geschäftsstuben, von Behörden, Beamtungen u. s. w. kommen.

Solch ein Beispiel ist denn die Ausgabe eines am 15. Weinmonat (October) 1850 verfaßten Wandanschlags mit der Ueberschrift: „Großherzoglich Badisches Postamt Mannheim. Uebersicht über den Gang der Posten im Winter 1850/51."

Der Inhalt dieser gut entworfenen und eben so umsichtsvoll angeordneten Bekanntmachung zeigt unverkennbar von dem lobenswerthen, bei dergleichen noch kaum bemerkten

*) Wir suchen mit Fleiß und Vergnügen dieses allenthalben auf; nur finden wir zu unserm Bedauern immer mehr das Gegentheil. A. d. H.

**) Die Deutschen sind wohl meistens im Zeichen des Zögerns und Wartens geboren. A. d. H.

Streben, sich ohne — überall zu verbannende — Fremdwörter *) deutsch auszudrücken, um dadurch allgemein verständlich zu sein.

Schon die Ueberschrift hat das gute deutsche Wort „Gang" statt des so beliebten und, wie sie sagen, eingebürgerten Cours, und in der Bekanntmachung oder Uebersicht des Postenganges im Winter 1850/51 selbst sehen wir mehrere deutsche Wörter statt der bisher üblichen gebraucht, so z. B. Briefe statt Correspondenz **); Schalter (Schieber), statt Volet oder Caisse; geleitet statt instradirt; Sendungen und Fahrpostsendungen statt Fahrpostpiecen, Collis, Expeditionen; Pack- statt Paketwagen; Abgangs-Zeit statt Termin; verpackt statt emballirt; Orte statt Lokale, Stationen; Werthangabe statt Werthdeclaration, Valorsanzeige u. s. f. Welcher deutsche Leser wird dieses nicht mit Vergnügen vernehmen?!

Dieser Belobung könnte jedoch manches Tadelnswerthe in diesem Anschlage entgegengehalten werden, wie etwa, daß in seinen 135, meist mit Zahlen besetzten Zeilen statt Gang wieder Cours 12 Mal vorkommt und Route; statt Briefe, Correspondenzen; statt Pack, Paket; für Halt-(Anhalt-)Ort, Station; für befördert, geleitet oder versendet u. dgl., instradirt (das leicht mit instratirt verwechselt werden kann). Ferner, statt des einfachen deutschen zurück, wiederum, hinwiederum, zeitweise, jeweils, wechselsweise, das verderbliche vice versa, welches sogar die Rechtsgelehrten (Juristen) und ihre Schreibstuben (Kanzeleien) nicht mehr gebrauchen, u. s. f.; allein wo, wie hier, manches Lobenswerthe vorliegt, und die Absicht ist, dieses bekannt zu machen, da ist es zweck-

---

*) Die bei Weitem allermeisten durch „eingebürgert", was ja gerade das Tadelnswerthe ist, beschönigten Fremdwörter sind blos geduldet, und haben, wenn sie bei eingetretener Uebervölkerung in ihre Heimath rückgewiesen werden, lediglich kein Klagrecht, und ihre Vertheidiger könnten nur Nichtdeutsche sein. A. d. E.

**) Die Briefpost befördert (leitet) nicht bloß Briefwechsel (Corresp.), sondern auch Wechselbriefe, Mahnungen, Anträge, Anerbietungen (Offerten), Anzeigen (Avisen) u. m. dgl., alle in Briefschreibart und Gestaltung; sie hat deswegen auch stets Brief-, aber noch nie **Correspondenz**träger gehabt. A. d. E.

mäßiger, mit dem Tadel inne zu halten und sich des Guten zu erfreuen.

Deswegen sei denn auch gegen Adresse (Aufschrift); Büreau = (Geschäfts =, Amts =) Stunde; Schalter der Expedition (Briefladen, Versendschalter, Post= oder Postamts=Schalter) nichts gesagt; weil dergleichen Fremdwörter, als ganz leicht zu vermeiden, sich von selbst verlieren werden*), wie vielleicht das zwar deutsche, aber unangenehme Wörtlein „müssen", das recht gut durch sanftere Vorschrifts= oder Befehlwörter umgangen werden kann.

A. S. W.

## Vorschläge.

### Die En-bloc-Annahme.

Im Blatte 39 der „deutschen Eiche" vom verflossenen Jahre ist die En=bloc=Annahme der deutschen Verfassung ausgedrückt durch Annahme in Bausch und Bogen. Dieser Ausdruck ist jedenfalls besser, als der fremde, den er ersetzen soll. Er bezeichnet jedoch nicht einen Begriff auch durch ein Wort. Statt Kauf in Bausch und Bogen kommen im Rechtsfach auch die Wörter Bauschkauf, Gesammtkauf und Sammtkauf vor. Warum sollte sich nun, wenn man diese Ausdrücke in Betracht zieht, nicht auch die Annahme eines Gesetzes im Ganzen durch Bauschannahme oder Gesammtannahme übersetzen lassen? Der Ausdruck Gesammtannahme ist ferner noch gerechtfertigt durch die Ausdrücke Gesammtbetrag (Betrag des Gesammten, d. i. des Ganzen), Gesammteindruck (Eindruck des Ganzen), Gesammtgebrauch (gemeinschaftlicher Gebrauch), Gesammtherrschaft (mit Andern gemeinschaftliche Herrschaft), Gesammtschrift (von Mehreren gemeinschaftlich oder im Namen von Mehreren abgefaßte Schrift), Gesammtstimme (die Stimme, an welcher Mehrere ge-

*) Fremdwörter kommen wohl von selbst herein, aber sind meistens nur mit Mühe wieder hinauszubringen, das lehrt uns die Erfahrung. A. d. H.

meinschaftlich Antheil haben), Gesammtwillen (Willen der Gesammtheit). Auch kann man den Begriff Annahme im Ganzen, wenn man lieber will, durch Gesammtheitsannahme ausdrücken.

### Absolute und relative Stimmenmehrheit.

Den ersten Ausdruck habe ich übersetzt durch überhältliche Stimmenmehrheit. Den zweiten ersetzt beziehliche Stimmenmehrheit.

### Parallel-Linien.

Dieser Ausdruck wird gewöhnlich übersetzt durch gleichlaufende Linien, jedoch nicht ganz richtig, indem zwei Linien auch eine hinter der andern gleich laufen können. In diesem Falle laufen sie nicht parallel, sondern die eine würde, wenn sie in der Richtung gegen die andere hin verlängert würde, diese decken. Ließe sich der Ausdruck „zwei parallel laufende Linien" nicht übersetzen durch zwei gleichabständlich (d. i. in gleichen Abständen) laufende Richten, oder durch gleichabständliche Richten?

### Artikel.

Ließe sich dieses Wort, wenn es Abtheilungen einer Schrift bezeichnen soll, nicht übersetzen durch Ordnungs-Glied? Glieder heißen laut des Wörterbuches z. B. die durch Gelenke verbundenen Theile des menschlichen und thierischen Körpers; die zwischen zwei Knoten oder Absätzen befindlichen Theile eines Pflanzenstengels; alle Theile eines Ganzen, besonders sofern sie in wesentlichem innerem Zusammenhange mit diesem stehen; in der Baukunst die kleineren Theile, welche eine Ordnung ausmachen; in der Kriegssprache eine Reihe eines geordneten Haufens von Kriegsmännern die Ringe einer Kette; einzelne Personen, sofern sie Theile einer Gesammtheit sind; endlich Verwandtschaftsgrade. Die Aehnlichkeitsmaßgabe wird wohl die angegebene Uebersetzung rechtfertigen. Zudem ist Glied die getreue Uebersetzung von articulus. Die Wörter Absatz und Satz scheinen mir weniger geeignet, den Begriff Artikel auszudrücken.

Paragraph.

Ließe sich dieses Wort nicht durch Anzeichnung übersetzen?

Homburg. L. A.

## Aus dem Künstlerleben.

Erzählung.

Ein dämmernder Morgenstern, lieblich und hell am freundlichen Kunsthimmel, stand Vandyk, der herrliche Malerjünger, bei Rubens gar höchlich in Gunst; die Scheelsucht vergiftet nur kleinliche Menschen, nicht aber den hohen, den wahrhaften Künstler. Drum pries auch Rubens den Fürsten und Edelfrauen, die staunend und sittig zu ihm kamen, um die Wunder seines schöpferischen Pinsels zu betrachten, den trefflichen Schüler stets an. Beim häuslichen Becher, bei prunkenden Gelagen war Vandyk die Freude, die Zierde der Gäste.

Als er des Jünglings empfängliches Gemüth mit Sehnsucht nach Welschlands begeisternden Fluren erfüllt hatte, erweckte er ihm Hoffnung und Muth, um sich zur Wanderung zu entschließen und die irdischen Sorgen dem Meister zu lassen, indem er sprach:

„Dort lebt noch in Fülle und Kraft, von üppigen Lüften umweht, in Farbe und Stein, wie mit klopfender Brust der Götter und Nymphen Gestalt; dort winken die Wände, dort athmet die Leinwand, dort ringt das Auge mit Wonnen und Schauern! Dort locken Dich Bilder mit Zauber, von Paul von Verona gemalt, und Titians herrliche Werke, in glühender Pracht, in lüsterne Lichter getaucht. Zieh' hin, Du Trauter, unter günstiger Vorbedeutung, und kehre mir, größer als Rubens, zurück!"

So scheidet der rühmliche Meister vom Lehrling, wie ein Fürst erhaben und mild, umarmt ihn zärtlich, verehrt ihm dann ein Säcklein, durchschimmert von Gold; er winket, und wiehernd von Stärke und Jugendkraft, wird Vandyk ein blendender Schimmel übergeben. Bange, wie vom Vater der liebende Sohn, eilt Vandyk durch Wald und Fluren, bald

schwindet die Wehmuth, sein harrt ja die herrliche weite Welt! „Vorwärts, vorwärts — du brausendes Roß, bald witterst du Luft vom italischen Himmel!"

Noch athmete der Schimmel den heimischen Duft, da sinkt der Abend so ruhig, so mild hernieder; da dringt zu des Reiters Ohr ein helles Freudengetön. Die laute Bockspfeife und das Schnarren der Geigen verkünden gar lockend den ländlichen Tanz. Und siehe! da winkt mit grünendem Gezweig die Herberge zum Baume; es schwenkt sich die Jugend im tosenden Reigen, bald stampfend, bald leicht und zärtlich, indeß sich die Alten auf Fässern und Bänken, froh zechend, im Strahle des Abendlichtes sonnen.

Auch Vandyk, ergriffen von den hebenden Tönen, kann sich fast nicht in den Bügeln halten; er trabt, als würde er vom Winde getrieben, dem lustigen Savelthem zu. Man zeigt auf den Reiter mit dem dampfenden Schimmel und ruft ihm von Weitem den frohen Willkomm entgegen. Da beugt sich auch, schwingend im stockenden Reigen, weit rückwärts ein Dirnenantlitz, mit Nacken und Achsel, wie schneeiger Schein, mit Augen, wie sonniges Licht.

Doch schon vom klappenden Kruge begrüßt, ist Vandyk vom Gaule gestiegen; er eilt zu den Pfeifern auf die Bretterbühne und fordert den lustigsten Tanz. Ein Goldstück in die Mütze geworfen, beflügelt die Lungen, befeuert die Bogen. Schneller erhebt sich der Reigen, das schöne Kind schwebt, reizend sich windend, an dem Maler vorüber, eine Venus der hirtlichen Flur; mit feurigen Blicken, mit glühenden Wangen, die Zierlichste, die Flinkeste unter Allen. Bald schaut er entzückt nach dem bräunlichen Haar, mit rosenrothen Bändern durchflochten; bald blickt sein Auge auf die rundliche Hand, den schönen Fuß, die Fülle der blühenden Glieder.

Als nun die Fiedel sich heißer geschnarrt und die Pärchen sich langsamer drehen, da naht sich ihm ein Greis, gewohnt, hier auf Ordnung zu halten. Herr — spricht er — Euch als Gast gebührt es, mit einer Dirne den Reigen zu beginnen. Und Lenchen, meine Tochter, — ich sage es unverholen, ich, Humprecht, der Schöffe, im flandrischen Lande wird

keine ſo roſig, ſo erhaben geſchaut, als ſie! — Die hinter der Mutter, mit dem feurigen Bande iſt's; ſie lauſcht ſchon. Sehet!

Da wird es auf einmal dem Maler im Innern ſo hell; er eilt zu dem lauernden Kinde und bittet ſanft um den ſchuldigen Tanz. Sie ſchaut zu Boden mit glühenden Wangen und hält die Hand an das Mieder. Ach, ſpricht ſie mit liebevollem Blicke, ich gewahrte ihn ſchon von fern und wähnte, es nahe auf ſchimmerndem Roß Martin, der Heilige unſeres Dorfes! Wie warf nicht die Mähne der muthige Schimmel! — und ſie beut ihm ſchamhaft die Spitzen der Finger. Vandyk umfaßt ſie und ruft zu den Geigern: Spielt hell auf! Noch bin ich an goldenen Hellern nicht arm — ein fürſtliches Tänzchen, zur Ehre der Schönſten — und er ſchleudert, nicht zählend, die Hand voll Goldſtücke hinaus.

Da ſchmelzen die Saiten und Pfeifen ſo ſanft, verloren in Zärtlichkeit und Wonne, wie Lieder der Schäfer tönt es im Lenzgefild, kaum athmet die ſchmachtende Bruſt. Still nahen die Gäſte, das ſchöne Paar zu beſehen, bewundern das Schweben, das weiche Umſchlingen. Doch bald empört ſich und rauſchet der Klang mit vollerem und ſchnellerem Getöne; der ſchmetternden Nachtigall gleich verkündet er das Glück der Liebe; hoch wallen die Buſen, kaum noch zärtlich beklommen, es wirbelt das Pärchen, der Erde entrückt, dahin. Und ach, um den Maler iſt's gänzlich geſchehen, und auch um Lenchen, die ſchöne Maid. Sie haben zu tief ſich in's Auge geguckt, ſchon flieht vor der Liebe die Ruhe. Wild tobt nun der Jüngling im Wonnerauſch, heißt Alles nun zechefrei tanzen und ſpielen.

Er führt das zärtliche Lenchen in ihre Wohnung und fragt: Werde ich Dich wohl morgen ſehen? — Sie zögert und ſagt dann leiſe: „Spät Abends, am blühenden Zaun.“ Drauf dingt er im Baume ein luftig Gemach und ſpricht zu dem Kellner: Verſteht ſich auf immer!

Von nun an erglomm für die Liebenden ſtets zögernd der ſilberne Mondſchein; oft ward ihn im Gärtchen die Mutter gewahr, doch ſie verrieth es dem Vater nicht. Sie meinte, ein Kuß in Ehren ſoll man der Jugend nicht wehren. Doch

als der Maler gar kecklich beim Reigen nur Abends verstohlen sich zeigte, da zürnte der Vater und sprach: Wie kannst Du Dich so vergessen: hoffst Du wohl ernstlich auf ihn? Du wirst dadurch Deinen redlichen Freier verscherzen!"

Da zittert das Mädchen und nimmt ihre Zuflucht zur List: „Wer erräth auch, warum er nach Savelthem reiste? Mir hat er es verrathen; ich will es Euch sagen. Bald wird die Kirche nun glänzender prangen, er will uns den heiligen Martin, des Dorfes Schirmer, malen! Und wenn nun der stattliche Fremdling zum ländlichen Reigen mich begehrt, wie kann ich ihm es versagen, daß er den Vorreigen mit mir beginne? Sollte ich mich wohl des ehrenden Vorzugs schämen, um den mich Andere so beneiden?"

Darauf erwiederte Humprecht: Das Heiligthum zu zieren, bringt Segen! ja Ruhm noch unter dem Boden. Du, Tochter des Schöffen! verscheuch' ihn nicht, schlag lieber es dem Niclas ab. Gedenke des Kirchleins; noch spät soll man sagen: Ja, ohne den Humprecht wäre nichts zu weisen hier!

Beklommen entschlüpft das liebliche Wesen, doch steigt auch ihm der Ruhm zu Haupt. Sie sucht eilig den harrenden Maler und spricht: „Darf ich Dich, o Freund, um ein Denkmal der Liebe bitten — dann dürftest Du auch am Tage, wenn der Vater da ist, kommen" — und flüsternd entdeckt sie so furchtsam und zart, fast weinend ihm die Lüge und List, wozu sie Furcht und Zärtlichkeit trieb — wie willig der Vater sich nun zeige. Süß lächelt dann der Maler: O Du Holde, Du Liebe! — Nur eins, mein Lenchen? — ich male Dir zwei!

Kaum dämmert der Morgen, da eilt er begeistert zu zahlen den zärtlichen Preis; der staubige Rahmen wird straffer gespannt. Es drängt sich im Busen so warm, es starren die Augen, es glühen die Wangen und bald ist im Geiste das Bild des Heiligen geschaffen.

Er malt, daß lieb Lenchen immer möge sein gedenken, sich selbst als den Krieger Martin; der glänzende Schimmel bäumt sich brausend unter ihm; der Heilige im Harnisch vertheilt mitleidig den erfrierenden Armen seinen leuchtenden

Mantel. Und liebendes Sehnen erfüllt ihm den Busen, auch Lenchen verherrlicht zu erblicken; er malt Maria voll seliger Luft, umgeben von Männern und Frauen, die knieend und betend zum Kindlein sich wenden und Garben und Früchte zum Opfer ihm darbringen. Und unter den Hirten und Schnittern erkennt man die Eltern des Liebchens alsbald, mit Lenchen, die Linke am Mieder haltend, an Unschuld und Anmuth so reich. Mit sittigen Augen, mit zierlichen Haaren leitet sie mit der Rechten ein schneeweißes Lamm.

Bald sah man in Savelthem den Weihetisch mit dem Doppelbild geschmückt. Nichts glich nun der Freude, die Humprecht erfüllte. Er war so geschmeidig und mild, und vergönnte gern dem Maler das zärtliche Kosen bei seinem Besuch. —

Indessen erwartet Meister Rubens zu Haus längst Briefe von Mailand, von Rom und sendet bekümmert nach Erkundigung fort, bis hin zu dem heiligen Tiber. Die Tage enteilen, die Monde verfließen, kein Mensch hat Vandyk und den Schimmel gesehen. Nun kreisen die Boten in der nahen Umgegend, und siehe, ein Freund berichtet, der Schüler sei frisch und gesund, ergötze sich weidlich zu Land. Die schönste aller Armiden feßle diesen wilden Rinaldo.

Streng zürnte der hohe Meister — doch lächelte er bald wieder und denkt an die leuchtenden Augen der bräunlichen Brants, an die süße Gewalt der blonden Helene zurück; doch kürzlich nach Brüssel — so hatte er gehört — ist Rommi, ein römischer Edler, gekommen. Seit Jahren verknüpfte den Römer mit ihm die innigste Freundschaft; obschon jener ein stattlicher Greis war, so war doch die Gluth für das Schöne nicht in ihm erloschen. Kaum meldet ihm Rubens des Lehrlings Treiben, da stampft er den Boden; es hat ihn erfaßt, hin muß er! es läßt ihn nicht ruhen! Er schwört, den Vandyk aus den schmählichen Fesseln durch Güte, wo nicht mit Gewalt zu erretten.

Doch als er die reizende Bäuerin sah, da dünkt ihm der Sieg nicht so leicht. Fast fühlt er sich selbst von dem Zauber bestrickt, hofft fast auf Gelingen nicht mehr; dann ruft er aus:

„Bei Vandyk wäre Alles verloren, wenn die Holde nicht selbst mir Beistand leistet.“

Er naht ihr mit Würde und Freundlichkeit und spricht wie ein Vater zum horchenden Kinde, vom löblichen Malergebrauch, vom heimischen Boden der blühenden Künste und von Vandyks Verkümmern hier in Sumpf und Moder.

Und sinnig hört Lenchen die freundliche und rathende Rede, erblaßt dann und windet die Händchen fast wund. — Ja — ruft sie — mein Vandyk muß fort! Vertraut meinen Worten, das Edle soll siegen. Er hat mich geliebt, das ist mein größter Stolz.

Nun fordert er auch den Maler zum Kirchlein, die Bilder zu sehen, und reizt ihn, abwechselnd mit Lob und mit Hohn, mit Zweifel und kargem Vertrauen; dann endet er schneidend: „Zu Höherem gelangt man unmöglich so leicht bei ländlichem Spiele! Noch eins! Man sagt mir, der herrliche Schimmel, des Rubens Geschenk, vergraue jetzt, werde verdrossen und faul, gern zahl ich den doppelten Werth! Mich zieht die Sehnsucht nach Rom, darum, Jüngling, verkauf ihn dem rastlosen Greise!“

Starr blickt der Maler; es siedet sein Blut, es wallt ihm im Busen so heiß, es nagt ihm am Herzen die Reue; da faßt ihn ein blendender Arm: „Mein Trauter! mein Vandyk! wir müssen scheiden; erringe das Höchste — gern will ich Alles dulden. Ja, Freund! ich gelobt' es: den trennenden Kuß, wir küssen ihn hier vor dem Heiligthum.“ Sie küßt ihn mit Zähren und sagt zu dem Greise: „Da nehmt ihn — wir sehen uns nun nicht mehr auf dieser Welt; jetzt habe ich dem Freier das Jawort gegeben.“

Schon flieht sie, entkräftet, wie Lilien blaß zum Kirchlein hinaus; da eilt der Jüngling zum harrenden Greisen und weint an seinem Herzen heiße Thränen. „Ja! Euer! Sie will es! Sie ist mir verloren! O haßt nicht den Schwachen, aus Liebe!“

Nun zieht der Alte und Vandyk von dannen, bald lohnt ihn der Lorbeer der Kunst, das innere Vermögen, des Schönen Gewinn, der Weisen und Mächtigen Wohlwollen, die Kette des Ritters. — Jetzt schlummert sein Staub bei

der Könige Leichen. Doch lebt sein Name und immer preist man seine Werke. Auch Lenchen, die Hirtin, so edel als schön, warb Herzen von der herrlichen Wand. Lang sah man die Künstler und Kenner nach Savelthem hinwandern — jetzt trauern entkleidet die kirchlichen Hallen.

## Die Gotthallen der alten Deutschen.

Gotthalle (Tempel) war zugleich Wald. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbst gewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige.

Damit ist nicht behauptet, daß diese Waldverehrung alle Vorstellungen, die sich unsere Vorfahren von der Gottheit und ihrem Aufenthalte machten, erschöpfe; es war nur die herrschende, hauptsächlichste. Einzelne Götter mögen auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen, in Flüssen hausen, aber der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Hain; nirgends hätte er einen würdigern aufschlagen können.

Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst stattfanden, muß das menschliche Gemüth durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel, zu größerer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen, von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lange nachher eingetretene Vollendung eigenthümlich deutscher Baukunst, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen?

Wie weit hätte die Unförmlichkeit ärmlich geschnitzter oder gemeißelter Bilder von der Gestalt des Gottes abgestanden, den die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit sich auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes wohnend vorstellte! In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gott-

heiten erfüllt. Welchen tiefen Einfluß das Waldleben von jeher auf alle Verhältnisse unseres Volkes hatte, bewähren die Markgenossenschaften.

Durch lange Jahrhunderte und bis zur Einführung des Christenthums hielt der Gebrauch an, die Gottheit in heiligen Wäldern und Bäumen zu verehren.

Es ist gleichwohl nicht zu bezweifeln, daß schon in frühester Zeit für einzelne Gottheiten Hallen (Tempel), Heiligthümer erbaut, vielleicht rohe Bildnisse darin aufgestellt wurden. Im Verlauf der Jahrhunderte kann auch bei einigen Völkerschaften mehr, bei andern weniger, jene alte Waldverehrung ausgeartet und durch errichtete Götterhallen verdrängt worden sein.

Hieher bezieht sich eine Stelle des römischen Schriftstellers Tacitus, wie er einen heiligen Hain und den Dienst der Mutter Erde beschreibt. Nachdem der Priester die Göttin an Festtagen unter dem Volk herumgeführt hat, gibt er sie dem Heiligthum (Tempel) zurück. Auch an einem andern Orte heißt es: Die Götterhalle der Tanfana sei dem Boden gleich gemacht worden.

Somit war das im Jahre 14 nach Christus von den Römern zerstörte Heiligthum der Tanfana aller Wahrscheinlichkeit nach kein bloßer Hain, sondern ein aufgeführtes Gebäude, bei dessen Vernichtung man sonst den Ausdruck „dem Boden gleich machen" nicht hätte anwenden können.

Aus den drei oder vier zunächst folgenden Jahrhunderten fehlen uns alle Nachrichten von heidnischen Götterhallen in Deutschland. Im fünften, sechsten, siebenten und achten Jahrhundert kommen Götterhallen und Heiligthumer (Tempel) unter den Burgunden, Franken, Longobarden, Alamannen, Angelsachsen und Friesen vor. Bei einigen Zeugnissen mag bestritten werden, daß deutschheidnische Götterhallen gemeint sind. Es könnten stehengebliebene römische sein, und dann wäre ein doppelter Fall möglich. Das herrschende deutsche Volk hätte in seiner Mitte einzelne Gemeinden römisch-gallische Götterverehrung fortsetzen lassen, oder der römischen Gebäude sich für die Ausübung seines eignen Götterdienstes bemächtigt.

Da bisher keine gründliche Untersuchung gepflogen worden ist über den Zustand des Glaubens unter den Galliern, unmittelbar vor und nach dem Einbruch der Deutschen, so ist es schwer, sich für eine dieser Voraussetzungen zu entscheiden, beide können zusammen stattgefunden haben.

In dem zweiten Fall hätten wir immer noch Götterhallen des deutschen Heidenthums vor uns, wenn auch erst römische Gebäude in sie verwandelt worden wären. Und sicher darf man nicht alle Zeugnisse auf jene Weise verstehn. So gut das Tanfana-Heiligthum von Deutschen selbst errichtet wurde, läßt es sich von den alamannischen, sächsischen, friesischen Götterhallen annehmen, und was im ersten Jahrhundert geschah, wird im zweiten, dritten, vierten noch wahrscheinlicher geschehen sein.

Wir sehen alle Bekehrer eifrig das Beil an die heiligen Bäume der Heiden setzen und Feuer unter ihre Gotthallen legen. Fast sollte es scheinen, die armen Leute seien gar nicht um ihre Einwilligung gefragt worden, und erst der aufsteigende Rauch habe ihnen die gebrochene Macht ihrer Götter angekündigt.

Aus den weniger ruhmredigen Erzählungen ergibt sich aber bei näherer Betrachtung der Umstände, daß weder die Heiden so einfältig, noch die Christen so unbesonnen waren. Bonifacius entschloß sich, die Donnereiche niederzufällen, erst nach gepflogenem Rath mit den bereits übergetretenen Hessen und in ihrer Gegenwart.

So hätte auch die thüringische Königstochter auf ihrem Reisepferd nicht still halten und den Befehl ertheilen dürfen, in die fränkische Götterhalle Feuer zu werfen, wäre ihr Gefolge nicht zahlreich genug gewesen, den Heiden die Spitze zu bieten. Daß diese sich mit den Waffen widersetzten, geht aus Radegundens Bitte, nachdem der Hof niedergebrannt war, hervor, daß die Völker unter sich den Frieden herstellen sollten.

In den meisten Fällen ist ausdrücklich bemerkt, daß an der Stelle des heidnischen Baums oder der Götterhalle eine Kirche errichtet wurde. Auf solche Weise schonte man der Angewöhnungen des Volkes, und machte ihm glaublich, daß

die alte Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sei, sondern fortan von der Gegenwart des wahren Gottes abhänge.

Zugleich entdeckt sich hier die Ursache des gänzlichen Mangels an Ueberbleibseln heidnischer Denkmäler nicht allein im innern Deutschland, sondern auch im Norden, wo doch sicher solche Götterhallen, und häufiger vorhanden waren. Entweder wurden sie dem Boden gleich gemacht, um darauf die christliche Kirche zu erbauen, oder ihre Mauern und Hallen selbst mit in diese verwendet. Von der Baukunst der heidnischen Deutschen einen hohen Begriff zu fassen, wird man sich zwar enthalten; doch mögen sie es verstanden haben, bedeutende Steinhaufen zu ordnen und fest zu verbinden, was die in Scandinavien und zum Theil noch in Friesland und Sachsen erhaltenen Grabhügel, Mahlstätten und Opferplätze bestätigen. G.

## Große Ereignisse aus kleinen Ursachen.

Es braucht nicht immer große Kräfte zu großen Ergebnissen, oft geben die kleinsten Veranlassungen den Anstoß zu merkwürdigen Dingen. Vaucanson hatte als Knabe Langeweile während der Beichte seiner Mutter, er untersuchte eine Wanduhr und wurde der berühmte Bewegkünstler Vaucanson. Ohne Liebe hätten wir keinen Corneille und Hogarth, ohne Wilddiebstahl keinen Shakspeare, ohne Cromwell's Tod keinen Milton und ohne Thorsperre keinen Rousseau.

Schillers Dichtergeist erwachte zuerst über eine ausgestandene Angst und eine gestandene Milch. Wäre Horatius Cocles bei seiner Kniewunde gefallen, Coriolans Mutter ein Jahr früher gestorben und hätte Manlius Capitolinus ein Viertelstündchen länger geschlafen, so gäbe es vielleicht kein weltbeherrschendes Rom in der Geschichte. Castruccio wäre Alexander und Scipio, wenn Lucca so groß gewesen wäre, als Macedonien oder Rom; und in Bopfingen und Ißny hätte ein Cato sterben können, ohne daß sich eine Feder bewegt hätte.

Des Müllers Arnolds verarmtes Wässerlein spülte einen Großkanzler weg, rauschte wie ein Strom über das altpreußische Gesetzbuch und ersäufte — die Rechtsanwalte! Fahnenjunker Potemkin wurde Beherrscher Rußlands, weil er Catharina, da sie in Kriegertracht die Leibwachen durchritt, ohne Degenquaste, die seinige bot. Lord Bute zu Richmond mußte mit dem Fürsten Wales Whist spielen, da es am vierten Mann fehlte — er sah ihn hier zum ersten Mal, fand so viel Behagen an ihm, daß er ihn einlud, nach Kew zu kommen, und so veranlaßte ein Whist — den Pariser Frieden, Amerika's Freiheit und mittelbar die Staatsumwälzung Frankreichs!

Beginnt nicht die Menschengeschichte selbst und ihr Jammer mit einem Apfel, und lagen nicht die Ursachen des trojanischen Krieges und die Gründung des weiten Römerreiches in den kleinen Ursachen der Helena und Lucretia? — Ohne den Liebesbrief der Placidia an Attila gäbe es kein Venedig, und wäre Colons Bruder auf seiner Reise nach England nicht Seeräubern in die Hände gefallen, so hätte Großbritannien Amerika entdeckt. Wären Hannibals Elephanten bei Zama nicht scheu geworden, hätte Carthago selbst Rom die Weltherrschaft entrissen, und wie? wenn Alexander, statt Asien, Italien überzogen hätte? Das Chalifat ging von den Ommiaden zu den Abbasiden über, weil vor dem entschiedenen Treffen Marvan — harnte; sein Pferd entlief und seine Krieger hielten ihn für todt. Ohne den Schuß vor Pampeluna wäre die Welt vielleicht nie von Jesuiten gequält worden!

Die Glaubensverbesserung war in England das Werk der Liebe, im singenden Frankreich das Werk eines Gassenhauers, und in Deutschland das Werk des Eigennutzes; Pfalz Neuburg wurde katholisch und Brandenburg neugläubig wegen einer — Ohrfeige, und die Unterhandlungen zwischen Heinrich VIII. und dem Papst scheiterten, weil der Hund des englischen Gesandten beim Fußkuß ihn in die große Zehe biß. König Franz I. zog über die Alpen, und viele Franzosen bluteten in den schönen Ebenen der Lombardei, weil ihr König Fräulein Clarissa noch schöner fand; Fiesko wäre Herzog von Genua an Doria's Stelle geworden, wenn er

nicht im entscheidenden Augenblick vom Brett in die See gerutscht wäre, und den neunjährigen Krieg von 1688 verursachte ein nicht ebenmäßlich gebautes Fenster zu Trianon.

Peter III. stieg herab vom Herrscherstuhl in ein frühes Grab, weil er Blauröcke lieber hatte, als Grünröcke, und ein Paolo, den ein Genueser von einer armen Frau herauspreßte, entzündete in Corsica das heilige Feuer der Freiheit. Ohne einen frischgeleerten Flaschenkeller hätte der sächsische Obrist von Benkendorf die Preußen bei Collin gar nicht angegriffen, da er sogar Befehl zum Rückzug hatte.

**

## Briefe von Mitgliedern des Vereins für deutsche Reinsprache.

Nun im Besitz des vollständigen Jahrgangs der „deutschen Eiche", bedaure ich, daß dieses Blatt in seiner bisherigen Gestalt aufhören muß, weil ich fürchte, daß es in der künftigen nicht so viel Theilnehmer finden dürfte.

Wie sehr ich in der Hauptsache mit Ihnen einverstanden bin, haben Sie erkannt, wie mich das Einrücken meiner Beurtheilung in Ihr Blatt überzeugte.

Sie wissen aber nicht, welche Mühe ich mir gegeben habe, Ihre Ansichten und Ihr Blatt weiter zu verbreiten, wenn nicht der Heilkunde-Rath (Medizinalrath), Gehör- und Sprach-Arzt Dr. S. aus Dresden Ihnen davon erzählt haben sollte.

Unter der großen Zahl wissenschaftlich hochgebildeter Männer meiner Umgebung war es mir nicht möglich, noch Einige zu gewinnen, welche als Mitglieder des Vereins sich bekennen wollen.

Sie halten es um deswillen für überflüssig, weil sie die Vermeidung fremder Wörter schon längst möglichst beobachten*),

*) Das ist meistens nur eine Redart, um ihre Handlungsweise und ihren häufigen Fremdwörtergebrauch auf eine höfliche Weise zu entschuldigen — oder zu rechtfertigen. Die sie vermeiden, kann man schnell zählen — die sie aber nicht vermeiden — sind unzählbar. A. K. H.

deren gänzliche Abschaffung aber für unausführbar halten, womit allerdings auch Sie selbst in Ihrem Urbilde einverstanden sind.

Indessen kann ich zu Ihrer Beruhigung versichern: daß ich durch Ihre Veranlassung schon manches Fremdwort stillschweigend verschwinden sah. —

Wenige Worte noch über meine Erfahrungen in fremder und eigener Ausübung.

Allgemein als Sprache der Gelehrten aller Länder und aller Wissenschaften, namentlich der Fachwissenschaften, anerkannt, — ist das Latein.

Die allgemein verständlichen Ausdrücke abschaffen zu wollen, wird vergebliches Bemühen bleiben.

Der Rechtsgelehrte, — noch immer theilweise an das römische Recht gebunden — der Arzt, der Pflanzenkundige ꝛc., oft mit ganz Europa und weiter im Verkehr, wird allgemein verständliche Ausdrücke nicht entbehren können.

Eben so ist das Französische die Hofsprache im Verkehr mit dem Auslande.

Dann 1) die Nothwendigkeit,
2) die Kürze, und selbst
3) die Gewohnheit

erscheinen als Hindernisse der allgemeinen Durchführung, wenn auch zugegeben werden muß, daß letztere

zu 3) nach und nach zu beseitigen sein könnte, worauf hinzuwirken das Bestreben des Vereins bleiben muß, so viele Anstände auch in dieser Hinsicht noch schwer zu überwinden bleiben werden.

Zu 2) ist gewiß, daß das deutsche Wort oft länger ist, und besonders dem Geschäftsmann lästig wird, wie z. B.: „Eingelaufen am 30ten des Schneemonats," anstatt: „praes. d. 30. Jan. 1851" u. s. w.

Zu 1) Zur Zeit ist unerläßlich, z. B.: „An das Ministerium der Finanzen" zu schreiben, so wie auch der Doctor — gestützt auf seine Urkunde (Diplom) — vor dem neugeschaffenen „Wißmeister" wirklich erschrickt, ja sogar zuweilen zur Abschaffung der Fremdwörter seine Mitwirkung versagt.

Meiner Ueberzeugung nach bleibt es Aufgabe eines jeden Gebildeten, die gute Absicht nach Möglichkeit zu fördern, ohne durch — zur Zeit noch unausführbare Forderungen — ihr mehr zu schaden, als zu nützen, und wo möglich dahin zu wirken: daß die höheren Behörden von oben herab, und die Lehranstalten von unten hinauf zusammenwirken, um die entbehrlichen Fremdwörter allmälig zu vermindern.

Nürnberg. Karl v. Kreß,
Vorsteher des Blumenordens.

---

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom 28. vorigen Monats, die ich heute mit dem Probeblatt der „deutschen Eiche" erhalten habe. Es konnte mir keine freundlichere Begrüßung zum neuen Jahre kommen, als die Anerkennung meiner Bestrebungen für die Reinigung unserer edlen Muttersprache zu wirken. Mit Freuden trete ich Ihrem Vereine bei. Ist es auch nur gering, was ich bieten kann, nun wohl, aus Tropfen besteht das Meer.

Der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, Kunst und Alterthum werde ich in der nächsten ordentlichen Arbeitssitzung das Probeblatt der „deutschen Eiche" vorlegen.

Zugleich erlaube ich mir, hochgeehrter Herr, Sie auf einen Aufsatz aufmerksam zu machen, den ich in dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen (welches Deutsch!) von L. Herrig, Braunschweig 1850, Band VII., S. 213 ff.," habe abdrucken lassen und in welchem ich mich über die Behandlung fremder Eigennamen ausspreche.

Berlin. R. Holzapfel*).

---

Ich versuchte hier in Jena bereits, unserem Vereine Eingang zu verschaffen, ihm Mitglieder zuzuführen, und die „deutsche Eiche" unter die Zahl der gehaltenen Blätter einer Lesegesellschaft aufnehmen zu lassen; doch zu meinem

*) Verfasser der „Benennungen im deutschen Heerwesen" in Band IX des deutschen Jahrbuches. A. d. H.

Bedauern das Erstere mit nur geringem, das Zweite bis jetzt gänzlich ohne Erfolg. Nicht als ob hier der Gegenstand unserer Thätigkeit nicht vorhanden wäre; als ob es hier so gar nichts aufzuräumen gäbe; o nein! es gibt hier, wie überall, Fremdwörter genug in allen Ständen, und von allen mit der größten Selbstgefälligkeit gebraucht. Vorzugsweise bleibt aber immer den gelehrten Ständen der Ruhm, unsere schöne Sprache am buntesten herauszuputzen; und wenn nicht etwa ein spöttisches Lächeln die Entgegnung ist, wird man nirgends einen Widerspruch klangloser verhallen hören, als in den Hallen der Gelehrsamkeit. Ich habe mich gewundert, unter den Hochschülern der hiesigen Wißanstalt so gar wenig Theilnahme zu finden; freilich, es gehört ja nicht zu den **„Brodstudien."**

Ich werde übrigens nicht nachlassen in meinem Streben, und hoffe in meinem nächsten Briefe Ihnen wenigstens ein kleines Verzeichniß Gleichstrebender mittheilen zu können.

Jena. E. M.

---

Ich erlaube mir eine Anfrage, die keine Antwort anspricht, wenn ihr thätliche Folge nicht werden kann. Ich meine, ob es nicht, als Erinnerung für viele (vielleicht nur wenige) Mitglieder, besonders aber zur weitern Verbreitung durch diese, gut wäre, in einigen Blättchen, die Absicht des Vereins, seine leicht zu erfüllenden Ansprüche, und das vollständige Verzeichniß seiner Mitglieder zu veröffentlichen, mit angefügten Ansprachsworten, durch welche auf die Ehre der Deutschen aufmerksam gemacht würde, auf den Schatz ihrer Sprache, und das Lächerliche gezeigt, daß man sich heute noch fremder, nicht verständlicher, unverstandener, mißbrauchter und gar oft zweideutiger Wörter bediene, selbst bis herab in die Gewerbsbuden und auf ihren Schilden — als könnten die Leutchen nicht eben so gut und besser sich sättigen an einem freundschaftlichen (einfachen) Mittagstisch (Essen), wie bei einem frugalen Diner. Aber die Stellen und Behörden wären darin insbesondere, und bittweise um das Zusichselberkommen anzugehen und ihnen zu zeigen, daß es lediglich nur ihre Pflicht ist,

mit den Ihrigen nur in ihrer, d. h. der **deutschen** Sprache zu reden *).

Machten es sich einmal alle Schreiber, vom Fürstenkämmerchen (Cabinet) an bis in die bürgerlichen Gerichtsstuben herab, zur festen Aufgabe, dieser Pflicht pflichtschuldigst nachzukommen; so würden wahrhaftig die Deutschen alle die Kraft und Macht ihrer Sprache inne werden, und verlachen lernen die Hausdampfe der Zeitungen und anderer Sprachmengereianstalten.

M. A. S. W.

## Die Alterthümerhalle des Heidelberger Schlosses.

Die in den Sälen, welche Herr von Graimberg auf eigene Kosten im Heidelberger Schlosse herstellen ließ, aufgestellten Sammlungen sind die Frucht von mehr als sechs und dreißig Jahren voll Sorgen, Nachforschungen und Geldopfer. Aber heut zu Tage würde man mit zehnmal, ja hundertmal denselben Mühen, denselben Nachforschungen, demselben Gelde die Heidelberger Alterthümerhalle nimmer herstellen. Die Heidelberger Alterthümerhalle kann also nicht getheilt, ja nicht einmal ein einziges Stück darf ihr entzogen werden.

Als Frucht einer Geduld und Ausdauer ohne Gleichen wird man sie stets achten müssen, weil nur die Begeisterung eine solche übermäßige Geduld und Ausdauer aufrecht erhalten konnte. Tausendmal mußte der kenntnißreiche und umsichtige Besitzer und Sammler während der langen Reihe von sechs und dreißig Jahren, die man ihn ohne Unterlaß in dem Schlosse beschäftigt sah, die Frage hören, wie er nach einer so langen Arbeit in den Trümmern daselbst noch immer

*) Diese Anregung ist uns sehr erfreulich, und wir würden gern diesem Wunsche entsprechen, wenn nicht bereits in dem ersten Jahrgange unserer Zeitschrift dieser Gegenstand zur Genüge besprochen und erörtert worden wäre. Wir ersuchen daher Alle, welche darüber näheren Aufschluß verlangen, selben in jenen Blättern zu suchen und zu beherzigen.

A. d. H.

Arbeit finden könne. Die Alterthümerhalle mag statt seiner antworten; und wenn man daneben auch noch den Saal anschaut, wo die von ihm herausgegebenen Kupferstiche ausgestellt sind, so wird man sich wohl eher verwundern, wie ein Mann, der fast allein den größten Theil des unendlichen Einzelnen dieser beiden Unternehmungen besorgt hat, sich Zeit genug schaffen konnte, sie so weit zu vollführen. (Wir verweisen hier auf die reichhaltigen Verzeichnisse der Gegenstände, die in der Alterthümerhalle selbst aufgelegt und zu haben sind.)

Jedenfalls werden die sechs und dreißig Jahre für den Urheber der Kupferstiche von Heidelberg nicht vergebens verflossen sein. Seine Sammlungen sind von der Art, daß sie ihn überleben. Sie werden mit der Zeit immer wichtiger und geachteter werden, und in allen Zeiten von dem Streben nach Vollkommenheit zeugen, das seine Arbeiten leitete. Sie werden eben so wenig für Heidelberg verloren sein, das an ihnen eine Verschönerung ganz eigenthümlicher Art gewinnt, von der es ohne sie keinen Begriff haben würde. Der Saal der Kupferstiche und die Halle der Alterthümer sind für die Stadt zwei Verzierungen von der Kunst, die in ihrer Art mit jenen, welche sie von der Natur hat, zu vergleichen und würdig sind, mit ihnen für das Angenehme und Nützliche des Landes zusammenzuwirken. Ueberdies wird man in dem ersteren die Rechte Heidelbergs auf seine Schloßtrümmer, als die schönsten Deutschlands, stolz zu sein, veranschaulicht sehen, und seine Geschichte, welche in der langen Reihe von Gemälden und andern Denkmälern der Alterthümerhalle lebendig dargestellt ist, wird den Adel und das Alter seines Ursprunges und die ausgezeichnete Stelle, die in den Staatsjahrbüchern der Pfalz die seinige ist, ans Licht bringen.

## Ueber Fernröhren.

Von Alex. v. Humboldt.

Dem Auge, dem Werkzeuge der Weltanschauung, ist erst seit dritthalb Jahrhunderten, durch künstliche, fernröhrige

Steigerung seiner Sehkraft, das großartigste Hülfsmittel zur Kenntniß des Inhaltes der Welträume, zur Erforschung der Gestaltung, natürlichen Beschaffenheit und Inhaltes der Wandelsterne sammt ihren Monden geworden. Das erste Fernrohr wurde 1608, sieben Jahre nach dem Tode des großen Beobachters Tycho, gemacht. Schon waren nach einander durch das Fernrohr die Jupitersbegleiter, die Sonnenflecken, die sichelförmige Gestalt der Venus, der Saturnsring als Dreigestaltung eines Wandelsterns, fernröhrige Sternschwärme und der Nebelfleck der Andromeda entdeckt: als sich erst seit 1634 dem um die Längen-Beobachtungen so verdienten französischen Sternkundigen Morin der Gedanke darbot, ein Fernrohr an die Alhidade — (was ist das?) — eines Meßwerkzeuges zu befestigen und den Fuhrmann (Arcturus) bei Tage aufzusuchen. Die Vervollkommnung der Theilung des Bogens würde ihren Hauptzweck, größere Schärfe der Beobachtung, gänzlich oder großentheils verfehlt haben, wenn man nicht sehkünstliche Werkzeuge mit sternkundlichen in Verbindung gebracht, die Schärfe des Erkennens mit der des Messens in Verhältniß gesetzt hätte; die Kleinmesser-Vorrichtung von feinen Fäden im Brennpunkt des Fernrohrs ausgespannt, welche der Anwendung des letztern erst ihren eigentlichen, und zwar einen unschätzbaren Werth gab, wurde noch sechs Jahre später, erst 1640, von dem jungen befähigten Gascoigne erfunden.

Umfaßt das fernröhrige Sehen, Erkennen und Messen nur 240 Jahre unseres sternkundigen Wissens, so zählen wir, ohne der Chaldäer, Aegypter und Chinesen zu gedenken, bloß von Timochares und Aristillus an bis zu den Entdeckungen von Galilei, mehr als neunzehn Jahrhunderte, in denen Lage und Lauf der Gestirne mit unbewaffnetem Auge beobachtet worden ist. Bei den vielen Störungen, welche in diesem langen Zeitraume unter den Völkern, die das Becken des Mittelmeeres umwohnen, der Fortschritt der Bildung und die Erweiterung des Gedankenkreises erlitten hat, muß man über das erstaunen, was Hipparch und Ptolomäus von dem Zurückweichen der Tag- und Nachtgleichepunkte, den verwickelten Bewegungen der Wandelsterne, den zwei vornehmsten

Ungleichheiten des Mondes und von den Sternörtern; was Copernicus von dem wahren Weltgebäude, Tycho von der Vervollkommnung der ausübenden oder angewandten Sternkunde und ihren Lehrweisen vor Erfindung des fernröhrigen Sehens erkannt haben. Lange Röhren, deren sich sehr wahrscheinlich schon die Alten, mit Gewißheit die arabischen Sternkundigen bedienten, zum Absehen an Schauritzen oder Spaltöffnungen, konnten allerdings die Schärfe der Beobachtung etwas vermehren.

Wie weit man hier vorgeschritten sei, zeigt folgende Leistung. Seit wenigen Jahren haben zwei Männer, der Earl of Rosse in Parsonstown (12 Meilen westlich von Dublin) und Lassel zu Starfield bei Liverpool, aus edler Begeisterung für die Sternkunde, mit der aufopferndsten Freigebigkeit und unter eigener unmittelbarer Leitung, zwei Rückstrahler (Reflectoren) zu Stande gebracht, welche auf's Höchste die Erwartung der Sternkundigen spannen. Mit dem Fernrohre von Lassel, das nur 2 Fuß Oeffnung und 20 Fuß Brennweite hat, sind schon ein Begleiter des Neptun und ein achter Begleiter des Saturn entdeckt worden; auch wurden zwei Uranusbegleiter wieder aufgefunden.

Das neue Riesenfernrohr von Lord Rosse hat 5 Fuß 7 Zoll 7 Linien (6 englische Fuß) Oeffnung und 46 Fuß 11 Zoll (50 englische Fuß) Länge. Es steht im Mittagkreise zwischen zwei Mauern, die von jeder Seite 12 Fuß von der Röhre entfernt und 45 bis 52 Fuß hoch sind. Viele Nebelflecke, welche bisher kein Werkzeug auflösen konnte, sind durch dieses herrliche Fernrohr in Sternschwärme aufgelöst; die Gestalt anderer Nebelflecke ist in ihren wahren Umrissen nun zum ersten Mal erkannt worden. Eine wundersame Helligkeit, Lichtmenge wird von dem Spiegel ausgegossen.

## Bücher.

Bücher sind die seltsamste Waare der Welt. Leute drucken sie, die sie nicht verstehen, und sie seufzen unter dem Drucke,

wie zuvor als Handschrift unter den Strichen der Buchschauer, die sie oft eben so wenig begreifen; Leute verkaufen sie, die sie oft auch nicht verstehen, obgleich in unsern anmaßenden Zeiten sich gar viele Herren Verleger für Gelehrte halten, weil sie stets mit Gelehrten und Büchern umgehen; — und Leute binden und beschneiden, beurtheilen, lesen und verurtheilen Bücher, die oft auch nichts davon verstehen; man will sogar behaupten, daß gar Viele Bücher schreiben, ohne es zu verstehen, und endlich kommen ungewaschene, junge und alte Hände, die sie zerfetzen, und manche genießen noch eine Zeitlang das Gnadenbrod im staubigen Gewölbe der Herren Altbuchhändler, die sie nach dem Gewichte kaufen, bis sie endlich den Weg alles Fleisches wandeln.

Die berühmtesten Bücher ihrer Zeit werden kaum noch nach hundert Jahren mehr gelesen; höchstens Bücherwürmer fahnden darnach, oder sie werden zu Düten für Käse, Pfeffer und Würste, oft noch gar zu etwas Schlimmerem verwendet. Die zwei Weisesten der Menschen, Christus und Sokrates, schrieben keine Bücher; Jesus schrieb nur einmal etwas in den Sand, und es wäre zu wünschen, daß recht Viele seinem Beispiele nachfolgten. Wer in unserer bücherreichen Zeit die Bücher nicht flüchtig, sondern mit Treue, Aufmerksamkeit und von Wort zu Wort liest, ist allein noch der Setzer, weil er es aus Pflicht thun muß, und hie und da eine andächtige Frau ihr Gebetbuch, weil sie es für ihr Seelenheil nothwendig hält. Andere lesen in Einem Tage nicht nur Eins, sondern mehrere Bücher aus. Manche fangen gleich hinten an und schauen nur, wie die Geschichte ausgeht, dann wissen sie schon, woran sie sind. Ende gut, Alles gut.

Schon ein Alter sagte: „Ein großes Buch ist ein großes Uebel!" — er sprach von einem; jetzt würde er ausrufen: „Die Menge der Bücher ist eine Menge von Uebeln! — das Heuschreckenheer der Wüste!" — Die Bücher sind für uns Abendländer, was dem Morgenländer das Opium, oder den wiederkäuenden Thieren der dritte Magen, der Blättermagen. Wir sind wahre Bücherlinge und

sagen von dem Manne, der viele Bücheraufschriften kennt, oder von dem Buche, worin viele andere Bücher angeführt sind, sie besäßen viel Gelehrsamkeit oder Gelehrtheit. Wir haben reine Bücherwürmer, lebendige Büchersammlungen; Meusel und Eyring schrieben eine wahre deutsche, gelehrte Kerbthierlehre, fürchterlicher als der Anblick eines mit Gerippen angefüllten Saales, oder eines weiten Todtenknochenfeldes.

Bücher wirken wie Mädchen: guckt man zu tief in sie hinein, so wird man ganz duselig; mit Maß und Ziel aber machen beide nur desto heiterere und brauchbarere Leute. Bücher verursachen hier und da einen Rausch, der nicht immer zu sich kommen läßt, wie bei Petronius, der nach seinem eigenen Hause fragen mußte; manche haben solches mit so vielen Gästen angefüllt, daß sie selbst kaum mehr Raum haben und mit so viel fremdem Gehirne, daß das ihrige gar nicht mehr wirkt. Manches Buch ist seinem Verfasser so hart zu stehen gekommen, als das größte Verbrechen, manches hat Andern zum Gipfel des Glücks geholfen. Manches herrliche Buch wird so sehr verkannt, als mancher treffliche Mensch; manches schlechte macht mehr Glück.

Lessing äußert, daß er für seinen gesunden Verstand viel zu viel gelesen habe, und das beweist den gesunden Verstand Lessings. Andere, die nichts als lesen und immer lesen, vernachlässigen darüber die Bildung des natürlichen Verstandes, und der gemeine Menschenverstand ist nichts weniger als — gemein. „Nur der ist weise," sagt Pindar, „der mit eigenen Geistaugen Vieles sieht; die bloß von Andern gelernt haben, sind reich an Geschwätz und schwätzen nichtsbedeutende Dinge, wie die Raben." — Die meisten Ausgaben zählt die heilige Schrift, nämlich fünfzehntausend, und Thomas von Kempis tausend und sechshundert. ***

## An die deutschen Brüder in Leipzig.

Auch in dem Herzen von Deutschlands Herzen, in der lichten und freundlichen Stadt Leipzig, gibt es noch gar

viele Anzeigen, Ankündigungen, Bücher, Zeitungen, Flugschriften u. s. w., die von Fremdwörtern wimmeln. So kam uns jüngst ein kleines Blättchen zu Gesicht, das als ein Muster von Fremdwörteranwendung gelten kann. Es lautet so: „Notiz (Anzeige hier). Um unserem Streben nach gemeinnütziger Wirksamkeit mehr Allgemeinheit zu geben, haben wir die unter den Firma's (Handlungsnamen): Central-Comptoir für Literatur (Hauptgeschäftstube für Schriftthum), früher Magazin (Sammlung) für Literatur und Real-Adreß-Comptoir (Sachauskunftgeschäftei), früher: Reichs-, Commissions-, Industrie- und Benachrichtigungs-Comptoir (Reichs-, Auftrags-, Gewerblichkeits- und Benachrichtigungsanstalt) bestandenen Geschäftszweige mit dem unsrigen vereint und mit der Benennung: Polydora (Vielgeschenk) eine General- und Universal-Union für Rath und That, Handel und Wandel (eine allgemeine und umfassende Geschäftvereinigung) gebildet. — (Das ist ein Satz, der sich gewaschen hat!)

Dieselbe besteht aus mehreren Abtheilungen, wovon wir hier nur die Union für literarisch-artistisches Wirken (das Geschäft für schriftthümliches und künstlerisches Wirken) erwähnen. Mit derselben ist unter Andern ein in mehrere Gegenden vertheiltes Debit- und Distributions-Comité (ein Verschleuß- und Austheilungsausschuß), besonders für das Avisen- und Journal- (Anzeigen- und Zeitschrift-) Wesen und andere zur Tagesliteratur (Schriftthum) gehörige Blätter, Broschüren (Flugschriften) ꝛc. verbunden. (Das ist ein würdiger Bruder des vorigen Satzes.)

„Durch den weitverzweigten Verkehr mit besonderen Agenten (Geschäftnern), Leihbibliotheken (Büchereien), Lesegesellschaften, Buchbindereien, Post- und Zeitungsexpeditions (Ablieferungs)-, Boten- und Colporteur- (Umträger-) Vereinen und andern Verbindungen können alle Arten von Anzeigen, Catalogen (Bücherverzeichnissen), Programmen (Einladschriften), Prospecten (Vorschauen), Subscriptionslisten (Unterzeichnungen), Waarenpreiscouranten (verzeichnissen) u. s. w. unter billigen Bedingungen weit und breit vortheilhaft vertheilt werden. Ein Humanitäts- (Menschenfreund-) und Kosmopoliten- (Welt-

bürger=) Verein aus verschiedenen Gegenden." Diese 30 Fremdwörter in 34 Zeilen gehen gewiß Allen aus dem Herzen von Deutschlands Herzen zum eignen Herzen.

## Ueber Träume.

Vater Homer läßt die Träume durch zwei Thore aus dem Schattenreich nach der Oberwelt steigen; falsche und nichtige Träume kommen durch das elfenbeinerne Thor, die wahren aber durch das von Horn oder durch das gemeine Thor; denn Schlicht und Gerecht täuscht seltener. Die Vorwelt liebte die Träume als etwas Hohes und Göttliches, sie deutete solche, wie die Chaldäer; Meister Daniel wußte sogar den Traum anzugeben, den Nebucadnezar vergessen hatte, und Joseph wurde durch seine Träume Königsrath. — Theophrastus Paracelsus und das Mittelalter verwirrten mit ihren verborgenen Kräften Alles, was die Alten schon so richtig über das Wesen der Seele gedacht und gesagt hatten, und erklärten sich die Träume wie das Nachtwandeln auf besondere Art. „Den Tag über," sagen sie, „gibt der Leib den Meister, Nachts aber der Geist, und wenn dieser nicht bei guter Laune ist, so führt er den Leib lustwandeln."

Offenbar gaben Träume den Menschen die erste Vorstellung von einer Seele, von dem Lande, in welchem dieses unsichtbare Wesen vorher geschwebt und wohin es einst wieder zurückkehren soll. Die Begriffe vom Tode und einem Todtenreiche sind Bilder der Nacht, des Schlafes und der Träume; wenn die Flügel des Todesbruders schwirren und Nacht mit ihrem Sternenmantel die Erde und unsere Augen deckt, dann erwachen nur desto lebendiger die Augen des Geistes und blicken nach jenen Sternen und fernen Welten — wir träumen, und der Kopf ist ein Libanon und Olymp voll Hainen und voller Geheimnisse, wie die Wälder der Druiden und Barden. Träume wurden auch die Quelle der Zauberei, Gespenster, Vorhersagungen und Ahnungen. Ein einziger eingetroffener Traum wird bemerkt und wieder weiter erzählt, hundert nicht eingetroffene vergessen und verschwiegen.

Die Träume, in denen der Aberglaube etwas Uebernatürliches erblickte, hängen theils von äußern, oft unbekannt bleibenden Ursachen und Reizen ab, theils folgen sie dem Gesetz der Gedankenverbindung. Die Ermüdung des Leibes bringt Schläfrigkeit, die gröbern Sinne werden eher ermattet, als die feinern und bedürfen längere Zeit zur Erholung, während die feinern nach kurzem Schlafe sich wieder mit Träumen unterhalten. Gesunde träumen nur in den Morgenstunden, und je größer unser Gedankenvorrath, desto lebhafter sind die Träume; sie sind ruhiger und geordneter, wenn wir selbst so sind, ungeordnet und aufgeregt aber, wenn wir krank oder mit überfülltem Magen oder in Leidenschaft zu Bette gehen. Ein Kopf voll Weindunst erzeugt arge, oft teuflische Träume; nüchterne Träume sind oft freudige, reine, himmlische Träume. Daß die Traumwelt oft schöner ist als die wirkliche, weiß Jeder, daher muß sie Manchen für das Ungemach in letzterer entschädigen.

## Aussprüche deutscher Schriftsteller.

„Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen? welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und milde, als die unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleine Bedürfniß des Augenblicks und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft.

Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, reich in ihrem Mitleid und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Erklärerin aller Sprachen, die Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet, was das Morgenroth grün, golden und silbern malt, und was der ernste Forscher auf dem Hochsitz des Gedankens sinnt, was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift, wenn der muntere Knabe

hüpft und jauchzt und der alte Weltweise sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin ich — Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich — (aber nicht mit griechischen und lateinischen Fremdwörtern!) — und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden!" Börne.

## Auszüge aus Schriftstücken.

Den jenseitigen Anterioribus wollen wir die diesseitigen Posteriora kurz entgegensetzen — in einer so gefährlichen Lage faßte er das Weib in der verzweifelnden Mitte — in legaler Abwesenheit des verstorbenen Herrn Landrichters — nachdem N. N. seit dreißig Jahren keine Nachricht von sich gegeben hat von seinem Leben oder Tod — nachdem der gestohlene Inculpat — der Unterzeichnete übersendet die abgeforderten Acten in causa nebst einer neuen Vorstellung der Stiftsdame N. N., welche in Duplo beiliegt — auch ist Inquisit mit Hämorrhoidalumständen behaftet, womit sich empfehlend ꝛc. — Dem N. N. wird sein Anbringen in Betreff seines geschiedenen Eheweibes mit dem Auftrage zurückgestellt, solches vor Allem gerichtsmäßig reinigen zu lassen.

## Ueber Beinamen.

Zu- und Beinamen sind oft äußerst lächerlich und letztere waren im Mittelalter allgemeine Sitte, die sich noch auf Dörfern erhalten hat — meist von Fehlern und Körpergebrechen hergenommen. Hier ist keine Rede von einem Scipio Africanus, Carolus Magnus, Friedrich der Einzige, Potemkin der Taurier, Suwarow Italisky, sondern von Rothbart, Schwarzer, Stammler, Dicken, Langen, Kurzen, Ulrich mit dem Daumen u. s. w. Man schämte sich dieser Ekelnamen nicht, und machte allenfalls den verwahrenden Beisatz sogenannt. Man konnte darin vielleicht eine gewisse liebens-

würdige Vertraulichkeit und alte verlorene Seelengröße finden, die nicht so leicht Kleinigkeiten übel nimmt.

Bayard hieß Piquet, der König hatte beim Proberitt des Ritters ohne Furcht und Tadel ausgerufen: „Piquez, Piquez! und Bayard nahm diesen Spitznamen so wenig übel, als unsere Landleute. So soll der Name des fürstlichen Hauses Metternich von einem Ritter Metter herrühren, der eine Beschuldigung vor dem Hofe so schön abzulehnen wußte, daß der Kaiser rief: „Metter nich!" (Metter that's nicht). Solche sogenannte Spitznamen erben auf dem Lande oft lange auf dem Hause fort, daher auch Hausnamen, und oft erfragt man auf Dörfern seinen Mann sogleich, wenn man diesen Hausnamen weiß, während man lange vergebens fragen muß, wenn man bloß den eigentlichen Zunamen weiß.

Schon die Alten liebten solche Beinamen, wahrscheinlich nicht ohne lächerliche Rückblicke, wie die Speisenamen Fabii, Lentuli und Cicero, dessen Vorfahren vielleicht Bohnen, Linsen und Erbsen liebten, oder eine Warze auf der Nase hatten, die daher die Kunst auch dem großen Redner aufheftet. Die Namen neuerer Geschlechter sind noch sonderbarer, wie Blasbenbrei, Aufschnatterer, Bouterweck, Hutzelschnitzer, Felleisen, Katzenschwanz, Kalbskopf, Stubenrauch, Stubenvoll, Schnurrer u. s. w. Es gab ein fränkisches Adelsgeschlecht von Teufel, ihr Erbbegräbniß war im Kloster Eberach, und es gehörte zu den Klosterspäßen, dem Fremden in der Kirche das Grabmal eines Konrad von Teufel † 1348 neben dem seiner Großmutter Mathilde zu zeigen, mit den ständigen Witzworten: „Hier liegt der Teufel und seine Großmutter." — In einem Wochenblatte meldete eine Jungfer Unzeitig ihre eheliche Verbindung und ein gewisser Mittenentzwei die Entbindung der Frau Mittenentzwei.

***

## Preisbewerbung.

Alle **Mittelschulen** Deutschlands, welche zehn gelungene Aufsätze ihrer besten Schüler in rein deutscher Sprache

an den Herausgeber dieser Zeitschrift binnen zwei Monaten frei einsenden, erhalten einen halben Jahrgang der **deutschen Eiche** zum ewigen Andenken für dieses kühne Wagstück. Auch Lesegesellschaften in den Haupt- und Fürstenstädten erhalten denselben Preis, wenn sie ihr Streben in einem gelungenen Aufsatze in deutscher Reinsprache, nebst einem Armuthszeugnisse — (aber keinem geistigen) — das von ihrem Ortsvorstande und von dem Amte beglaubigt sein muß, frei an den Herausgeber der deutschen Eiche einsenden.

## Deutsche Bescheidenheit.

Waltershausen ist in der Nähe des Aetna auf Sizilien der bekannteste Name. Dieser Freiherr von Waltershausen hat nämlich einen Aetna-Atlas herausgegeben. Zu diesem Behufe brachte er sechs Jahre dort zu, um den Aetna mit seinen dreihundert erloschenen Feuerschlünden, die er im Lauf der Zeiten um seinen Fuß herum aufgestoßen, aufzunehmen. Er hat zwei Monate in dem englischen Hause, am Fuße des Kegels, 9000 Fuß hoch, zugebracht, einen andern Monat in dem schwarzen Lavaschlund des Val di Bue, jetzt ganz verschneit, und noch eine Reihe Zeichner und Kupferstecher beschäftigt. Weil aber kein Mensch dort deutsch versteht, so muß die Erklärung dieses herrlichen Werkes **französisch** werden! Würde sich wohl ein Franzose entschließen, bei einem seiner Kupferwerke eine **deutsche** Erklärung beizusetzen? Die Deutschen sind und bleiben immer die nachgiebigsten und bescheidensten aller gebildeten Völker. Sie opfern ihre Sprache und Eigenthümlichkeit aus lauter Höflichkeit.

## Aus der Handelswelt.

Ein diensteifriger Buchhalter, der schon fünfzig Jahre in seiner Schreibstube saß, eilte bei dem Tode seines theuern

Herrn, der Vormittags noch eine Anzahl Briefe geschrieben hatte und plötzlich vom Schlage getroffen wurde, an den Schreibtisch des Verblichenen und setzte unter alle jene Briefe noch die Nachschrift: „Auch melde ich, daß ich um zwei Uhr Nachmittags mit Tode abgegangen bin."

Ein sehr reicher Handelsherr, bei dessen Hausbau ein Arbeiter todt fiel, antwortete der Wittwe und den vier Kindern desselben, welche zu seinen Füßen um Hülfe flehten: „Hier, lieben Leute, habt ihr den ganzen Taglohn, obgleich euer lieber Mann und Vater schon Morgens vom Gerüste gefallen ist." Welch' ein Mitleid!

## Deutsche Zeitschriften außerhalb Deutschlands.

Die deutsche Sprache reicht weiter, als die Gränzen Deutschlands selbst. Das sieht man aus folgender Zusammenzählung der außerhalb der Gränzen des deutschen Bundes erscheinenden deutschen Zeitschriften. Für England ergibt sich 1, für das Elsaß 7, für die Schweiz 152, für Schleswig 6, für Rußland 33, für das Großherzogthum Posen 4, für Ungarn, Siebenbürgen und das Temescher Banat 21, für Galizien 1, für Serbien 1, für die Walachei 1, für Nordamerika 83, für Canada 2, und für Südaustralien 2, zusammen 314. Welche Macht könnte die deutsche Sprache und die deutschredenden Völker bilden, wenn sie ihre Kraft kännten und zu **Einem großen Ganzen** mit einander verbunden wären!

## Wunsch.

Ein Kunstliebhaber und Kunstkenner äußerte den Wunsch, daß es der Stadt Heidelberg gefallen möchte, von ihren vorzüglichen Künstlern von jedem derselben nur einige Bilder anzuschaffen, welche als Andenken und als eine Zierde der Stadt in einem öffentlichen Raume zur Schau, mit oder ohne

Eintrittsgeld, für Einheimische und Fremde aufgestellt würden. Die in großen Gemäldesammlungen fast mehr als hier selbst gekannten Männer sind: Retscher, Rottman und dessen Sohn von Rottman, Ritter, der in München starb; Ernst Fries, Bernhard Fries und Wilhelm Fries; Götzenberger, Fohr, Verhaas, Köster, Schmitt u. s. w. und der junge Eckert, erst zwanzig Jahre alt, jetzt in Düsseldorf.

## Zur Nachahmung.

Hie und da bemerkt man auch in größeren wissenschaftlichen Werken, daß die Verfasser auf das Bedürfniß einer reineren und verständlicheren Sprache Rücksicht nehmen. So hat auch — wie das Unterhaltblatt (**Feuilleton** leider!) des Frankfurter **Konversations**blattes — berichtet, „Hillebrand in seiner neuen Auflage der deutschen „Nationalliteratur" — (warum nicht Volkheitschriftthum oder Hauptschriftthum?) — seit Lessing bis auf die Gegenwart, dem Werke eine sorgsame Feile angedeihen lassen, und namentlich eine große Menge von Fremdwörtern mit deutschen Ausdrücken vertauscht, so daß das Buch in Hinsicht des Ausdrucks und an allgemein volksthümlicher Verständlichkeit sehr gewonnen hat." Auch Gervinus hat in der neuen Auflage seines großen Werkes desselben Inhaltes viele hundert Fremdwörter durch deutsche ersetzt. Wenn nur dieses schöne Beispiel recht viele Nachahmer findet, was ohne Zweifel geschehen wird.

## Album.

Zu den Schlagwörtern der Gegenwart gehört auch das unnöthige Fremdwort **Album**, welches im Lateinischen nur weiß heißt, und mit dem deutschen albern die größte Aehnlichkeit hat. Es hat mehrerlei Bedeutungen, die wir im Deutschen ganz gut ausdrücken können; zuerst benannte man

damit in früherer Zeit bei Adeligen ein Stammbuch; dann versteht man darunter ein Gedenkbuch, ein Freundschaftsbuch, worin Aufsätze, Gemälde, Zeichnungen ꝛc. von Freunden enthalten sind; auch ein bloßes Sammelheft wird so genannt. Warum bedient man sich nicht dieser gut deutschen Wörter und wendet immer jenes alberne, dem Volke immer dunkle Wort Album an? — Aus dem bekannten Grunde, weil die meisten Deutschen nicht daran denken, ob sie deutsch oder lateinisch oder französisch ꝛc. reden und wie sehr sie durch diesen Mischmasch ihre schöne Sprache entstellen. Dasselbe gilt auch von dem **Souvenir**, das man auf tausend und tausend Gegenständen gedruckt mit goldenen Buchstaben liest, statt Andenken, Erinnerung, Geschenk, Angebinde u. s. w.

## Fremdwörter-Schnacken.

Ein gewandter Schreiner pflegte immer zu sagen, wenn etwas nicht mit großer Sorgfalt und Genauigkeit, sondern nur oberflächlich und leicht hin gemacht werden sollte: „Zu dem braucht's keine große **Akerradez** — das macht man so ganz **phlegmatisch** hin, ohne was zu **spintisiren.**

Zu den abscheulichen Fremdwörtern gehören auch mobilisiren und demobilisiren. Wie jenes ein Heer ausrüsten heißt, so kann dieses ein Heer entrüsten heißen. Deswegen sagte die Dorfzeitung: „Die Entrüstung nimmt in Preußen immer zu."

Wenn ein sonst rüstiger und tüchtiger Wirth in Gegenwart seiner verehrten Gäste das Licht putzen wollte, sprach er immer voll Anstand: „**Exkise**, meine Herren!" Als man ihn fragte, was das wohl auf deutsch heiße, sagte er: „so viel als **pardonniren** Sie, *Messieurs!*"

Ein geborner Handelsherr, der immer in sein Geschäft und in seine Unternehmungen vertieft war, antwortete bei der Taufe seines Sohnes, als der taufende Geistliche nach dem Namen fragte, ganz diensteifrig: „Baumann & Compagnie."

---

La Mettrie, welcher der Körperlichkeitslehre der Seele zugethan war, kam nach Berlin. Ein Haus fiel ihm auf, er fragte nach seinem Bewohner und erhielt die Antwort: „Es ist der **Materialist** N. N. Husch, war er hinein, und umarmte den erstaunten Mann als seinen Gesinnungsgenossen auf das Herzlichste, obschon dieser nur mit Rohstoffen handelte.

---

Ein Beamter sagte zu seinem im Dienste ergrauten Amtsdiener: „Jetzt kann er die Rechtsanwälte zur Tagfahrt hereinlassen!" — Dieser besann sich, weil er ihn nicht verstand. — „Hört er nichts? — „Die **Advokaten** zum **Termin** hereinlassen?" — Ja so, jetzt verstehe ich Eure Gestrengen ganz gut, wenn Sie mir es nur immer deutsch sagen wollen!"

„Da ich häufig von Gold- nach Silberberg, und von Silber- nach Rheineck-, Hirsch-, Löwen- und Drachenberg reise, so brauche ich einen Diener, der mich ra-, meine Frau fri-, meinen Knaben civili-, und uns alle in leeren Stunden amü-, sich aber gut conduitisiren soll." Fried-, Hein-, Dietrich, Stall-, Ritt-, Post- und Bürgermeister.

---

Ein schlanker und schnellfüßiger Diener erhielt von seinem Herrn zwei Aufträge, die er so vollzog. Zuerst begab er sich zum Augenglaskünstler (den der gute Deutsche nur Opticus nennt) und verlangte für seinen Herrn die **Konversationsbrille**, weil er sonst ohne dieselbe zwar wohl sehe, — aber in der Gesellschaft eine gar zu dumme Rolle spiele; dann verfügte er sich in die Buchhandlung und forderte das **Konservationslexikon**, damit sein Herr bei dem **tanzenden Thee** auch etwas Zuckerbrod bei sich habe, woran gewöhnlich in sehr feingebildeten Kreisen ziemlich Mangel sei.

## Mitglieder des Vereins für deutsche Reinsprache.

601 A. Schüßler in Mannheim.
602 C. F. Hausotter in Hanau.
603 Luise Hausotter „ „
604 J. C. Bock „ „
605 Karl Bock „ „
606 Robert Glatz „ „
607 Jonas Sattler in Schweinfurt.
608 Wr. Hugo Krebs in Mannheim.
609 J. P. Bissinger in Hanau.
610 J. Stock „ „
611 H. Schneider „ „
612 Schmidt „ „
613 Johannes Ronge in Breslau.
614 G.A.Spangenberg in Hamburg.
615 K. Mackeldey in Hanau.
616 E. Graf in Wiesbaden.
617 B. Rausch in Frankfurt.
618 L. Kohlermann in Heidelberg.
619 Marie Poppen in Freiburg.
620 Karl Schottler in Heidelberg.
621 K. Schottler „ „
622 N. Bayrer in Elsenz.
623 Elise Letzeiser in Heidelberg.
624 M. Lösch „ „
625 E. Zimmermann in Gaiberg.
626 Breunig in Heidelberg.
627 A. Holz „ „
628 F. Lechner in Nußloch.
629 A. Otterborg in Mannheim.
630 A. Weidung in Heidelberg.
631 F. v. Holtzendorf in Vietmannsd.
632 v. Holtzendorf in Vietmannsdorf.
633 G. H. Feidh in Wiesbaden.
634 A. Zinkeisen in Altenburg.
635 Karl Antoni in Heidelberg.
636 L. Dürr „ „
637 U. Becker in Mecklenburg.
638 F. Wasserfall in Detmold.
639 H. Eberstein in Hamburg.
640 J. Lichterfeld in Mannheim.
641 L. Schubnell in Mannheim.
642 K. A. Hack in Mannheim.
643 Anna Schäfer „ „
644 S. Schäfer „ „
645 J. Stein „ „
646 M. Hofmann „ „
647 L. Schott in Karlsruhe.
648 J. Morstadt in Lahr.
649 J. G. Bleuler „ „
650 Luise Schwan in Frankfurt.
651 Auguste Schwan in Frankfurt.
652 Therese Gerhode „ „
653 Josephine Holzmärker-Gerbode in Worbis.
654 Wr. Jonas in Berlin.
655 Th. Wentz in Frankfurt.
656 G. Leistmann in Frankfurt.
657 Lauer „ „
658 J.B. Reutlinger „ „
659 A. Ravenstein „ „
660 Friebel „ „
661 Wr. German Maurer in Frankf.
662 C. Dümmler in Zell a. H.
663 F.X. Armbruster „ „
664 J. Lang „ „
665 A. W. v. Zuccalmaglio-Waldbrühl in Fredburg.
666 R. Hoffmann in Echzell.
667 E. Kömpel in Heidelberg.
668 J. Irion „ „
669 Amalie Kömpel „ „
670 Sophie Irion „ „
671 H. Bach „ „
672 Karl Hüber in Rastatt.
673 Gustav Abenheimer in Heidelb.
674 Karl Näkl in Dresden.
675 H. Göttinger in Heidelberg.
676 G. Scheibel „ „
677 Wr. J. Zöllner in Aub.
678 Karl Lehmann in Lahr.
679 Joh. Klar in Heidelberg.
680 J. G. Sidler in Mosbach.

# Die beiden Freunde.

Erzählung.

## 1.

Gemeinsam kehrten aus der Fremde zwei Freunde, die seit Jahren als unzertrennliche Gefährten die Welt durchkreuzt hatten, zur theuern Vaterstadt zurück. Schon hatten sie das Weichbild erreicht und sahen des Kirchthurms Fahne glänzen, da sprach Lebrecht: „O Bruderherz! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir die Seele so beklommen wird, beim Anblick unserer Vaterstadt. Dort, wo jene Pappeln grünen, steht Binchens Haus. O Valentin! Wie wird das Herz ihr pochen, wenn sie plötzlich uns wiedersieht!"

„Vier Jahre sind verflossen, seit wir in die Welt zogen," sprach der Andere. „Nie hat der böse Feind uns zu Groll und Zwist aufgereizt; nie zeigte sich bei uns Neid oder Mißgunst, wir waren in Lust und Schmerz nur eine Seele. Darum habe ich mir schon längst für immer das Mädchen aus dem Sinn geschlagen. Ist Binchen gut, wie sie war, als wir aus der Heimath zogen, so führst Du sie als Braut heim — mich soll's weiter nicht verdrießen!"

„Mit nichten, Freund," sprach jener, „Du hast weit mehr Geschick zur Ehe, als ich. Dein freundlich milder Sinn, die Kunst zu schweigen, die Nachsicht und Gelassenheit, Dein Hang zur Häuslichkeit sind lauter Tugenden, die Dich dazu befähigen. Es bleibt dabei! Ich habe auf Binchens Hand verzichtet; und haben wir am eignen Herd den eignen Webstuhl uns errichtet, so eröffnest Du ihr Deinen Wunsch und knüpfst mit ihr den Ehebund. Ich aber leb' und sterbe als Junggeselle."

„Bis dahin kommt es mit Dir wohl nicht," sprach Valentin mit glühenden Wangen. „Darum wollen wir nicht weiter streiten. Binchens Herz scheint mehr Dir, als mir, gewogen; das reicht schon hin, daß ich mich jedes Anspruchs auf sie begebe. Der Gleichmuth schützt mich gegen Binchens

Zauberbild. Die Sehnſucht iſt erloſchen und ſie iſt dem freien Herzen nur noch als Braut des Freundes werth!"

„Da ſeht mir doch den Schalk," rief Lebrecht aus. Du magſt Dich verſtellen, wie Du willſt, ich weiß, woran ich bin. Verliebt warſt Du von Kindesbeinen an in die Dirne; ich habe Dich belauert und behorcht, und es iſt klar, daß bis zu dieſer Stunde ihr Bild nicht aus Deiner Seele wich. Mein Blick durchſchaut Dein Innerſtes. Was Dein Gemüth mit Sehnſucht füllt, willſt Du mir zum Opfer bringen. Doch das darf nicht ſein, ich kann mich nicht von Dir an Großmuth übertroffen ſehen."

Während ſie ſo ſtritten, näherten ſie ſich immer mehr der Vaterſtadt. Mit ſanftem Schlängeln bog der Pfad ſich über fette Aecker, die rings mit Hecken umgeben waren.

„Wie ſich die Aeſte an dem Geſträuche mit ihrer Laſt zur Erde neigen," ſprach Valentin; „nach dieſem Zeichen wird es einen harten Winter geben. Denn ſieh nur! die vielen rothen ſchwarzen Beeren, von welchen das Buſchwerk ſtrotzt!"

„Ich glaube, es rappelt mit Dir! Das iſt Unverſtand! Wo wachſen hier Sträucher, die rothe ſchwarze Beeren tragen? Wohl ändert ſich nach Umſtänden die Farbe; doch nichts iſt roth und ſchwarz zu gleicher Zeit!"

Finſter ſprach Valentin, „nie ſchien mir eine ſolche Kleinigkeit der Widerlegung werth! Du eiferſt umſonſt in Sachen, die ſich ſelbſt erklären. Zum Henker! Sind die ſchwarzen Beeren nicht, wenn ſie grün ſind, immer roth?"

„So ſchlag' das Donnerwetter drein," ſchrie Lebrecht, voll Wuth. „Gibt's wohl einen zweiten Narren irgendwo, wie Du? Mit ſolchen Tollheiten willſt Du meinen geſunden Sinn befehden und mich noch dazu verhöhnen? Nun kenn' ich Dich, auf ewig wende ich Dir den Rücken, mit unſerer Freundſchaft iſt's vorbei!"

„Du willſt es ſo? Es ſei," rief der Andere; „doch wiederhol' ich Dir, es fruchtet hier nicht Widerſpruch und Gegenſatz, roth bleibt grün in Ewigkeit."

So flammte plötzlich das Feuer der Zwietracht in ihrer Bruſt hell auf. Einer ging nach Morgen, der Andere gegen Abend, und einzeln zogen ſie, die ſeit langer Zeit ein Herz

und eine Seele waren, von Groll erfüllt, zum Thor der Vaterstadt hinein.

## 2.

Umfächelt von der Abendkühle, saß Binchen auf der Gartenbank; der Westwind trug des Geisblattes Düfte umher, und schwirrend zogen die Käfer durch die dunkle Laube.

„Seit gestern," flüsterte sie, „sind beide Wanderer von ihrer Reise zurück, und Keiner läßt sich vor mir sehen? Wie soll ich das erklären? Ist allmählig in der Fremde die Neigung, welche uns früher so innig verband, aus ihrer Seele verschwunden? Wich unvermerkt mein Bild, wie es dem Auge sich entzogen, auch aus der Erinnerung Kreis?

Erschrocken fuhr sie auf, denn im nahen Gebüsche vernahm sie Tritte, und plötzlich stand Lebrecht vor ihr.

„Nicht länger," rief er stürmisch, „kann ich Haus und Hof mit scheuem Schritt umschleichen, es treibt mich unwiderstehlich, mit Allgewalt zu Dir hin!"

„Was," versetzte sie mit Beklommenheit, „hielt Dich zurück, daß Du nicht früher schon gekommen? Du sprichst in Räthseln; was schleichst Du furchtsam um die Schwelle, die Dir nie verboten war? Was scheust Du das Tageslicht und findest Dich so spät bei mir ein? Was bedeutet Dein Lauschen im Gebüsch? Wie kommt es, daß Valentin Dich nicht begleitet hat?"

„Er ist daheim," sprach Lebrecht stotternd. „Wohl mag das traurige Schicksal der Mutter ihn dazu veranlassen, die er erblindet wiederfand. Uns aber hat schon, als wir in der Nähe der Stadt waren, ein Streit entzweit, zwar wegen einer unbedeutenden Sache; aber doch haben wir voll Bitterkeit uns deshalb von einander getrennt."

„Für immer?" rief sie mit einem Vorwurf, „ich merke schon, von wem das Unheil ausgegangen! Gewiß von Dir, der immer gern streitet und stets das letzte Wort behaupten will. Von Jugend auf warst Du ein Hitzkopf; Valentin gab immer nach und war zum Frieden geneigt."

„Ich muß es leider zugestehen," sagte Lebrecht. „Seit wir uns zum Letztenmale sahen, nahm diese wilde Heftigkeit

von Jahr zu Jahr überhand bei mir. Wenn mein Zorn zur Wuth ſich entzündet, ſo kenne ich mich nimmermehr. Doch ſanft und gut iſt Valentin! Von Allem, was ſich geſtern zwiſchen uns begeben, trifft die Schuld mich allein, nicht ihn."

„Das iſt erlogen," erſcholl's im Buſche, und plötzlich eilte Valentin herbei. „O Binchen," fuhr er fort, „glaub' ihm von Allem nichts, was er da ſpricht! Um grüne, rothe, ſchwarze Beeren entſpann ſich unſer Streit, und ich bin ganz allein Schuld daran!"

„Genug davon," ſagte Binchen. „Betrügt mich nicht der Augenſchein, ſo ſeid Ihr beide gleiche Thoren. Das aber merkt Euch, daß Ihr mir nicht mehr unter die Augen kommt, bis Euer Groll erloſchen iſt. Denn wie ich früher Euch ſagte, ſo ſeid Ihr noch immer in gleichem Maß mir lieb und werth! Doch verließet Ihr Eure Vaterſtadt, um nur in der Fremde ein zänkiſches Herz zu nähren, ſo will ich, obgleich es mich ſchmerzt, nichts mehr von Euch Beiden wiſſen." — Mit drohender Geberde flog ſie durch den Garten und verſchwand.

„O Höllenſchmerz," rief Lebrecht, „den kann ich nicht ertragen!" und lehnte ſich auf die nahe Ruhebank.

„Es geſchieht uns ganz recht," ſprach Valentin, „der derbſte Verweis iſt nicht ſo derb, als wir es verdienen. Doch warum grämſt Du Dich? Hat Binchen mich mit allzu günſtigem Blicke angeſehen? — Oder hat ſie bei meinem Erkennen allzu ſehr Vergnügen ausgedrückt? — Wie ſtimmt das zu gewiſſen Schwüren, die ich vernahm zu anderer Zeit?"

„O laß mich jetzt in dieſem Augenblick mit Stichelreden doch in Ruh'," erwiederte Lebrecht. „Ich dachte nicht daran, ſie zu belauſchen an verborgenen Stellen; ich ſprang dort über jene Hecke, verſtauchte mir arg das Bein und kroch mühſam ins Gebüſch. Aus dem kam ich dann hervor und verbarg den Schmerz, ſo lang ich ihr zur Seite ſtand. Doch er nahm ſo ſehr zu, daß ich jetzt nicht mehr gehen kann."

„Dann freilich," entgegnete Valentin, „nehm' ich jedes Wort zurück, und um Dir die Kränkung zu vergüten, biete ich Dir Hilfe und Beiſtand an."

Schnell hob er mit kräftigen Armen den Freund empor und trug ihn durch die Dämmerung auf seinen Schultern nach Hause.

## 3.

Der Herbst hatte sich allmählig eingestellt, auf den Feldern und Fluren war der heitere Jugendreiz verschwunden. Der Wind blies mit scharfem Hauche die verwelkten Blätter durch die Luft.

Am Weberstuhl saß Valentin noch spät, als wiederholend das Horn des Wächters erscholl, in Gedanken versunken. Seine Mutter hatte sich zur Ruhe begeben. Matt flimmerte der Lampe Schein, das Schifflein durchflog die Fäden wie ein Blitz, und sein Geschwirre unterbrach die Todtenstille in der einsamen Stube. Da regten sich bekannte Tritte und Lebrecht trat zur Thür herein.

„Ein Auskunftmittel fiel mir beim Weben ein," sprach er, „das ich Dir mittheilen will, darum komme ich noch so spät zu Dir. Wie um verbotene Waare schleichen wir um das Mädchen herum, keiner will nachgeben. Fürwahr, so kann es länger nicht mehr gehen! Es muß ein ernster Schritt gethan werden! Sie hat ja uns deutlich erklärt, dem die Hand zu reichen, der von uns beiden um sie wirbt. Zuletzt verfällt sie in Unmuth, ihre Neigung verschwindet und ehe wir uns beide es versehen, kommt ein Dritter uns ins Gehege. Drum müssen wir, statt immer in Unschlüssigkeit und Zweifel zu verharren, das Schicksal selber befragen. Das Loos soll entscheiden, wer von uns um Binchen werben soll; und wie es dann fällt, so fügen wir uns, und der Zwiespalt hat ein Ende."

„Auch ich habe sehnliches Verlangen," versetzte Valentin, „den Zweifelskampf einmal zu endigen; können wir den Streit nicht anders entscheiden, so mag das Schicksal richten!"

„Zum Werke dann!" sagte Lebrecht, „ich nehme Dich beim Wort. Vor Deinen Augen werfe ich hier jetzt diese zwei Zettel in den Hut; Du ziehst den einen und ich den andern. Wer Binchens Namen erhält, dem bleibt sie zuerkannt, und der wird ihr Gemahl."

Geſagt, gethan! Aengſtlich griff Valentin in den Hut; ſein ahnendes Vorgefühl täuſchte ſein Herz nicht; er zog das leere Papier und der Treffer kam in Lebrechts Hand. Sein Geſicht ward todtenbleich, doch ſuchte er ſich wieder zu faſſen.

„Da ſiehſt Du," ſprach er, „wie das Glück Dir günſtig iſt! Das Loos hat entſchieden, nun bleibt's dabei!"

Verſtummend reichte ihm Lebrecht die Hand, riß ſich dann mit Ungeſtüm los und eilte mit Windesſchnelle zur Thür hinaus. Valentin warf ſich traurig auf's Lager, doch floh ihn der Schlaf und am frühen Morgen ſaß er ſchon wieder am Webſtuhl.

Der Tag entfloh, der Abend rückte heran. „Nun," rief er, „kann ich nicht mehr länger in dem Unmuth verharren! Ich will meinen Geiſt erheitern und mein Herz überwinden; zu Lebrecht will ich hin und ihm meinen Glückwunſch darbringen."

Mit Macht ſein Inneres bekämpfend, trat er in des Freundes Haus. Doch ſchon beim Morgenroth war Lebrecht aus der Stadt verſchwunden. Im öden Wohngemach fand man nur ſtatt ſeiner ſelbſt ein verſiegelt Papier, worin er an Valentin geſchrieben hatte:

„Auf's Neue ergreife ich den Wanderſtab und gehe in die weite Welt; und nie, Du darfſt meinem Worte glauben, wird mich Dein Auge wieder ſchauen! Ich ſollte auf Dein gebrochenes Herz mein Glück bauen? Ich ſollte Deiner Seele Frieden zerſtören? Nein, nimmermehr! Mir iſt ein leichterer Sinn beſchieden, mir fällt das Opfer minder ſchwer. Drum ehre des Freundes Wunſch als heilige Pflicht! Säume nicht, dem Mädchen, welchem Dein Herz gehört, Deine Hand zu reichen und durch dieſes Bündniß auch Stütze und Stab der blinden Mutter zu verleihen! Vom Launenſpiel des Zweifels wende zum heitern Glauben Dein Gemüth, daß ich den ſchönſten Preis gewonnen, wenn aus meiner Flucht für Dich des Lebens Glück erblüht."

„O ſeltener Freund, edler Mann," rief Valentin, als er dieſe Zeilen geleſen. Zwiſchen Luſt und Schmerz ſchwankte

ſein Innerſtes, im tiefſten Innern ergriff ihn des Freundes Großmuth. Von ſeinen Wangen floſſen die Thränen, als er beim Dunkel der Nacht ſich nach Hauſe zurück begab.

## 4.

Raſch flog die Zeit dahin; das dritte Jahr ging zu Ende, ſeit Valentin ſich mit der Geliebten durch das heiligſte Band der Ehe verbunden hatte. Mit zarter Neigung hing die Gattin an ihm, und zwei Kinder waren ihm geboren, wie Engelsbilder anzuſchauen. Des Himmels Segen war ihm zugewandt, Wohlſtand und was das Leben ſchmückt, fand er blühend in der Seinen Mitte.

Doch ſo heiter ihm auch der Strahl des Glückes ſchien, ſeine Luſt konnte nie zu rechter Freude, zum völligen Frieden gelangen. Schnell verdüſterte ſich ſein Blick, wie er an den Freund gedachte, der, wie es ſchien, für immer vom Schickſal ihm entriſſen war.

„Und ſoll denn," ſeufzte er oft, „ſich nie der heiße Wunſch erfüllen, dem liebend ſich mein Herz ergab? Immer wendet ſich im Glücke mein Auge nach der Vergangenheit hin. Was der Himmel uns ſchenkt, bleibt ein unvollkommenes Glück, und gleicht den rothen und ſchwarzen Beeren! Mein Lebrecht, wo weilſt Du in der Ferne? Wo ſoll mein Verlangen Dich ſuchen? Wohin hat ſich Dein Fuß gewandt?"

Indeß er ſo den Freund vergebens zurückrief, ſchied die Mutter von der Erde; und kaum daß er die entſeelte Hülle beſtattet hatte, riß der Tod auch die treue Gattin unbarmherzig von ſeiner Seite.

Im ſtillen Schooße der Erde lag die Frühverblühte; der Glanz des Abendrothes ſchien wehmüthig auf die Gräber. Die Genoſſen des Trauerzuges hatten ſich ſchon zerſtreut; nur Valentin, voll Gram, verweilte noch einſam an der Stelle, die ihm ſein Theuerſtes geraubt. Ein Bild des Jammers, die Wange bleich und abgezehrt, ſaß er in Schmerzen da am neuen Hügel und ſehnte ſich in die Tiefe zu der Entſchlummerten hinab.

Da war es plötzlich, als rief ſie ihm aus dem Sarge: „Was weilſt Du bei den Todten? Von dannen ruft das

Leben Dich zu Deinen Kindern, ſie harren Dein! Gedenke Deiner Pflichten, und der Troſt wird nicht fern ſein! Die Hand, die ſchmerzlich Dich berührt, läßt auch Erſatz für den Verluſt hoffen!"

Aus der Betäubung erhob ſich Valentin und ſchaute umher. Der Mond war aufgegangen und die Friedensruh der Nacht lag weit und breit auf den Gefilden. Noch einmal fiel ſein Blick auf den geliebten Hügel, dann ging er ſchweigend in ſeine Wohnung zurück. Nach den theuern Kindern war ſein Verlangen in der Bruſt erwacht.

Als er in ſeine Wohnung trat, ſaß beim Schein der Lampe tiefgebückt ein Mann im dunkeln Hintergrunde und hielt die Kinder auf dem Schooß. Den Gramerfüllten übermannte des Wiederſehens Freude und er ſtürzte ſprachlos an des Freundes Bruſt. Es wich der wilde Schmerz und Thränen linderten das Flammenfeuer, das in ſeinem Innern glühte.

Nun ſoll uns der Tod allein ſcheiden," rief Lebrecht aus. „Wie ſonſt in Glück und Unglück, wollen wir wieder unzertrennlich ſein! Nimm mich nun ganz hin, nun bin ich zu Deines Lebens Frieden Dir wieder unentbehrlich. Gemeinſam wollen wir betrauern, die glühend ich geliebt, wie Du; gemeinſam wollen wir Leid und Kummer tragen, bis einſt das Land, wo für gleichen Wunſch die Herzen ſchlagen, uns die Entnommene wiedergibt! P.

---

# Capri.

(In Briefen an eine Freundin von **Friedrich Aulenbach.**)

„Lichtet die Anker und ziehet die Tau' ein und löſet die Segel!
Nach Campaniens Strand eilt mein geflügeltes Schiff.
Oder iſt eine der ſeligen Inſeln im friedlichen Meere,
Zeiget mir dorthin die Bahn, ſteuert mir dorthin den Maſt:
Denn ich bin müde, des Lebens Hefen hier länger zu trinken.
Auf und verlaßt dies Geſtad', ſuchet die freundliche Bucht,
Wo die Welle des Meer's gelinder rauſchet, ihr Spiegel,
Trunkener Bilder voll, leiſer am Ufer zerfließt.
O wie ſelig, allhier des langermüdenden Lebens
Süße Vergeſſenheit dir, Bruſt der Natur, zu entzieh'n

Unter Johannisbrodbäumen und Palmen! wie säuſelt gelinde
Durch den gefiederten Hain kühlender Weſtwinde Hauch!
Wie zerfließet in Gold des Himmels glänzender Saphir!
Leicht, wie mit Schmetterlingsflug, fliegt der Gedanke umher:
Gleich dem bunten Geſchöpf, mit allen Farben der Sonne,
Gaukelt er hierhin und dort, voll des ätheriſchen Dufts.
An die korallene Klippe, die weithin im Meer ſich verbreitet,
Hängt ein Muſchelgeſchlecht zierlich ſein farbiges Haus;
Und Du glaubeſt, wenn Du hinſchauſt von des ſchimmernden Meeres
Teppich, ein Feenreich ſei hier in Grotten erbaut.
Aber was braucht es des Zaubers? ſieh' hier an dem holden Geſtade
Einen holderen Blick! welche Geſtalten ſind das?
Reizende Mädchen, ſie bringen in Körben, die zierlich geflochten,
Einen gewürzreichen Duft ſeltener Früchte Dir dar:
Friſch gebrochene Feigen, der Goldorangen und Pfirſich'
Saftig kühlende Frucht, Trauben in Purpur getaucht.
Liebliche Töchter des lieben, des wunderbaren Eilands,
Sagt, hat die Sonn' aus Neid Euch ihrer Strahlen beraubt?
Hat die Erd' Euch ſelbſt mit der bräunlichen Farbe geſchmücket?
Hat mit dem purpurnen Kleid ſchamhaft das Meer Euch bedeckt?
Traget nicht Sorge der dunkleren Farbe, ſie hüllet nur Reize
Edleren Anſeh'ns ein in ein beſcheid'nes Gewand.
Wandelt hier am Geſtad' und ſchwimmt durch die ſilbernen Fluthen,
Nie ſah das Ufer, die Fluth trug nie ein reizender Bild.
Nicht ſo biegt mit gefälligem Reiz das zärtliche Rohr ſich,
Als die zarte Geſtalt holden Umarmungen weicht.
Wo, wo führt Ihr mich hin? zu welchen Grotten und Lauben?
Welch' ein wohltönend Geräuſch, welch' ein balſamiſcher Duft
Kündet mir an mein neues, mein ſeliges Leben? o nehmt mich
Mit, wo zum gaſtlichen Dach Lorbeer und Myrthe ſich fügt,
Wild von Reben und blühenden Roſen durchſponnen, da will ich
Unter Eurem Schutz friedliche Wohnungen bau'n.
Heiter kommt hier der Tag von der Berge duftigen Höhen,
Heiter kommt mir die Nacht, hoher Entzückungen voll.
Hier ſoll der Liebe Stern am ganzen Himmel mir brennen,
Auch die Freundſchaft erbaut hoch ſich den heiligen Heerd."

---

Capri, den 20. Oſtermonat 1849.

Es gibt, meine Theure, im menſchlichen Leben, im häuslichen ſowohl, wie im herumſchweifenden, verhängnißvolle Tage, wo man ſich mit einer Menge gewöhnlicher Dinge herumtreibt, ärgert, abarbeitet, und wo doch, trotz Mühe und Arbeit, Alles verkehrt geht. Wenn nun vollends ſolche Poltertage in Zeiten fallen, wo man von einem höheren Genuß ſich abgehalten

ſieht, ſo iſt es gar zum Tollwerden. Wie freute ich mich auf meine Ueberfahrt nach Capri; wie ward meine Freude nicht durch den herrlichen Morgen vermehrt, der mich mit ſeinem freundlich-lächelnden Sonnenſchein aus dem Schlafe rief. Ich weckte pfeifend und Lieder trällernd meine Reiſegefährten; wir nahmen in der fröhlichſten Laune unſer Morgenbrod; wir ſtärkten durch ein gutes Glas Capri unſern Muth; wir ſahen uns zwiſchen der Meerenge ſchweben, voll Wehmuth das eine Ufer zu verlaſſen, voll Freude das andere zu betreten. Es war nach neun Uhr, als die Schifflente kamen, welche gewöhnlich die Ueberfahrt der Reiſenden zu beſorgen hatten. Sie wollten ſich jedoch erſt gegen Mittag zur Abfahrt verſtehen, indem ſie die geringe Anzahl der Reiſenden als Grund vorſchützten. Wir boten große Trinkgelder, wir redeten, fluchten, ſchimpften, aber Niemand verſtand uns oder wollte uns verſtehen. Von allen Seiten ſchrie man auf uns zu, aber wir verſtanden ihr Schiffskauderwelſch nicht. Es war eine wahre babyloniſche Sprachverwirrung, wo Niemand im Stande war, auch nur den loſeſten Zuſammenhang in dieſes verworrene Gemiſche von Lauten und Tönen zu bringen. Weg war alle Begeiſterung, der Genuß des ſchönen Morgens, die Freude auf die herrliche Ueberfahrt — Alles war uns verdorben. Es ſoll zwar ein feſter Preis für die Fahrt beſtimmt ſein, aber für Reiſende, die weder vollkommen die Landesſprache verſtehen, noch wiſſen, bei wem ſie ihr Recht geltend machen ſollen, gibt es in keinem Lande der Welt feſte Preiſe. Es war mir, als ob ich in Charons Nachen ſteigen ſollte und Alles käme gelaufen, um mir noch etwas abzuködern. Endlich — dem Himmel ſei es gedankt! — ſtiegen wir, nachdem bereits ſo mehrere Stunden durch Worte und Geberden mit den Schuften vergeudet worden, in das Boot, und ich nahm, heiſer vom fruchtloſen Reden, ärgerlich über die unverſchämte Prellerei, mit ganz andern Gefühlen von Sorrent Abſchied, als ich geſtern gedacht hatte.

Aber auch auf dem Waſſer ſollte uns kein günſtigeres Geſtirn führen. Eine dicke, ſchwarze Wolke ſchwebte über uns, und wir waren kaum ſo weit vom Lande entfernt, daß das Geräuſch am Ufer wie dumpfes Gemurmel zu uns

herübertönte, als wir uns plötzlich von einem ſchrecklichen Ungewitter, wie ſolches nur die ſüdliche Halbkugel aufzuweiſen hat, überfallen ſahen. Zugleich änderte ſich der Wind, in heftigen Stößen wehend, und trieb uns gegen die uferloſe, unwirthbare Punta di Scutolo — eine ſteil ins Meer abfallende Klippenmauer, von deren Zinnen hin und wieder Wartthürme und Kapellen ragen, bis hinab zur Seeküſte von Cazzano. Wir mußten hin und her ſegeln; die Fahrt war beſchwerlich und in dem offenen Schiffe waren wir dem Ungeſtüm der Witterung ſowohl, wie der Wellen ausgeſetzt. Jeden Augenblick liefen wir Gefahr, von der furchtbaren Brandung gegen die Klippen geſchleudert zu werden. Grimmig tobte das Meer, aber ein noch ſchrecklicheres Bild war der Himmel über uns anzuſehen. Nur aus Blitz und Donner ſchien der Himmel zuſammengeſetzt. Selbſt unſern ergrauten Schiffern wurde es unheimlich zu Muthe. In den Höhlen, welche zu Hunderten hier in den Klippen vorhanden ſind, und die als Schlupfwinkel der Seeräuber dienen mögen — denn gegen das Land hin ſcheinen ſie faſt unzugänglich — gurgelte die brandende Fluth in den wunderbarſten Tönen, die in uns die ſchaudervolle Mähre zurückriefen von dem Geſange der fabelhaften Sirenen, welche hier ihren Wohnſitz hatten und den vorbeiſegelnden Schiffer mit ihren Zauberweiſen an ſich lockten und dann zerfleiſchten.

O Ihr überklugen Schriftgelehrten! die Ihr uns die Ueberfahrt von einem Lande zum andern ſo leicht vormalt, daß wir mit froher Ungeduld vom Diesſeits zum Jenſeits hinüberblicken, warum habt Ihr nicht ſelbſt den Verſuch gemacht, Eure Räthſelfragen durch Erfahrung zu beſtätigen? — Warum ſollen bloß Andere an den Luftſchlöſſern arbeiten, zu denen Eure müßige Einbildungskraft den Plan entwirft?

Das Wetter ließ nach; das Meer wogte wieder ſanft im zauberiſchen Sonnenſchimmer, der Sturm wurde zum friſch belebten und belebenden Lüftchen, das bald unſere Kleider trocknete. Jedoch dauerte es einige Stunden, ehe wir nur die Nähe von Capri erreichten. Bei dem Anblick der Inſel war plötzlich alles Ungemach, alles Langweilige der Fahrt vergeſſen. Von allen Seiten erheben ſich ſchroff in das Meer

abfallende, unerſteigliche Kalkfelſen von tiefgrauer Farbe, in den ſeltſamſten, verworrenſten Geſtalten ſich aufthürmend, und nach allen Richtungen hin zerriſſen, zerklüftet und durchhöhlt. Alles deutet auf vulkaniſchen Urſprung, und die Erdichtungen über dieſe Inſel aus der älteſten Zeit ſind Belege einer ungewöhnlichen Entſtehung derſelben. Mächtig fühlt man ſich durch jenen geheimnißvollen Zauber angezogen, mit welchem ſie ſchon aus weiter Ferne auf uns wirkte. Erinnerungen und halbverklungene Sagen aus dämmernder Vorzeit umſchweben ſie lieblich und grauenvoll. In den Klüften und Grotten ihres zerriſſenen Felſengeſtades, wo Tiber die unglücklichen Schlachtopfer ſeines Argwohns ins Meer hinabſtürzen ließ, da ziſcht und tönt es in ſeltſam unheimlichen Tönen, während das Meer, wie ein athmendes Ungeheuer, in regelmäßigem Zeitmaß ſeine Salzfluth zuſammenzieht und ausdehnt.

Die Sonne neigte ſich bereits dem fernen Iſchia zu, als wir an das von angeſchwemmten Muſcheln und Kies bedeckte Ufer hinabſprangen, und nicht auf die Erde, um ſie zu küſſen, ſondern einigen Sackträgern in die ſehnigten Arme fielen.

Der Strand füllte ſich bei unſerer Ankunft mit Leuten aus den beiden Städtchen der Inſel, mit Männern, Jünglingen, Weibern und Mädchen, die wohl im Stande waren, an die ſchöne alte griechiſche Bevölkerung des Eilandes zu erinnern. Sie nahmen die Ladung des Marktſchiffes, das eben mit uns von Neapel ankam, in Empfang und trugen ſie mit beſonderer Gewandtheit theils den hohen, ſchmalen und ſteilen, in den Felſen gehauenen Fußpfad zur Stadt Anacapri, theils die ſanftere Lehne nach Capri hinauf. Ein munterer Burſche ergriff unſer weniges Gepäck. Langſam ihm folgend, ſtiegen wir vom Landungsplatze an der großen Marina — einem ärmlichen Fiſcherdorf von etwa zwei und zwanzig Hütten, im Gegenſatz der kleinen Marina, einem einzelnen Hauſe auf der Südküſte — zwiſchen immergrünen Myrthen, Weinbergen, Lorbeerbüſchen und Maſtixbäumen, von Stufe zu Stufe, an prächtig aufſteigenden Felſen vorbei, die Inſel empor. Es jubelte hin und wieder aus blühenden Schluchten und Klüften von luſtigen Weiſen harmloſer

Menſchen; rings tönten Geigen und klapperten Handhölzchen zur zierlichen Tarantole mit der uralten, langweiligen und eintönigen Weiſe der Heuſchrecken, die tauſendweis aus den Oliven herausſchillerten. Der ſich ſchlängelnde Weg war lang, der Abend lieblich. Blickten wir zurück, ſo ſchimmerten fern herüber der reizende Meerbuſen von Neapel, Iſchia, Procida und alle pontiniſchen Inſeln. Oft verweilend, gelangten wir endlich, nachdem wir viele Felſenſtufen erſtiegen, auf den unteren Rücken der Inſel und bald darauf über eine Zugbrücke durch das Thurmthor des faſt morgenländiſch gebauten Städtchens Capri, das mit ſeinen niederen, weißen, dachloſen Häuſern, ſeinen Hallen und hängenden Gärten, maleriſch zwiſchen zwei Felſen eingeklemmt, aus reizender Anmuth ſüdlicher Pflanzenwelt herausſah. Der Burſche, der unſere Habſeligkeiten trug, führte uns bei der Kirche — das merkwürdigſte Gebäude des Städtchens — vorüber an ein mittelgroßes Gebäude. Wir traten durch eine Art Halle in ein großes gewölbtes Zimmer, das uns ſogleich eine gute Meinung von ſeinen Bewohnern beibrachte. An ſchöner Einrichtung, Ordnung und Reinlichkeit gab es den Wohnungen am Rhein wenig nach. Eine junge einnehmende Frau und zwei Mädchen, die eben im hellſten Glanze aufknospender Jungfräulichkeit ſtanden, mit Strickarbeit beſchäftigt, waren indeſſen ſein höchſter Schmuck. Gleichweit von zudringlichem Leichtſinn, als zaghafter Schüchternheit, zeigten ſie ſich unbefangen, unterhaltend und lebhaft. Sie waren nie über Capri hinausgekommen, und fanden es unerträglich, zu denken, daß nicht überall ein blaues Meer mit ſeinen ſchwimmenden Inſeln vor den wonnetrunkenen Blicken ausgebreitet liege.

Genanntes Haus iſt die ſchöne, weiße Herberge, genannt „la Vittoria“ des Herrn Michele Pagano, der zugleich Staatsſchreiber der Inſel iſt, wo wir, gegen mäßige Vergütung, die biederherzigſte Aufnahme der Welt fanden, ſo daß mir durch dieſe Bewirthung der Aufenthalt auf Capri beinahe voll feenhaften Zaubers erſchien.

Nachts 10 Uhr.

Meine Gefährten haben ſich längſt zur Ruhe begeben. Allein meine Seele iſt viel zu wach und lebendig, als daß

sie sofort in die zum Schlummer einladenden Arme des Schlafes sinken könnte. Laß denn, o Gespielin meiner Jugendjahre, frühzeitige Vertraute meiner Freuden und Schmerzen, sanfte Seele, die Entzückungen, die fast mein Herz zu sprengen drohen, in Deine treue Brust mich niederlegen!

„Runder Boden, du mein!
Mit deinen Tiefen und Höhen!
Mit deinen Wäldern und Seen!
Mit aller Kraft und Herrlichkeit,
Mit aller Lust und Lieblichkeit,
So weit mein Blick rund um sich greift
Und herrschergleich
Ein Königreich
In meiner Brust zusammenhäuft,
Bist du, runder Boden, mein!

Schönes Menschenloos!
Erobern ohne Plündern!
Im Umspannen des Ganzen groß,
Kein Theilchen um ein Theilchen mindern!
Und treib' ich mich von Ort zu Ort,
So nehm' ich, was ich ergriff, mit fort.
Der Strom, der wie ein Kämpferroß
Dahin vor meinen Blicken schoß,
Der stromwärts tanzende Schimmerbach,
Sie strömen und tanzen in mir nach.
Wenn Waldesstürme wie Weste verweh'n,
O schön, o schön,
Ein Geist am Abend vollgeschmückt
Mit Blumen, die er am Tage gepflückt!

Dennoch ungenügsam,
Geist, was strebst und streitest du?
Fliegt dir zu träg des Lebens Flug?
Ist dir der Himmel nicht blau genug?
Sähst du gern zwei Sonnen droben?
Sollen Westwinde wie Stürme toben?
Sanfter, seliger Selbstgenuß,
Weiß auch der von Ueberdruß?

„Ach, so ärmlich Alles! und so eng!
„Alle Erdenlust so unvollendet!
„Wenn der Geist aus diesem Nachtgedräng'
„Sich hinan zum hellen Himmel wendet,

„Wenn die Weltenlichtermyriaden
„Durch das Unermeßliche ſich dreh'n,
„Ach, er muß es ſeh'n,
„Und von Luſt und Leben überladen
„Auf dem grauen Fleckchen Erde ſteh'n! —"

Menſch, du ſollſt genießen und nicht ſtreben!
Menſch, wer hieß dich meſſen Kurz und Lang?
Welten gehen ihren ſtillen Gang,
Und ein Punkt will ſeiner Bahn entſchweben? —

Freue, freue dich mit Seel' und Leibe!
Freue dich der goldnen Sonnenſcheibe!
Nur für Geiſter iſt ſie eine Welt.
Geiſter laß den Weltenraum durchſchwimmen!
Jene Sonnen, die wie Lämpchen glimmen,
Sind für dich zu Lämpchen aufgeſtellt.

Friedliches, fröhliches Dichten und Trachten,
Leb' ich und web' ich im Himmelreich?
Keine der Gaben der Liebe verachten
Will ich, ſie macht mich den Göttern gleich."

Capri, den 22. Oſtermonat.

Seit ich dies Feenland beſchritten, den Himmelsgarten unſerer kindiſchen Schwärmereien und unſeres jugendlichen Ahnens, genieße ich des ſüßen Lebens und der ſeligen Freiheit nach Herzensluſt. Ach! und warum ließ das neidiſche Geſchick Dich dieſen Himmel nicht mit mir theilen? „Reiſen," ſagt man, „iſt Leben!" Ja wohl! Reiſen — aber mit dem Mädchen, das man liebt, an ihrer Seite durch die offene, ſchöne Welt dahin zu fliegen; ſo oft man ſich getroffen fühlt von irgend einem ſchönen und erhabenen Schöpfergedanken, in der Geliebten helles Auge ſchauen und aus ſeinem treuen Spiegel die Empfindung der eigenen Bruſt wiederſtrahlen ſehen — das iſt ſiebenfach erhöhtes Leben! Das Haus, das ich bewohne, hat eine äußerſt behagliche und angenehme Lage und iſt von der einen Seite von einem ſtufenförmig anſteigenden Fruchtgarten voller Blumen, Orangen und Fächerpalmen begrenzt. Und die Inſaſſen erſt? Welch' ein vortrefflicher Schlag Leute, die man, je mehr man mit ihnen verkehrt, immer mehr lieb gewinnen muß. Fünf Menſchenalter, von der achtzigjährigen Elternmutter bis zum Säugling,

der, noch nicht erwacht zur Besonnenheit, in der Wiege schlummert, scheinen hier in der That mit der Eintracht und Zufriedenheit zusammenzuwohnen, die man von dem Leben auf irgend einem Südseeeiland mehr träumt und dichtet, als ich's hier in der Wirklichkeit gefunden habe. Meine Wirthsleute, denen ich angekündigt, daß ich leicht acht bis zehn Tage bei ihnen zubringen werde, haben mir ein niedliches Stübchen eingeräumt, das sieben Schritte in der Länge und sechs in der Breite mißt. Ein hohes geräumiges Lager, auf dem drei Menschen bequem neben einander Platz haben, drei geflochtene Stühle, ein alter verwitterter Sorgensessel und ein runder, roth angestrichener Tisch, dessen Mitte mit einem Blumentopf geschmückt ist, aus welchem eine ganze südliche Blumenwelt mit dem buntesten Farbenspiel hervorlauschet — machen meinen Hausrath. Doch halt! dort im Winkel entdecke ich so eben eine Art von Spiegel eingemauert, der aber Dir, liebes Mädchen, wenig nützen würde, denn große Rostflecken haben dem größten Theile der Platte Glanz und Klarheit geraubt, und was übrig ist, dürfte kaum hinreichen, um eine Locke davor zu ordnen oder ein Umtuch in malerische Falten zu werfen. Ein enges Fenster, halb überschattet von einem mächtigen Johannisbrodbaum, welcher die ganze Vorderseite des Hauses bekleidet und einigen Dutzend Tauben Schutz und Schirm gewährt, und eine Glasthüre, die hinaus auf einen niedlichen Vortritt führt, lassen gerade so viel Lichtstrahlen durch, als ich bedarf, um Dir diese Zeilen zu schreiben. Wunderbar heimlich und wehmüthig ist mir's zu Muthe in diesem stillen, bescheidenen Stübchen, das ein seltener, ich möchte sagen geheimnißvoller Zauber durchweht; denn Du mußt wissen, diese Räume haben einst große und vortreffliche Menschen beherbergt. Hier wohnten vor fünfzig Jahren Göthe, Matthisson, Graf Stollberg, Bonstetten, Tiedge und die edle Elisa von der Recke; in jenem Lehnstuhle hielt, von seinen eiländischen Wanderungen erschöpft, der Sänger des „letzten Minstrels" mehr denn einmal sein Mittagsschläfchen; an diesem Tische schrieb Kopisch seine „blaue Grotte", dichtete Platen seine „Fischer von Capri", und dort am Fenster, beim Hinblick

auf das geliebte Iſchia, iſt es, wo der königliche Dichter, Ludwig von Baiern, folgende Dichtzeilen eigenhändig(?) an die Wand zeichnete:

Gerne der Hauptſtadt gleißenden Schimmer, die laſtende Krone
Gäb' ich um euren Beſitz, friedliche Eilande, hin!

Dieſen ganzen Tag habe ich mich berauſcht in vollen Zügen aus dem Becher der Natur. Während des Morgens ſchwärmte ich weit und breit umher in der zauberhaften Umgebung zwiſchen freundlich-gelegenen Wohnungen, verſchwiegenen Thalſchluchten, cactusbekränzten Felshöhen; lauſchte in irgend einem heimlichen Thälchen auf das Wirken der ewigen Allkraft und fühlte die Pflanze mir befreundet und die Blume meinem Weſen innigſt nahe; flüchtete dann in irgend eine Uferſpalte, wo ich, von dem gleichförmigen Wellengetöſe eingelullt, mich verlor in unausſprechliche Träumereien. Mittags ging ich nach Hauſe, hielt mein Schläfchen, ſtieg dann hinauf auf den Vorbau und betrachtete mit Luſt die beiden Töchter meines Wirths, zwei herrliche Braunköpfchen von hinreißender Schönheit, die unter einem blühenden Granatenbaum des Gartens auf einer Raſenbank ſaßen und Kränze für's nahe Muttergottesfeſt wanden. Unwillkührlich ſang ich eines jener ſeelenvollen Lieder von Schubert in der Sprache unſeres Vaterlandes. Wie ſie da plötzlich ſich umwandten, aufhorchten, und als ich mit dem Liede endigte, wie ſie da mit ihren großen ſchön geſchnittenen Augen, in denen ein Feuer blitzte, das wahrlich nicht beſtimmt zu ſein ſcheint, hier auf dieſem einſamen Felſen zu verglühen, gleichſam flehend mir zuzuwinken ſchienen, fortzufahren, und als ich dann die Geſangweiſe wieder anhob in der ihnen fremd klingenden Sprache, ach! da hätteſt Du ſie ſehen ſollen in ihrer kindlichen Unſchuld. Sie flogen herauf und übergoſſen mich wahrhaft mit einem Meer von Blumen und Blüthen. Die Eine holte eine Zither und ich mußte nun, ich mochte wollen oder nicht, während dieſe mich auf dem Tonwerkzeug begleitete, mit noch mehreren deutſchen Liedern aufwarten. Mehrere Stunden mochten wir ſo mit einander geſcherzt haben in Spiel, Geſang und Tanz. War Anakreon mitten unter ſeinen lesbiſchen Mädchen glück-

licher zu preiſen? Erröthend drückten ſie mir die Hände und gingen wieder hinunter, aber, wie es ſchien, nicht mit der Unbefangenheit, mit welcher ſie heraufſprangen.

Ich bin ganz heimiſch in dem Kreiſe dieſer lieben Menſchen geworden und ſo vertraulich und häuslich! Alles geht wie ſpielend zu; dabei iſt eine Aufrichtigkeit, eine Herzlichkeit und Mitempfindung zwiſchen den zehn bis zwölf Gliedern dieſer kleinen Hausſchaft zu bemerken, daß man leicht die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden vergeſſen könnte. Und ich vergeſſe ſie wirklich; denn da gibt es keine Zeitungen zu leſen. Beſonders ſtehe ich mit den Mädchen, ſeitdem ich hier bin, in lebhaftem Verkehr; bald ſammeln ſie ſich um den Tiſch, wenn ich ſchreibe oder eſſe; bald ſpielen ſie im Garten mit mir unter Lachen, Geſang und Scherzen aller Art; bald begleiten ſie mich hinab zum Meerſtrand und helfen mir Muſcheln und Korallen leſen; manchmal auch beſteigen wir einen der vielen am Ufer befeſtigten Nachen, machen ihn los und laſſen uns von den brandenden Wellen weit hinaustreiben in die offene See. Den Abend ſchließt Tag für Tag ein Tanz aus dem Stegreife, oder ein raſches, munteres Geplauder. Und dennoch kann ich zur Zeit mit der Ruhe eines Stoikers ihnen in die dunkeln Augen ſehen und ſie umſchlingen mit der Unbefangenheit eines Bruders. —

Als ich nach einer Stunde hinunter in mein Zimmer kam, ſtrömte mir eine Fülle ſüßer Düfte entgegen — Ausflüſſe einer Menge der ſchönſten Roſen, Myrthen, Oleander- und Orangenblüthen, welche über Tiſch und Papieren ausgeſtreut lagen, vermiſcht mit dunkeln Nelken und der röthlich-weißen Camelie, jener wunderſchönen Blume, die vom Schmetterling die Zartheit, vom Edelſtein die Feſtigkeit und von beiden den Schmelz hat.

Wie liebe ich dieſe Blumen! welche zarte Dichtung liegt nicht in ihnen! Ihr erſter Frühlingsduft erinnert an ſtarke leidenſchaftliche Wünſche, an das Glück, das der Menſch erlangen darf, und was ihm ſo ſelten wird. In den Blumen ſehe ich beglückte Geſchöpfe, die in der ganzen Schönheit ihrer Geſtaltung, in dem ganzen Ausdruck einer ſtillen Befriedigung erſtehen. Wer ſähe auch nicht in den einzelnen

Naturerſcheinungen eine Andeutung des Geiſtes, der uns anzieht, der uns zittern, uns glauben macht?

Die Roſen des Spätrothes regnen mir zu dem offenen Fenſter herein und blühen ſelbſt auf dieſem ſchlichten Blatte. Ich lege die Feder nieder, um Sorrento's weißes Geſtade in dem ſanften Lichte glimmen zu ſehen.

„Der Abend blüht,
Sorrento glüht
Im Glanz der tief geſunk'nen Sonne.
Es küßt die See
Die ſinkende,
Von Ehrfurcht ſchauernd und von Wonne.

Ein Zauberduft
Durchwebt die Luft,
Umſchleiert Bajä's güldne Auen.
Es rauſcht umher
Das düſtre Meer
Und rings herrſcht ahnungsreiches Grauen.

O ſchönes Land!
O heil'ger Strand!
O ſchönſte Flur auf unſrem Sterne!
Dein Ambraduft
Durchzieht die Luft
Und würzet alle Näh' und Ferne.

O trautes Land!
O hehrer Strand,
Sei ſtolz auf deiner Blumen Blume!
Das heil'ge Meer
Und ringsumher
Die Eiland' huld'gen deinem Ruhme.

Nacht hüllt den Strand;
Sorrento ſchwand,
Verlodert ſind des Spätroths Gluthen.
Das Weltmeer grollt
Und gluthvoll rollt
Der Vollmond aus den düſtren Fluthen."

Anacapri, den 24. Oſtermonat.

Ich habe die Inſel nach allen Richtungen hin durchſtreift und Alles aufgezeichnet, was mir nur einigermaßen der

Beachtung werth schien. Empfange, meine Liebe, somit die Hauptergebnisse meiner gesammelten Bemerkungen.

Von Capri stieg ich auf jener Eingangs erwähnten, sich im Zickzack schwindelnd die Felswand hinanwindenden, schmalen Felsentreppe — der einzige Verbindungsweg zwischen beiden Orten — mit ihren 553 Stufen, deren Mitte ein Kirchlein bezeichnet, zum größeren Anacapri (Obercapri) hinauf.

Befremdend findet der Wanderer hier oben, auf dem weitgestreckten Bergrücken, fleißigen Feldbau, fruchtbare Gärten und ein heiteres, umgängliches Völkchen. Nach allen Seiten von lothrechten Felsen, die gleich einer Riesenmauer den Pfad versperren, umgeben, bewahrt es seine eigenen Sitten, welche der Volksglaube mit dem sagenhaften Ursprunge dieser Pflanzstadt in Verbindung bringt. Im Mittelalter nämlich, so wird berichtet, entfloh ein liebendes Paar aus Capri dem Zorn der Eltern. Die Seeküste war bewacht, eine Flucht zu Wasser also unmöglich. Da klommen sie, auf das Aeußerste beängstigt, die steile Felsenwand hinan, an der noch keines Menschen Fuß sich versucht hatte, und erreichten glücklich die obere unbewohnte, aber fruchtbare Bergfläche. Jahrelang weilten sie hier in tiefster Abgeschiedenheit, endlich wagten sie es, sich am Rande zu zeigen, und nach manchen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit der Thalbewohner auf sich zu lenken und sich zu erkennen zu geben. Da wurde Leiter an Leiter gefügt, man kletterte durch Felsenspalten und bald entstand ein munteres Dörfchen um die Hütte, welche die zwei Liebenden sich gebaut hatten.

Anacapri wird seltener besucht, weil es gleich schwer zu ersteigen und zu durchwandern ist. Die über eine Schlucht geschlagene Zugbrücke, am Ende der Treppe, kann es völlig unzugänglich machen. Das ganze Städtchen ist so reinlich, und dabei so zierlich und niedlich, daß man es einem Kinde am Weihnachtsabende zum Spielzeug schenken möchte. Die Häuser liegen malerisch zwischen Wein- und Oelgärten — das hauptsächlichste Erzeugniß der Landwirthschaft, denn an Getreide fehlt es fast gänzlich, da dessen Anbau, ungeachtet des vortrefflichen Erdstriches, wenig für den meist felsigen und steinigten Boden sich eignet — weitläufig durch einander

zerſtreut, ohne regelmäßige Gaſſen zu bilden. Einige alte Feigen- und Maulbeerbäume, Gewächſe, die vor den Obſtbäumen unſerer Dörfer den Vorzug haben, daß ſie unvergleichlich viel maleriſcher ſind, und die Hallen, jene auf weißen Steinpfeilern ruhenden Weinlauben, welche ſich an jedes Haus anſchließen, ſind ſein einziger Reiz; denn ſelbſt wahrhaft reizende Geſichtsbildungen, wie ich ſie in Capri unter den Frauen häufig ſah, ſind hier ſchon ſelten, wo man öfters afrikaniſchen Geſichtsbildungen begegnet.

Ueber Anacapri hinaus ragen links auf einem kahlen, mit Steinen beſetzten Felſen die Trümmer eines vom Seeräuber Barbaroſſa erbauten Schloſſes — ein plumpes Bauwerk mit ausgedehnter niederer Mauer, welche bis auf die höchſte Spitze des Monte Solaro führt und die Burg mit der dort unter der franzöſiſchen Herrſchaft angelegten, in Trümmer zerfallenen Feſte verbindet. In letzterer wohnt jetzt der Wächter des Fernſchreibers. Nur ein einziges Gebäude iſt auf der unwirthbaren Höhe zu erblicken, die weiße, weitleuchtende Kapelle auf dem ſüdlichen Abhange, wo einmal des Jahres Meſſe geleſen wird.

Kaiſer Auguſtus, der von den Bürgern Neapels das Eiland kaufte, hatte hier einen prächtigen Landſitz, in welchem er zu Zeiten lebte und wohin er ſeine Tochter Julia verbannte, daß ſie ihre Ueppigkeit verlerne. Später ging Tiber, der in ſeiner Jugend hier freundliche Tage mit ſeinem Stiefvater verlebte, hierher, um ungeſtört in ungeheurer Unzucht zu verfaulen, ſich und ſeine Schande vor der Welt verbergend (Suet. B. 42.). Unter ihm war Capri ein Zaubergarten. Mit ſeinen zwölf Landſchlöſſern, die nach den zwölf höchſten olympiſchen Gottheiten benannt waren, überdeckte er die ganze Inſel; in ihren Höhlen und Cedern- und Orangenhainen ſchwärmten, im Dienſte ſeiner Thierverſunkenheit, die ſchönſten Jünglinge und Mädchen, die, als Waldgötter und Nymphen verkleidet, der Venus Loblieder ſangen, welche von unſichtbaren Tonwerkzeugen begleitet wurden. Ganze Zimmer füllte er mit lüſternen Gemälden an, während die Tafeln täglich mit den koſtbarſten Speiſen: von Flamingo- und Lerchenzungen, von Muränenmilch, Gehirn der Pfauen u. ſ. w. dufteten. Fußgänge, mit

Opalen, Smaragden und Perlen belegt, führten zu diesen Lusthäusern, in welchen der zum Gott erhobene, purpurumhüllte Cäsar mit gemalten Augenbraunen, mit Goldstaub in den langgekräuselten falschen Haaren und mit Schuhen, deren Sohlen von Salben dufteten, weibischer als ein Weib, seine greisen Tage unter halbthierischen Gelüsten verbrachte. Die Geschichte spricht mit Verachtung und Abscheu den Namen des wahnwitzigen Kaisers aus, wie ich oft als Schulknabe meine Hand geballt und nicht zu Gott beten konnte für böse Menschen.

Felsig und reizend dehnt sich die Ebene aus, worin, außer den Trümmern von Götterhallen und einer Schaubühne, der Tiberpalast, die sogenannten Latebrä, liegen. Man gelangt zu ihnen südöstlich von Capri aus, auf schmalem, durch Weinberge und Olivenwaldungen bergan führendem Pfade, der bald durch Steinmauern, bald durch lose auf einander gehäufte Steine und höher hinauf durch Aloëhecken begrenzt ist. Quer durch die Weinberge und längs des Saums der höchsten Felsen bemerkte ich weite Netze zum Fang der Wachteln ausgespannt, die zweimal des Jahres in ungeheuren Schaaren ziehen und kehren, und Capri vorzugsweise zum Ruhepunkte wählen. An einem Tage werden oft achthundert dieser Zugvögel, die hier von ausgezeichnetem Geschmack sind, gefangen. Sie sind, mit den in den Felsenspalten wohnenden grauen Kaninchen, das einzige Wild des Eilands und eine der ergiebigsten Erwerbsquellen der Bewohner. Der Bischofssitz empfing aus diesem Handelsgegenstande ehemals seine reichen Einkünfte. Dies gab Veranlassung, den dasigen Bischof, der früher auf Capri, jetzt in Sorrent, das mit Capri ein Bisthum bildet, seinen Wohnsitz hat, sprichwörtlich nur den „Wachtelbischof" zu nennen. Noch befindet sich dessen Schloß südwärts von Capri, nach dem Meer zu.

Von dem Tiberpalaste sind noch mehrere kleine verschüttete Gemächer und einige größere rohe Gewölbe vorhanden, die uns der Führer als Marterkammern zeigte; sie waren aber nur kühle Erdgeschosse. Der Fußboden ist mit weißschwarzer Einlegarbeit belegt. Zwei riesige korinthische Pfeiler von Backsteinen, die als Muster dieser Bauart gelten, scheinen

Ueberreſte des Eingangs zu ſein. Die übrigen Trümmer des Palaſtes ſind von geringem Kunſtwerthe, ſeitdem vier prächtige Säulen von hier in die Königskapelle nach Caſerta, eine prachtvolle Einlegarbeit nach Portici, und andere Reſte dieſes Prachtſchloſſes zur Ausſchmückung von Kirchen und Paläſten mancher Großen nach Neapel und England wandern mußten. Auf den Trümmern ſteht jetzt eine kleine Kapelle, neben welcher ein Einſiedler wohnt — einer jener zünftigen Bettler, wie deren faſt auf allen ſchönen Punkten in der Umgegend von Neapel horſten, die für etwas Brod und ſchlechten Wein ſich unverſchämte Trinkgelder geben laſſen. Etwa fünfhundert Schritte davon befindet ſich ein ländlich gebautes Luſtſchloß, dem König von Neapel gehörend, der hier öfters, des Fangs der Wachteln halber, verweilt.

Hinter den Latebris (Schlupfwinkeln) ſtürzt ein Fels ſenkrecht ins Meer; es iſt dies die Stelle, von der hinab Tiber alle jene Unglücklichen ins Meer werfen ließ, welche, durch Sturm oder Zufall veranlaßt, auf der Inſel landen mußten.

Noch habe ich, meine Theure, Dir eine Kleinigkeit mitzutheilen — eine Erzählung, die ich gerne in die Falten des Briefes verſtecken möchte! Es gibt hier junge Mädchen, die vor dem Schlafengehen, nach Vorſchrift einer Wahrſagerin, gewiſſe Kräuterkuchen genießen, und ſich an den Hals ein Säckchen hängen, worin drei Blumen, eine weiße, rothe und gelbe, eingebunden ſind; die Blume, welche die Erwachende am Morgen zuerſt aus dem Säckchen zieht, zeigt ihr den Gatten, den ſie bekommen wird: iſt es die weiße, ſo heirathet ſie einen jungen Mann, die rothe verräth ihr einen Gatten von reiferem Alter, die gelbe einen Wittwer. Der Traum, den das Mädchen während derſelben Nacht gehabt hat, gibt zu erkennen, ob der Zukünftige reich, ſchön und liebenswürdig ſei, mit einem Worte, ob er alle die Eigenſchaften haben werde, die den Wünſchen und Erwartungen entſprechen.

Lebe wohl, meine Liebe!

„Mein geiſtig Weſen ſchwebt um Dich
In Deiner Lieben frohem Kreiſe:
So zärtlich und ſo ſanft und leiſe
Wie Kußgelispel naht es ſich;

Und wenn's auf Deiner Wange brannte,
Daß ſie ſich röther färben muß,
So wiſſe, Kind: es war ein Kuß,
Den ich zu Dir auf Roſendüften ſandte."

Capri, den 25. Oſtermonat.

Ach, in dieſer ruhigen Freiſtätte fühlt man ſich wie zu Hauſe! Alles iſt ſo ſchön, ſo wirthlich, daß man für immer hier wohnen möchte. Ich habe mich in dieſe wundervolle Luftwärme wie vereinheimiſcht, und gedeihe fröhlicher und kräftiger, als es je unter dem kargen, froſtigen Himmel meiner Heimath möglich geweſen wäre. Es liegt über dieſem Eilande ein wundervoller, ins Herz dringender Zauber, und wer nur Sinn für ein ſtilles, gemüthliches Leben beſitzt und durch geringfügige Entbehrungen nicht gleich um Ruhe und Heiterkeit gebracht wird, der wird ſich von Capri kaum mehr zu trennen vermögen. Es gibt vielleicht wenige, vielleicht kein Eiland in der Welt, wo der Fremde zuvorkommender aufgenommen wird, als hier, und dieſe Erſcheinung, verbunden mit dem unendlichen Reiz des Aufenthaltes ſelbſt, iſt hinlänglich, den Beſuch Capri's zu dem angenehmſten und wünſchenswertheſten Vergnügen auf der Erde zu machen. Die Schöpfung ſcheint hier dem Stande der Unſchuld näher. Wie abgeſchieden von der Welt leben viertauſend Bewohner faſt mehr in der Erinnerung der Vorzeit, als in der Gegenwart. Sie ſind ein ſchöner, kräftiger, gutgearteter und, trotz der rauhen Arbeit und Gefahren, denen ſie ſich täglich unterziehen müſſen, um ihren Lebensunterhalt zu friſten, ein froher Menſchenſchlag, der fleißig, gleich den Tyrolern, ſeine Werktage abarbeitet und frommkatholiſch ſeinen Sonntag feiert. Größtentheils Weinbauern, Schiffer und arme Korallenfiſcher, wiſſen ſie, wie die benachbarten Iſchioten, wenig von der Verdorbenheit des feſten Landes und jener ſittlichen Verblichen- und Verblaſenheit, die in Gold und Seide ſtrotzt. Auf allen Geſichtern ſpricht ſich ein zufriedener Gleichmuth, eine Abgeſchloſſenheit gegen die Erregungen des Lebens aus. Schon die abgeſonderte Lage des Eilandes ſcheint es ihren Kindern als eine Pflicht aufzuerlegen, ihre Wünſche und Gefühle in gewiſſem Maße auf die Grenze ihrer meerbeſpülten Ufer zu

beſchränken. Es liegt das Anziehende ihrer einſamen Größe in den Wogen verborgen.

An ihrem Eilande hängen die Capritaner mit gleicher Liebe, wie die Schweizer an ihren Alpen, Thälern und Seen, und achten es für ein Unglück, vom Meer entfernt zu ſein. Dagegen iſt in dieſer Abgeſchiedenheit und der daraus entſtehenden Sehnſucht nach Verkehr mit Andern gewiß der hauptſächlichſte Grund zu ſuchen, warum ſie gegen Fremde eine ſo ausnehmende Gaſtfreundſchaft beweiſen. Für das nicht ſo häufig gegönnte Vergnügen, aus ihrem gewöhnlichen Gleiſe treten zu können und ihre Vorſtellungen erweitert zu ſehen, wiſſen ſie gar nicht genug dankbar zu ſein; ſie bieten Alles auf, was in ihren Kräften ſteht, um nur einigermaßen ihrer Pflicht, wie ſie ſagen, Genüge zu thun, und zeigen durch die That, daß Worte, die ſie gewöhnlich im Munde führen, z. B. „unſer Haus gehört Ihnen; iſt es eng, ſo iſt unſer Herz doch weit," mehr als Redensarten ſind. Ueberhaupt wird jeder aufmerkſame Reiſende, der Gelegenheit hat, das Volk in Italien kennen zu lernen, wahrnehmen, daß in der Regel die Eilandbewohner gefälliger und ſanfteren Weſens, und dabei gewandter und thätiger ſind, als die Bewohner des Feſtlandes. Duldſam und bereitwillig fügen ſie ſich ohne Widerſtand den Anordnungen der Geſetze. So fleißig indeß die Einwohner auch ſind, ſo verſinken ſie dennoch durch die verkehrten Maßnahmen der Regierung von Jahr zu Jahr tiefer in Dürftigkeit. Der einzige Stapelplatz ihrer Waaren iſt Neapel. Ihre Erzeugniſſe, größtentheils Wein und Oel, müſſen ſie zu einem unerhört hohen Preiſe verzollen — ein Loos, das ſie mit Iſchia theilen. Was noch drückender auf ihnen laſtet, iſt, daß ihr Eiland gleichſam zum neapolitaniſchen Sibirien erkoren wurde, und jederzeit einige dreißig Soldaten — größtentheils vom Tode oder der Schiffſtrafe begnadigte Räuber und Mörder daſelbſt ihre Strafzeit nicht etwa im Kerker, ſondern als dienſtthuende Krieger abbüßen. Sogar das bei dem ſalzgeſchwängerten tyrrheniſchen Meere ſo häufig in den Vertiefungen ſich anſetzende Seeſalz zu ſammeln, iſt bei Schiffſtrafe verboten.

Alle Capritaner haben entſchiedene Anlage zur Tonkunſt, die ſie gleich dem Tanze leidenſchaftlich lieben. Es iſt Niemand, der nicht ſingt oder die Guitarre ſpielt. Die liebliche Einfachheit und der unendliche Reiz der Volkslieder läßt ſich nicht ſchildern. Sie lieben ſehr die weichen Tonarten, ſingen meiſt einfache Geſangsweiſen ohne Abwechſelung der Stimme, und begleiten ſie mit der Guitarre oder Geige. Sie ſind alle an die Geliebte gerichtet, voll ſüßer ſchmachtender Empfindung, theokritiſcher Hirtengedichte würdig. Die Tarantola wird hier noch unendlich anmuthiger und reizender getanzt, als in Neapel, und dieſer ländliche Volkheittanz beſteht aus einer Reihe von Schritten, Sprüngen und Stellungen, welche die Lebendigkeit und das Feuer des Fandango mit der Anmuth und Zierlichkeit des Saltorello vereinigen.

Die Schönheit des weiblichen Geſchlechts iſt berühmt und wird durch eine ſeltene Anmuth der Bewegung und eine maleriſche, der altgriechiſchen ähnliche Tracht erhöht; ſie iſt hervorſtechend und zeigt ein reineres, unvermiſchteres Blut, als die Küſte des Feſtlandes es bewahrte. Nur ſpricht der oft überladene, ins Auge fallende Putz — jene ungeheuern goldnen Ohrgehänge, an denen das ſchaukelnde Hörnchen nicht fehlen darf, die vielen Fingerringe, Korallenſchnüre u. ſ. w. nicht günſtig an. Daher es im Anfang befremdet, ſich von einer ſolchergeſtalt reich geſchmückten Schönen angebettelt zu ſehen. Man lacht ihr ins Geſicht, ſie lacht gleichfalls und zieht in beſter Laune ihren Weg. Es liegt in dieſem Bettel etwas Unbefangenes, Launiges, daß man nicht grollen kann.

Die Wohnhäuſer des Eilands ſind faſt alle gleichförmig und ein Stock hoch. Das Erdgeſchoß dient zur Aufbewahrung der Weinpreſſe und Oele. An keinem Haus fehlt das auf die graue Mauer mit weißem Kalk getünchte Kreuz, umgeben mit runden großen Punkten. Die Dächer ſind nicht flach, wie in Neapel, ſondern kuppelartig abgeplattete Wölbungen. Auf ihnen verbringen die Capritanerinnen den größten Theil des Tages, Wäſche oder Früchte trocknend, Rocken ſpinnend und ſingend. Der Feigenbaum rankt ſich mit ſeinen wunderlich gekrümmten Zweigen darüber hinweg, hie und da überragt von einer ſchlanken Palme, die ihre Zweige im Winde wiegt.

Um Mitternacht

Ich höre Geſang unter meinem Fenſter; ſie ſitzen auf der Bank unter der Halle. Lieblich iſt die Nacht, dicht und ſchön, der Himmel durchſichtig; das Ufer, die Felſen ſtrahlen und alle Bäume und Geſträuche duften, dabei iſt ein Drang nach Licht, Schönheit, nach Glück und Offenbarung, der den Menſchen tief ins Herz geht. Der Mond in ſeinem vollſten Glanze hat ſie wohl zum Singen gebracht oder auch die Langeweile der Ruhe; die Stimmen verbreiten ſich durch die Einſamkeit der Nacht, da hört man nichts, als das Flüſtern der Bäume und das Geroll der Wogen gegen das ſteile Ufer, die die langen gehaltenen Abſtände dieſes Geſangs ausfüllen. Im nahen Gebüſch läßt zugleich auch eine Nachtigall von Zeit zu Zeit ihren einſamen, einzigen, wiederholten Ton erſchallen, dieſen Geſang glücklicher Nächte, dieſen erhabenen Ausdruck einer menſchlichen Liedweiſe, dieſen unbeſchreiblichen Liebes- und Schmerzensſeufzer, der wollüſtig iſt, wie der verzehrende Drang, und zugleich einfach, geheimnißvoll, unermeßlich, wie das liebende Herz. Indem ich ruhig dem abgemeſſenen Wogendrang dieſer ſtummen, immer bewegten Wellen mich hingab, ließ ich ihre langſame und gleichförmige Bewegung, ließ ich dieſen dauernden Frieden, dieſe in der weiten Stille vereinzelten Stimmen und Töne auf mich eindringen. Die Natur ſchien mir zu ſchön und die Gewäſſer und die Erde und die Nacht zu leicht und zu glücklich; — der friedliche Einklang der Dinge fiel ſchwer auf mein bewegtes Herz.

Was iſt doch dieſer Geſang da unten, was dieſer Klagelaut der kleinen Nachtigall für mich? warum bin ich in ſeine Gewalt gegeben, daß ich mich der Thräne kaum enthalte? — es iſt ein Ruf in die Ferne; ach! wärſt Du dort, wo ſeine letzten Töne verhallen, und empfändeſt den Ausdruck der herzlichſten Sehnſucht, den er in mir aufgeregt hat, und wüßteſt, daß in Dir das Glück der Befriedigung läge, in Dir, die Du mir jetzt fern biſt von dem holden Geſtade der Schönheit und der unbeneideten Liebe!

Doch ich will ſchlafen! ich mag nicht mehr dem Geſange zuhören, da ich ja doch aus der Ferne nicht den Wiederhall der Gleichgeſtimmten vernehmen kann!

Es iſt wenig, was ich Dir heute mittheile: eintöniger Geſang, Mondesglanz, tiefe Schatten, geiſtermäßige Stille, Lauſchen in die unbegrenzte Ferne, das iſt Alles, und doch — es gibt nichts, was ein liebendes Herz Dir mehr zu bieten vermögte!

„Bilder umgaukeln mich, ſüßſchmeichelnde, holde Geſtalten.
Manches Sträuschen, es fliegt liebeverheißend mir zu!
Doch es ſpottet das ernſte Gemüth der verlockenden Stimme,
Lacht des gaukelnden Sinns, der am Alltäglichen hängt.
Eine kenn' ich, ſie iſt, wie die Lilie, ſchlank und ihr Stolz iſt
Unſchuld; herrlicher hat Raphael keine gemalt.
Alles Schöne, der Erde vereint, umhüllt ihre Seele,
Die aus dem Himmel des Blicks glänzt, wie der Demant, hervor,
Fromm, durch Einfalt verſchönert, veredelt durch Liebe zur Tugend
Und durch Liebe zu Dir, Vater des Lebens und Lichts!
Bannt das Geſchick mich auch in den Kreis ſchmerzvoller Entſagung,
Sind wir doch ewig uns nah', ſchön durch den Glauben vereint.
Auf dem Pfad der Natur begegnen ſich unſre Gefühle,
In den Strahlen der Kunſt ahnen die Liebenden ſich.
Deiner gedenk' ich im Wachen und Schlaf, und lächelnd, wohin ich
Irre durch Fluren und Hain, folgt mir Dein Bild: in der Pracht
Glühender Roſen, im Sammt der Aurikeln, im güldenen Krokos,
Im Violengedüft, wie im Vergißmeinnichtblau,
Strahlt's mir beſcheiden und ſanft in der Schönheit ſtiller Verklärung,
Strahlt es Beruhigung mir, Kraft in die Seele zugleich."

Capri, den 27. Oſtermonat

Ich bin im Himmelreiche! Wie ein kühner Adler wiege ich mich im ſpielenden Sonnenſtrahl, durchſchiff' ich die kühle Hochluft und bin fröhlich und ausgelaſſen, wie der Delphin, wenn er auf weitruhendem Meeresplan ferne Flöten vernimmt und muthwillig die Waſſer in die glänzende Stille der Lufthöhen jagt, daß ſie auf der glatten Spiegelfläche weithin einen Perlenrauſch verbreiten. O dieſe Gegend, dieſe Tage, ſie tragen das Antlitz des Himmelsgartens. Die Fülle lacht mich an in der reifenden Frucht, das Leben jauchzt in mir, und einſam bin ich, wie der erſte Menſch. Ich will, daß Du mich ſelig machſt, nur weil ich Dich weiß und kenne, und weil Dein ſittlich Gefühl der Raum iſt meiner geiſtigen Schöpfungen; in Dich hinein nur kann ich ja dieſe Welt der Gefühle legen, Dir nur kann ich dieſe Aeußerungen einer

erhöhten Rührung mittheilen. Deine Schönheit iſt Güte, die mich nährt, mich aufmuntert, tröſtet, die mir lohnt und den Himmel verheißt; drum nimm mich auf zu Dir, Du, auf meines Lebens Höhen gelagert, von himmelreinen Lüften umwebt, o nimm mich auf in Deinen Schooß! laß den Strahl der Liebe, die aus meinem Auge hervorbricht, in Deinem Buſen ſpielen, wie dieſer lichte Morgenſonnenſtrahl, der mich heute ſchon in aller Frühe in's Freie, auf's ungeſtüme Meer hinaus lockte!

Geſtern Abend ging ich noch hinunter an die Seeküſte und ſammelte für Dich Muſcheln und Korallen, die die Meereswellen in ſchönſter Auswahl an's Land ſpülten, und dieſen Morgen ſind wir gleich mit Tagesanbruch nach der blauen Grotte ausgezogen. Von dieſer Grotte und unſerer abenteuerlichen Fahrt um das Eiland — denn eine ſolche iſt nicht zu verſäumen, will man alle Schönheiten Capri's, das die Natur mit Wundern umgeben und mit Wundern erfüllte, genießen — hätte ich Dir ſo viel zu erzählen, daß ich jetzt nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Ich verſpare den größten Theil, bis wir Herz und Seele mündlich gegen einander austauſchen.

Wir fuhren durch's ſogenannte Felſenthor nach der zerklüfteten Südſeite. Beherzt kann man jetzt die Sirenen (Scaglia de' Galli), einen platten Stein in der großen Bucht, wo der verlockende Sirenengeſang dem vorbeiſegelnden Odyſſeus entgegen tönte, ſo wie die weitläufigen Tropfſteinhöhlen, von denen das Eiland hier unterhöhlt iſt, beſuchen. Unter dieſen Höhlen verdienen vor allen genannt zu werden: die Grotta del Matrimonio — ein zauberiſcher Punkt, geräumig, regelmäßig, früher zu einem Tempel dienend, jetzt dieſes Tempels Wölbung zum Rahmen für den herrlichſten Hinausblick auf's Meer ſich abrundend; die Grotta del Arco, hoch am Felsabſturz, unweit der kleinen Seeküſte, und jene auf der Nordweſtſeite, eine Meile vom gewöhnlichen Landungsplatze, tief unter Trümmern altrömiſcher Bauwerke, und von einem alten Thurme, Dame cuta (Dame chiusa), d. i. Frauenverſchloß, an welchen das Volk die wunderlichſten Sagen knüpft, überragt. Ich meine die blaue Grotte, Grotta azzurra, gewöhnlich

blua genannt, die merkwürdigſte von allen, welche der urgeiſtige und kühne Kopiſch, Dante's Ueberſetzer, mit ſeinem Freunde, dem Maler Fries von Heidelberg, im Sommer des Jahres 1826 neu entdeckte und durch ſeine Schilderungen den europäiſchen Ruf derſelben begründete, da ſie Jahrhunderte lang als Teufelshöhle und, von unzähligen Mährchen umſponnen, von den Einheimiſchen gemieden, von den Fremden nicht beachtet worden. —

Das Meer war ſanft und ſtill, als wir dahin fuhren, und doch bricht ſich die Fluth an dem Felsgürtel, der das Eiland umgibt, ſelbſt bei ſchönſtem Wetter ſo heftig, daß unſer Schiffchen, wie zur Zeit des Sturmes, hüpfte und wir uns flach an den Boden anlegen und feſt anklammern mußten, um der Gefahr, ins Meer geſchleudert zu werden, vorzubeugen. Nach anderthalbſtündiger Arbeit deutete uns der Schiffmann an, daß wir an Ort und Stelle ſeien. Wir ſahen den Mann verwundert an, denn nirgends war eine Einfahrt zu ſehen. Steil erheben ſich die Felſen aus dem Meere. Vergebens ſpäht das Auge nach einem Vorſprunge. Die Wände ſind von dem Waſſer tief untergraben, mehrere kleine Höhlen bergend, in welche die Fluth mit Getöſe eindringt und herausſprudelt. Endlich hielten wir an einem runden, ſchwarzen Punkte, der ſich ganz im Schaum der Brandung barg. Es iſt der Eingang zur Grotte, der äußerſt niedrig und bei ruhiger See etwa vier Fuß hoch über dem Waſſerſpiegel ſein mag. Auf Geheiß des Führers, der die Einfahrt oft genug gemacht hat, alſo genau kannte, legten wir uns auf den Boden des Nachens, und zwar flach auf den Rücken. In meiner wagrechten Lage ſah ich nichts, als den tiefblauen Himmel; bald hob mich eine Welle empor, das Schifflein ſchoß wie ein Pfeil voran, ich lag unter einem Felſen, der mir im erſten Augenblicke die Bruſt zu zerdrücken ſchien. Als ich das Auge wieder aufſchlug, war es geblendet vom wunderbarſten Lichte. Man müßte zu erblinden befürchten, wenn es nicht blau wäre. Ich befand mich in einer ſo feenhaften Grotte, daß ich vor Freude laut aufſchrie und mich ſo raſch erhob, daß der ſchmale Nachen in Gefahr kam, umzuſchlagen.

Vor mir, hinter mir, über und unter mir, allenthalben enthüllten ſich dem überraſchten Auge Wunder, die über alle Beſchreibung ſind und vor denen die Feder und der Pinſel, dieſe großen Dollmetſcher menſchlicher Gefühle und Anſchauungen, ſchwach und unbeholfen bleiben. Erſt, als das Auge ſich mit dem ſeltſamen Lichte vertraut gemacht hatte, unterſchied ich die Gegenſtände in dieſer prachtvollen, von Klippen und Meer verborgenen Badezelle, wohl die herrlichſte, die es gibt. Das Waſſer iſt ſo hell und rein und bis auf den Grund ſo durchſichtig, und von einer ſo unbeſchreiblich ſchönen glänzenden Atlasbläue, daß es ſcheint, als ſchwebe der Kahn nur auf verdichteter Luft, den Grund deckt goldſchimmernder Sand, von Seepflanzen jeder Gattung durchſchlängelt. An den Seiten der Felſen ſchimmern, ſich in der klaren Fluth badend, hochrothe Korallenbäume und andere Seethiere empor, und das ganze, ungefähr vier und dreißig Fuß hohe Gewölbe des Eſtrichs, wie gothiſcher Marmorſchnörkel herabhängend, iſt von den reinſten Azurflammen erleuchtet. Auf der Seeſeite erſcheint der Punkt, durch den das Dämmerlicht in dieſen Feenpalaſt hereinbricht, wie ein fernblinkender Stern. Die hintern Wände ſind von glänzender Tropfſteinbekleidung. Der größte Reiz aber beſteht in dem Abglanz der Waſſerfarbe an der Felswölbung. Die Pracht dieſer Urbilder kann Keiner erreichen, und was der bildenden Kunſt verſagt iſt, wird der Feder vollends unmöglich. Eine Seitenhöhle, welche ſich rechts abzweigt, bietet den günſtigſten Standpunkt, um das wunderbare Farbenſpiel zu beobachten.

Die Grotte läuft in mehrere, in den Fels gehauene, aufwärts führende Gänge aus; ſie ſind größtentheils verſchüttet, und nur mit Mühe kann man hundert Stufen weit hineingehen. Tiberius ſoll ſeine Mädchen darin haben bewachen laſſen, was jedoch ins Gebiet der Fabel gehört, da die Gänge in der Richtung nach Anacapri führen und der von der Gicht gelähmte Kaiſer in Capri hauste. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie ein Bad deſſelben geweſen. Sueton ſchildert uns Tiber's Bäder ſo genau, ſo anſchaulich; hätte der Kaiſer die blaue Grotte gekannt, gewiß wäre auch ſie die Bühne ſeiner Ueppigkeit geworden, und der Geſchichtſchreiber

würde ihrer dann ſicher erwähnt haben. Ueberhaupt ſcheint die blaue Grotte den Alten unbekannt geweſen zu ſein. Kein Dichter erwähnt ſie; wie hätte die ſchöpferiſche Einbildkraft des Hellenen dieſe Wunderpracht belebt und zu der Behauſung einer Meergottheit erhoben, deren ſinnig-ſchöne Geſchichte uns noch heute entzücken würde. Das Meer war damals höchſt wahrſcheinlich höher, und das reizende Meergeheimniß, das wohl, trotz jener verſchütteten Gänge, ein Werk der Natur iſt, blieb dem Auge der Sterblichen verborgen; ſie war allein der Amphitrite, ihren Tritonen und Sirenen bekannt.

In die Grotte gelangt man nur mit kleinen Fahrzeugen, und dies, bei günſtigem Winde und Meeresſtille, ohne Gefahr. Indeſſen iſt es, wegen oft ſich ändernder Winde im Meerbuſen, rathſam, in einem großen Kahn die Fahrt zu unternehmen, und den kleinen, mit welchem man in das Innere der Grotte will, nachzuſchleppen. Aber mitunter zürnt die blauäugige Göttin auf den verwegenen Fremdling, der ihrem Heiligthume mit keckem Fuße naht; urplötzlich ſchwillt die Fluth an, ſie verſchließt die Einfahrt, und der Reiſende iſt gefangen. Entſetzlich muß es dann ſein, von dem zauberiſchen Anblick in ihrem Innern gefeſſelt, ſo lange darin zu verweilen, bis ein ſchnell entſtandener Sturm den Ausgang wieder eröffnet. Der Tod in den Wellen wäre die gewiſſe Strafe ſolcher Verwegenheit. Dieſem vorzubeugen, vergeſſe man nicht, ſich Mundvorrath für einige Tage mitzunehmen. Für den Durſt iſt geſorgt, da an mehreren Stellen der Grotte das reinſte Quellwaſſer herabperlt.

Der Führer machte uns gerade mit dieſen Fährlichkeiten bekannt, als wir am Auskleiden waren, um uns in der klaren Fluth zu baden, die des Göthe'ſchen Fiſcherliedes gar nicht bedarf, uns in die zauberiſche verlockende Tiefe hinabzuziehen. Indeß wollten wir uns doch nicht vergebens auf das Bad gefreut haben; wir ſprangen aus dem Nachen und tauchten unter in die flüchtige, ölige Schwere, mit der das Waſſer ſich an den ſchwimmenden Körper anhängt und den Badenden von leichter blauer Farbe umfloſſen zeigt. Mir ſchwindelte darin, es war mir, wenn die Wellen etwas ruhten,

als schwämme ich in unsichtbarer Himmelsluft. Unter dem Wasser merkte ich erst recht, wie rein und durchsichtig dasselbe ist. Trotz des Wasserschleiers, der den Taucher umgibt, entgeht ihm auch nicht der geringste Gegenstand. Ich unterschied deutlich die Seepflanzen und Seethiere, die unter meinen Füßen in tausendfachen scheußlichen Gestaltungen krochen und sich ausreckten, bemerkte die kleinste Muschel und jede Tropfsteinbildung; nur nahm Alles eine dunklere Färbung an. Nach Verfluß einer Stunde stiegen wir wieder in den Nachen, kleideten uns an, und hatten zweifelsohne vor keiner lauernden Nymphe Augen Wohlgefallen gefunden, denn sonst würden wir leichtlich einige vier und zwanzig Stunden festgehalten worden sein, was nun zwar eben nicht sehr schmeichelhaft für uns gewesen wäre. Wir legten uns wieder flach auf den Rücken und machten die Ausfahrt mit derselben Vorsicht, wie vorher die Einfahrt. In Kurzem rauschte der Nachen, von einer günstigen Woge geschnellt, an's Tageslicht. Fünf Minuten waren wir im hellen Sonnenschein wie geblendet. — Alles, was wir in der Grotte gesehen, erschien uns wie ein blaues Mährchen.

Ich besuchte die Grotte zweimal. Jedoch das letzte Mal, es war um die zwölfte Stunde des Mittags, erschien sie mir in ihrer Farbenpracht nicht so anziehend, als heute früh, wo die Sonne dicht vor dem Eingange auf das Meer leuchtete und jenen zauberischen Wiederschein hervorbrachte. Ebenso, wie damals, funkelten, wenn gleich greller, am hochrothen Saume die leisen Brandungen des öligen Wassers umher, anzuschauen wie ein wallender Himmel, dessen blaues Licht die Decke darüber wundervoll erhellte, spielend in Farben aller Edelsteine. Zum Eingange herein schimmerte das helle Tageslicht und breitete, gleich einem Monde, seinen himmlischen Silberschein über die Fläche des Gewässers, das kaum merklich, sanft und träumerisch, wie die Fluth eines Landsee's, sich bewegte.

Doch was ist all' diese unterirdische Pracht und Herrlichkeit gegenüber der überirdischen, die mir aus dem Himmel deiner Augen leuchtet?

„Wohl bist du schön, o blaues Meer,
Wenn Ruhe schwebt ob deinen Wogen!
Ich komm' aus stiller Hütte her,
Fühl' zaub'risch mich zu dir gezogen.
O blauer Spiegel, licht und rein,
Ihr Wellen, die Zephyre lenken
Laßt mich in euch des Busens Pein
Und seine Stürme all' versenken.

Wohl reizend ist der Berge Duft;
Es weckt mein ganzes Wohlgefallen,
Seh' ich die blaue Nebelluft
Um ihre hohen Häupter wallen.
Dann träum' ich mir ein Feenreich,
Die blauen Nebel schweben drüber,
Und Mährchenstimmen klingen weich
Aus ferner Kindheit mir herüber.

Wohl lieblich ist des Aethers Blau'
Wölbt sichs zum Dom in hehren Sphären;
Wenn ich zu seinem Glanze schau'
Fühl' ich von Ahnung mich verklären.
Ja, dann zerreißt der trübe Flor,
Der bang den ird'schen Leib umzogen;
Beflügelt eilt die Seel' empor
Zu dir, du blauer Himmelsbogen!

Doch ach! was ist das blaue Meer?
Was ist der Nebel blaues Weben?
Was ist der Himmel, hoch und hehr,
Um den die blauen Lüfte schweben?
Ja, Meer- und Himmelsblau entflieht,
Wenn Wolken jagen, Stürme toben;
Der Nebel, der vom Berge zieht,
Ist bald ins weite All zerstoben.

Doch immer gleich an mildem Licht
Kenn' ich zwei holde blaue Sterne
In der Geliebten Angesicht,
Sie leuchten mir in jeder Ferne;
Sind sie mir nah', schweigt jede Qual,
Des Himmels Frieden fühl' ich winken,
Versunken in den blauen Strahl,
Möcht' ich im Tode einst versinken!"

Capri, den 28. Oſtermonat.

Es iſt Sonntag, und leiſer lebt unter dieſem milden Frühlingshimmel die Welt im Gottesfrieden um mich her. Heiterlächelnd, wie der Himmel, erſcheinen die Blicke der mich grüßenden Menſchen. Alles tönt und klingt, aber ſo ſanft und heiter, wie Freudenlieder aus einer ſonnigen Ferne. Wie rein ſchimmert der Tag des Herrn! wie hat er meine bebende Seele zu heiliger Andacht und Gottesfurcht geſtimmt! O könnteſt Du mir nachfühlen, wie ſelig ſtill und doch wie lebendig dieſer ſonnenlichte Ruhemorgen zugleich iſt! Die Menſchen ſind vom Schlafe aufgeſtanden, um zu ruhen.

Gelehnt auf das Steingeländer eines Gartens auf der Anhöhe blickte ich hinunter auf Capri, das im roſigen Morgenſonnenſcheine glühte. Während ich über die Milde und Schönheit der Landſchaft nachdachte, ſtahl ſich, wie eine Stimme der Auferſtehung aus ſtillen Gräbern, das ſüße Klingen der Glocken zu mir herauf; zugleich ließ ſich von der Seite, wo der Weg aus dem Thal ſich zu dem Städtchen erhebt, anfangs ſchwach, dann immer ſtärker ein feierlicher Geſang vernehmen; an den Thüren der Häuſer wurden Männer und Frauen ſichtbar, und bald erſchien vor meinen Augen ein Bild, das irgend einer zauberhaften Erzählung aus dem Mittelalter entlehnt und in die Wirklichkeit übertragen zu ſein ſchien.

An der Spitze eines Zuges von weißgekleideten Knaben und Mädchen, mit Blumen in den lang herabwallenden Haaren und brennenden Kerzen in den Händen, ritt auf einem Maulthiere ein ſtattlicher Herr, dem ein langes Gewand von goldverbrämtem violettem Tuche bis auf den Bügel hinabhing und deſſen Haupt ein Hut mit breiten Rändern bedeckte; hinter ihm folgten vier Prieſter in langen ſchwarzen Röcken und großen Filzhüten; dann kamen die mit dem Bildniß der Muttergottes und der Schutzheiligen verzierten Fahnen der beiden Städtchen, an die ſich eine lange Schaar von Gläubigen verſchiedenen Alters und Geſchlechts anſchloß, welche feſtlich gekleidet, unter Geſang und Gebet, dem Biſchof von Sorrent, (denn dies war der Herr an der Spitze des Feſtzuges) in die Kirche folgten, um den Segen des Oberhirten zu erhalten.

Ich freute mich dieser Erscheinung, die durch ihre Eigenthümlichkeit, durch den Reiz der Ueberraschung im höchsten Maße rührend und ergreifend war. Mochten solche Gebräuche und Uebungen auch von der Geistlichkeit ausgehen, um durch sie stärker auf die Menge zu wirken, immer liegt doch auf ihnen eine Art Verklärung, eine kindliche, sehnsüchtige, nach Oben strebende Andacht, welche diese Männer und Frauen, diese Kinder und Greise antrieb, sich festlich zu kleiden, und unter Gesang und Gebet der Kirche, ihrem wahren Heile, zuzuwallen.

Ich weiß nicht, ob es der heutige Tag ist, den ich feiere, oder ein anderer, nicht minder schöner aus der Jugend, aus jener lieblichen Zeit, wo ich mich zuweilen vom Kirchgange losschälte, um an einem Hügel, der Kirche gegenüber, zu liegen und zu beten. Im Geiste sah ich da meinen Vater streng und freundlich auf der Kanzel stehen; die Weise der wohlbekannten Lieder tönte aus dem alterthümlichen Gebäude zu mir herüber; das kindliche Herz legte seine eigenen Worte unter; alles Irdische, was jene Versammlnng umgab, war hier aus meinen Blicken verschwunden. Ein himmlisches Getön schwamm um mich her in den Lüften und weihete sie, und es zog sich ein Band, aus Rosenlicht gewoben, von meinem Herzen nach der stillen andächtigen Gemeinde meines Vaters hin. Der Himmel stand mir offen, und wer mißt da wohl die Seligkeit einer einzigen von jenen Thränen, in welchen da das reine Gottesgefühl überströmte! — Ach, ich weiß die Stunde nicht, wenn Er mich ruft: aber wenn der Mensch für seinen heiligsten Augenblick flehen darf, so sei es ein Augenblick, dem damaligen gleich, oder dem jetzigen! Willig und selig wird der Geist, neuauflebend im Rückstrahle jenes reinen Frührothes einer lieblichen Jugend, die Menschenhülle erblassen sehen! Wie kommt es doch, daß jede werthe Erinnerung aus den Zeiten die dahin sind, uns einen Seufzer auspreßt, während sie den Geist doch so himmlisch anlächelt? — Will das Herz mit solchen Seufzern eine Gegenwart bei dieser schnellaufrauschenden Gestalt seiner blüthenreicheren Vergangenheit verklagen? — Warum wäre es dann aber so selig? Oder haucht es den Freudenton des Dankes hinüber in die

Vergangenheit, deren geliebte Bilder jetzt den Rosengarten unsrer Gegenwart ins volle blühende Leben heraufheben, wie der Anblick heiliger biblischer Menschengestalten das Gemälde einer schönen Landschaft aus dem Morgenlande hebt? Oder gilt unser Sehnen einer dritten künftigen Gestalt, einem unbekannten Etwas, dessen Glanz in solchen Augenblicken nur wie ein Blitz vorüberzittert — zu schön, zu göttlich zart, um sich dem armen Menschenherzen heller vorzuspiegeln, als im flüchtigen Perlenschimmer einer namenlosen Thräne? Aber was kann und soll denn der Mensch hierauf antworten? Er ist ewig das Kind, welches viel fragt, und zugleich der Weise, der wenig auf die Kinderfragen zu antworten weiß.

In der Ruhe und Heiligkeit eines Sonntagvormittags ist für die Träumereien der Einbildkraft etwas unaussprechlich Anziehendes enthalten. Es erfüllt uns mit einem Gefühle des Lebens in uns, es ist die Fülle der Schöpfung selbst, die uns ringsumher umgibt. Der Mensch ist abwesend, aber das Leben ist gegenwärtig. Wer hat da nicht Augenblicke verlebt, Träumereien gehegt, die in keiner Verbindung mit der Erde stehen, und nicht mit halbgeschlossenen Augen seinen Gedankengebilden gehuldigt? Ich warf mich nieder ins duftige Gras. Alles umher war so schweigsam, so heilig, nur die Meereswellen brausten mit den Hunderten von Nachtigallen, die in den grünen Schluchten und Vertiefungen wetteifernd ihre Frühkirchenlieder anstimmten. Meine Gedanken waren fern, fern in dem schönen H . . . . . , sie waren bei Dir. Ein alter Dichter sagt irgendwo, daß die Sorge sich hinter den Mann aufs Pferd setze und mit ihm reite. Aber die Erinnerung, — dieses liebliche Lichtbild der Seele, das den Blumen Sprache verleiht, das Sterne herniedersteigen und in der stillen Werkstätte des Gemüthes die Bedeutsamkeit des Daseins ihren geheimnißvollen Sagenkreis ziehen heißt, — thut es auch. Die Erinnerung setzte sich mir auf den Schooß und lehnte ihr Köpfchen an mein Herz. Erinnerst Du Dich, sang sie, des großen stillen Sees, umschlossen von duftenden Buchen- und Tannenwäldern? erinnerst Du Dich des verschlungenen Pfades, zwischen wildem und hohem Farrenkraut, der dahin führt? des einsamen Thälchens, mit seinem muntern Vögelsang und

geschwätzigen Quellensprudel? Dort war die kleine Rasenbank, wo Du so oft bei ihr gesessen, dort die Buche, in deren glatten Stamm Du ihren Namen zierlich eingeschnitten hast. Die Strahlen der Abendsonne schimmerten durch der Bäume Zweige und ließen die Blätter im Lichtglanz erscheinen. Nicht weit davon trauerten Burgtrümmer, von wilden Rosen und Schwarzdorn umwachsen; droben hatte der Storch sein Nest. Erinnerst Du Dich der grünen Wiese, wo das Heu in Haufen stand und einen süßen Duft in der stillen Luft verbreitete? Der Vollmond schien; Knechte und Mägde gingen singend mit Rechen und blinkenden Sensen heim. Erinnerst Du Dich des schönen großen, weißen Gebäudes auf mäßiger Anhöhe, und darinnen des sonnig-hellen Stübchens mit seiner entzückenden Aussicht auf Fluß, Thal und Gebirg? Da stand der Rosenstock auf dem Fenster, dort der Majolikakrug voll duftender Blumen; da hüpfte der kleine, muntre befiederte Sänger auf Deine Schulter, dort hingen die kleinen Bilder, die sie zeichnete; dort stand ihr Saitenspiel, und da, zunächst dem Fenster, prangte ihre kleine Büchersammlung, darunter Ihre Lieblingsschriftsteller: Johann Paul Richter, Schiller und Zschokke's Stunden der Andacht. Gedenkst Du auch jenes lieblichen Sommerabends? Die Blumen hoben ihre von der Sonne gesenkten Häupter in milden Tropfen des kühlenden Thau's auf's Neue empor und dufteten süß. Alles war so ruhig, der tiefblaue Himmel so heiter und mit zahllosen Sternen besäet; der sanfte dämmernde Schein des Mondes versilberte die zauberhafte Schöpfung umher. Kein Lüftchen wehte, kein Grashalm regte sich, nur hin und wieder tönte fern herüber durch die weite feierliche Stille der Klang einer Betglocke, schlug die einsame Nachtigall im nahen Gebüsch. Am offenen Fenster saßest Du und sie, beide in die Seligkeit eines liebenden Gefühls versunken. Ueber euch stand der Himmel in unendlicher Verklärung; und eure Augen blickten bald schwärmend in die ewige Sternengluth, bald sahen sie sich schweigend einander an und wechselten Worte, wie sie nur die Sprache der Liebe kennt und nur dieser verständlich sind. Euer Herz war so voll, so selig, so überströmend, Traumlicht, Sternenlicht und Augenlicht spiegelten in einander.

Sonſt eilt die Zeit den Glücklichen, aber diesmal jagte die Zeit nicht; eine Ewigkeit, die nie endet iſt dieſe Zeit, die ſo kurz war, ſo in ſich, daß ihr kein Maaß kann angelegt werden. Da neigte ſie ihr ſchönes Haupt an Deine Bruſt, Deine Hand lehnte an ihrer jugendlichen Wange und Deine Lippe ruhete auf ihrer Stirne, und es war ſo ſtill, daß ihr Athem verhauchte, wie Geiſterathem; und während Du träumeriſch ihre vollen dunklen Seidenlocken durch deine Finger gleiten ließeſt, hob ſie mit einem Male das liebe ſüße Antlitz zu Dir auf, und mit einem Blick, in welchem ſich ihre ganze Seele verklärte, flüſterte ſie weich und ſangreich mit dem unvergeßlichen Salis:

„Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt:
Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich,
Nur ein kleiner, eigner Herd ꝛc.

Nimm dieſe Mittheilungen als Andenken hohen Genuſſes und reizender Liebesbegebenheiten auf; ſo einfach ſie auch ſind und ſo gewöhnlich, wie der Athem, der die Bruſt hebt, ſo fanden ſie doch auf der reinen, noch unbeſchriebenen Tafel der Erinnerung einen unverlöſchbaren Eindruck. O keine Erinnerung brennt mehr in meinem Herzen, auf meinen Lippen, die dieſer den Rang abliefe! Was habe ich nicht alles durch ſie ahnden und begreifen gelernt! und was können wir mehr vom Leben fordern, was kann es Beſſeres in uns vorbereiten, als die Befähigung zur Seligkeit! Wenn Sinn und Geiſt ſo bewegt waren durch das Regen zweier unverdorbener Naturen, wenn die Begierde geſpannt wird durch ihr Schmachten, wenn ihr Dürſten, ihr Trinken, ihr Brennen und Vergehen, ihr Erzeugen und Ausbrüten das Herz durchſtrömte; ſag' was hätte ich da noch ferner erfahren können im Liebesglück? welche Blume würde mir im Himmelsgarten noch duften? und welche Frucht mir noch reifen?

Durch die Macht der Erinnerung fühlte ich mich wehmüthig geſtimmt, wie es uns oft iſt beim Erwachen aus einem lieblichen Traume, deſſen Schwingungen noch nachklingen im Abgrunde des Gemüthes. Eine Weile noch lag ich in der ſeltſamen Stimmung, und griff thöricht nach den gol-

denen Wolken, mit denen die Erinnerung im Abendſchein die Fluren meiner Sehnſucht umzog, als ich plötzlich einen durchdringenden Schrei hinter mir vernahm; ich fuhr auf und bemerkte wie ein junges Mädchen, ihr Haar mit Myrthen durchflochten und mit wahrhaft raphaeliſchen Geſichtslinien auf mich zueilte und scorpioni, scorpioni! ſchrie. Der Schrecken war auf allen ihren Zügen ausgedrückt.

## Wechſelwirkung.

Mitgetheilt von **Hedwig** und **Eleonore.**

Urmächtig beſtimmt die Sprache, dieſe ewige Gegenwart, das Volk wie den Einzelnen. Mit ihrer Vollendung wächſt der Maßſtab der allgemeinen Bildung. Kein Alter und kein Geſchlecht, kein Stand und kein Amt kann ſich ihrem Lebenshauch entziehen. Sie erfaßt die Ruhe wie die Bewegung; ſie bebt im ſtillen Gedankenrieſeln der Einſamkeit, und wühlt als Thatenſturm durch die Volkswogen; ſie miſcht die eingeſchloſſenen Seelenkräfte, und löst das Geheimniß der Menſchheit.

Was die deutſche Sprache vor allen andern auszeichnet, iſt die Innigkeit mit der ſie ſich an den Geiſt ſchmiegt und die Treue mit der ſie ihn wiedergibt. Mit gleicher Liebe wiegt ſie den einfachen Herzenslaut, und ſpielt mit den verſchlungenſten Denkſätzen. Sorglich kommt ſie jedem Bedürfniß zuvor, und verſöhnt unermüdlich die widerſtrebendſten Abſtände, durch unendliche Stufen und Abſchattungen aus der wunderbaren Tiefe ihrer eigenen Erfindung.

Wie draußen der ſtändige Lichtwechſel ſtumm den Gang der ewigen Bewegung anzeigt, ſo pocht der Volksgeiſt im lauten Wort unaufhaltſam an unſer Ohr; jede, auch die geringſte Lautveränderung weiſt auf eine neue Gedankenrichtung hin, ja die Sprachunruhe hat oft ſchon ausgeſchwungen, ehe die That den Zeiger ſtellt. — Die Geſammtbildung unſerer Zeit ſtrebt nach Bewegung mit beſchleunigter Geſchwindigkeit im Fall auf die Menge hin. In gleichem Verhältniß zieht ſich die deutſche Sprache immer mehr zuſammen und

drängt auf die Wurzeln hin. Die Selbsthülfe und das Selbstgenügen schwinden mehr und mehr; die Worte erkaufen ihre innere Bestimmtheit nur mit äußerer Abhängigkeit. Wohl ermattet die freie Beweglichkeit, das Gliederspiel des einzelnen Theils in der geschlossenen Haltung des Ganzen, wird fügsam bis zur Eintönigkeit, aber nur um im Gleichmaß der Gesammtheit desto entschiedner auszuschreiten.

Gleich wie die deutsche Sprache als Frau stets den ganzen Menschen und das ganze Volk vertritt, so hat sie auch zuerst das Wesen und die Bedeutung ihres eignen Geschlechtes anerkannt, indem sie die weltbewegenden Kräfte ihm vorzugweise zugeeignet hat. Ob auch seit Jahrtausenden das menschheitliche Recht der Frauen auf Selbstbestimmung männlich zertreten worden ist, die zähe Sprache hält den Urgedanken fest, und ermüdet nicht im Schall ihn durch Jahrhunderte fortzupflanzen, bis das alte Unrecht verjährt, bis die deutschen Frauen die Höhe ihrer Sprache errungen haben.

Das ausgleichende Streben der deutschen Sprache reicht an den Boden der klaren Wirklichkeit: die sinnliche Wahrheit huldigt offen der geistigen. Zwar schärft der Verstand seine Spitzen bis zur Verletzung des Gefühls, aber der Stich reizt es nicht mehr, seit es nach der langen Nachtwache beim anbrechenden Tageslicht einzuschlummern beginnt.

Was die deutsche Sprache in wachsendem Einverständniß mit dem Weltgeist erhält, ist ihr Vorzug der Ursprünglichkeit. Die steigenden Anforderungen erschöpfen nicht, nein sie erlösen sie von ihren Schätzen: verschwenderisch verschönt sie den Augenblick, um im Dienst der Zukunft ihre Kraft zu erfrischen. Wie rein sie sich auch zu erhalten strebt, ihr Wirkungskreis liegt mitten im Schwung des Weltverkehrs, und kann sie sich zwar nicht abschließen, so darf sie doch ihre Selbständigkeit wahren. In der Wiege schon hat der Fremdgeist ihre Freiheit angegriffen, und wie oft sie ihn seitdem entwaffnet, jetzt im Alter der Machtfülle, will man sie wiederum verächtlich zwingen, den Feind in voller Rüstung bei sich aufzunehmen!

Wohl mag sich Deutschland rühmen, einst inmitten der großen Völkerströmung gleichsam als trennender Höhenzug,

den Fremdgeiſt von ſich abgehalten zu haben; doch was damals heldenmüthig behauptet worden, der vaterländiſche Boden, in den das Volk mit tauſend Gefühlſpitzen ſich eingeſaugt hat, er wird allmählig wieder verſcherzt, wird leichtſinnig dem Ausland überliefert, das lehnsherrlich ſich den Schatz vertheilt und die Freien zu Hörigen erniedert. Oder glauben wir etwa durch Reinhaltung uns an dem ewig miſchenden Weltgeiſt damals verſündigt zu haben, daß wir nachträglich die Schuld abbüßen müſſen? — Wie dem auch ſei, die künſtliche Verwirrung wird allgemein, und trotz des geprieſenen Verſtandes unſerer Zeit, erneuert ſich täglich das Schauſpiel der Ablaßzettel, die von feilen Tezeln in tauſend und abermal tauſend Fremdwörtern für das Verbrechen des deutſchen Volkbewußtſeins ungehindert verkauft werden.

Herrlich geht der Schlafſamen auf, der den reifen Köpfen unſeres Volkes wie Mohn entfallen iſt. Schwanken und Gefühlloſigkeit bemächtigen ſich des deutſchen Lebens. Unſere Sprache wird unklar, verwickelt und zweideutig; matt, eintönig und karg bis zur Dürftigkeit; ſteif und ſtarr bis zum Froſt; trüb und ſtumpfſinnig; aller Orten und unter allen Geſtalten überraſcht ſie das Fremdgeſpenſt. In ſeiner unheimlichen Nähe wirren ſich ihre klaren Züge bis zum Unſinn; ſie fühlt die Knochenhand, und kann dem Druck doch nicht entgehen. So begegnen ſich Deutſchthum und Fremdthum bei jedem Athemzug in tauſend und abermal tauſend Köpfen, und tanzen auf noch mehr Zungen die ſchauerliche Weiſe vom Todentanz.

Die meiſten Freunde der deutſchen Sprache überlaſſen ſie getroſt ihrem Schickſal; einmal glauben ſie ſich nicht bekannt genug ihr beizuſtehen, und dann haben ſie ſtilles Vertrauen in ihre Rieſenkraft, die jede Beihülfe als plumper Eingriff nur ſtören könne. Erlaubt iſt es Sprach- und Volksgeiſt wiſſenſchaftlich von einander zu trennen, ob aber der Hauch ohne Wärme athmen kann, mag der Tod nachweiſen, wenn anders unſre einſchrumpfende Sprache, vom eignen Volk verlaſſen, nicht vielleicht durch die göttliche Gnade der Fremden ihr Leben in Heuſchreckengeſtalt friſtet.

Noch jede Erhebung des deutſchen Volkes ward eine Errungenſchaft der deutſchen Sprache, ſo im Gebiet des Glaubens wie des Staates; was aber mit welterſchütternden Kämpfen im Sturm erobert worden, im friedlichen Stubenreich der Wiſſenſchaft geht alles unmerklich wieder verloren. Jedes deutſche Wort, deſſen Beſitz die entfeſſelte Volkskraft einſt mit Blut beſiegelt hat, unſre Federhelden verſchreiben es kaltblütig dem Ausland, ſo daß die deutſchen Volkmundarten und die Schriftſprache ihren innern Zuſammenhang verlieren.

Der Urwald der Wiſſenſchaft wird täglich wohnlicher, aus allen Erdgegenden brechen die Pflanzer ein, und lichten und bauen ſich Irrgänge an. Nur die deutſchen Arbeiter ſcheuen den eindringenden Sonnenſtrahl, ſchließen ſich vornehm ab, und führen Fremdlinge als Sklaven auf ihre Anſiedlungen ein. Wie kärglich der erzwungene Gewinn auch ausfällt, man muthet dem freien deutſchen Volke den Genuß der Sklavenarbeit zu, ja man geht noch weiter, und heiſcht ſelbſt Abgaben zur Erhaltung des Fremdgeſindes, kraft deſſen unſre Bildung bald um Jahrhunderte gegen den Nachbarvölkern zurückbleiben wird. Freilich iſt es bequemer den ewig fragenden Volksgeiſt mit einer unverſtändlichen Antwort abzuweiſen. Auch ſind die Wirkungen des Lichtes leichter zu berechnen, wenn daſſelbe an einer dunkeln Fläche abprallt, als wenn es ſich in lichten Wellen wunderfarbig ſpiegelt, oder gar bei der Verdopplung von ſeiner geraden Richtung abweicht und ſich ſchief bricht. — Nacht iſt es in Deutſchland, aber kann es denn nicht Tag werden, ohne daß die Urmacht hinzutritt? —

Unter den deutſchen Künſten hat die Dichtung ſich noch am wenigſten von der Mutterſprache entfernt, und läßt ſie ſich auch verlocken von den neuen wunderlichen Geſtalten unbekannter Küſten, welche der ſtille Fremddunſt gleich den Schlöſſern der Fee Morgana am Ufer des deutſchen Sprachmeeres hinzaubert, ſo fühlt ſie bald wieder Heimweh, und ſtürzt ſich mit der Fackel der Begeiſtrung tief in den vaterländiſchen Wogenſchwall, der ſie und die lodernde Flamme eben ſo hoch wieder empor trägt.

Kaum wagt es heute der ſchlichte Volksſinn die Miſchſprache zu verſchmähen. Noch lebt er zwar im ſelbſtgeſchaffnen

Heiligthum auf eignem Grund und Boden, aber ringsum werden Festungswerke gegen ihn aufgebaut, zu denen nur Vaterlandsverräther die Schlüssel besitzen. Wie lange wird man noch um Abzug der hineingeworfenen fremden Besatzung furchtsam unterhandeln? Bis Seuchen und Hungersnoth wüthen! — Ja dann erst können die boshaften Zwerge auch ihre Heilkraft am deutschen Riesen beweisen!

# Gedichte.

## Westfälische Lieder.

### Osterandacht.

Sonnenschein und Frühlingswind
Stritten auf der Straßen,
Da ging ein armes krankes Kind,
Einsam und verlassen.

Zum Friedhof war sein Schritt gewandt,
Wohin auch ich gegangen;
Ein Röslein roth trugs' in der Hand,
Zwei weiße auf den Wangen.

Ueber die Gräber schritt es hin,
Weilte an jedem Steine;
Suchte vielleicht mit trübem Sinn
Irgendwo das seine.

Ich hob den Fuß und schritt ihm nach —
Am Rand der Kirchhofsmauer
Unscheinbar ein grüner Hügel lag,
Da blieb es stehn in Trauer.

Legte die Rose auf das Grab,
Darauf viel Thränen flogen;
Und frug: warum es so früh hinab
Die Mutter ihm gezogen?

Und rief in die Frühlingsluft hinein,
In die blitzenden Sonnengluten;
„Warum muß ich verstoßen sein,
Warum muß ich verbluten!

„Warum bin ich so arm, so arm,
Was rief des Schöpfers „Werde"
Mich nur zu Kummer, nur zu Harm
Auf die schöne reiche Erde?

„Die Blumen dürfen im Felde stehn,
Die schönen Frühlingsseelen!
Wär ich ein Blümlein! nimmer gehn
Müßt' betteln ich und stehlen!

„Wühlt auch der Wind im Rosenstrauch,
Er kann ihn nicht entfärben!
Mir aber mußt' des Elends Hauch
Der Wangen Rosen verderben!

„Die Blumen stehn und sehn mich an,
Sie ahnen was ich verloren —
Daß ich nicht mehr erröthen kann —
O wär ich nie geboren!" —

An des Grabes stumme Brust sie sank,
Mit Thränen sie durchnäßt' es;
Die Festtagsglocke von ferne klang
Des Auferstehungsfestes.

Jedwedes Dörflein in der Rund'
Ließ seine Glocken klingen,
Ließ ihren ernsten ehr'nen Mund
Das heil'ge Fest besingen.

Ein Blüthenregen herniederstob,
Leiser wehten die Lüfte,
Goldschleier frohlockend die Sonne wob
Ueber die öden Grüfte.

Ein Flüstern und ein Weh'n durchlief
Des Gottesacker's Räume —
Als ob hinauf der Frühling rief
Der Entschlaf'nen stille Träume.

Ich aber lag, die Hand gepreßt
In's Antlitz, unter Cypressen;
Und hatte das Auferstehungsfest
Und hatte den Lenz vergessen!

An jenes Grabes Brust ja lag
Ein schön'rer Lenz — entblättert!
Ein voller reicher Blüthenhag,
Zerrissen und zerschmettert!

Wie sie da lagen, roth und weiß,
Die Grabesrosen beide,
Strömten meine Thränen heiß,
Vergossen in tiefem Leide.

Doch in mir eine Stimme rief,
Lauter als Stimmen hundert:
„Wie bist gefallen Du so tief,
Unseliges Jahrhundert!

„Weh Dir, daß Du an Deiner Brust,
Der starren, frühlingslosen,
Als Gruft, wie jene, tragen mußt
Die bleichen Menschenrosen! —“

Von dannen schlich das arme Kind,
Betend in stiller Trauer;
Durch die Cypressen fuhr ein Wind,
Durch mein Gemüth ein Schauer.

---

## Gruß an Heidelberg.

Will einen schönen Traum ich träumen
Voll Glanz und Duft und sonn'ger Zier,
Dann tief im Thal an Bergessäumen,
Mein Heidelberg, erscheinst du mir;
Dann schau' ich wieder von den Zinnen
Des Schlosses in dein Zauberthal
Und seh' den Neckar schäumend rinnen —
O sei gegrüßt mir tausendmal!

Den Tag — o es vergißt ihn nimmer
Mein Herz, so lang es klopfen wird,
Wo ich zum ersten Mal die Trümmer,
Drum sich der Epheu schlingt, durchirrt,
Wo, in den Anblick tief versunken,
Mein Aug' dich zitternd überflog
Und überwältigt, freudetrunken,
Dein Bild ich in die Seele sog.

Wohl hatt' ich es mit heißen Farben
Mir ausgemalt seit langer Zeit,
Und doch — sie bleichten und sie starben
Vor dieser Pracht der Wirklichkeit,
Zum Liede wurden ihre Töne,
Nun ich dich sah — genügt mir's nicht,
Denn du bist selbst in deiner Schöne
Ein unaussprechlich süß Gedicht.

Nur ein Tag war's — mir nur Secunde,
Die mir vom Glück beſchieden war,
Doch dank' ich's ihm von Herzensgrunde
Und dein gedenk' ich immerdar;
Und wäre mir zu meinem Looſe
Ein Wunſch gegönnt — ich künd' ihn nun:
Es wäre der, in deinem Schooße
Den letzten, langen Schlaf zu thun.

**Emil Grundman.**

---

## Im Herbſte.

Es ſaust der rauhe Herbſtwind durch die Bäume,
Peitſcht unbarmherzig alle Blätter ab;
Weht über Stoppelfelder unſre Träume,
Und unerfüllt ſinkt mancher Wunſch in's Grab.

Ich hab' gehofft in ſchönen Lenzestagen,
Und eine Blüthe hat mein Aug' entzückt!
Doch kann der Herbſt mir keine Früchte tragen,
Weil vor der Reife ſie ein Sturm geknickt.

Dahinziehn ſieht in ſtiller dumpfer Trauer,
Die arme Seele das geträumte Glück —
An dem nicht ahnend unter Freudenſchauer,
Abgöttiſch hing der wonnetrunkne Blick!

O jener Lenz ſchien ewig, überſchwenglich,
Nach ihm nichts mehr, und Alles gab ich hin —
Er ſchwand, — ich ſah', wie Alles ſo vergänglich, —
Und mit den Blättern ſinkt mein Hoffen hin!

---

## Gute Nacht.

Gute Nacht mein Freund in weiter Ferne,
Schlafe wohl, Dein denk ich, und bin Dein!
Mit mir wachen noch die lieben Sterne —
An Dein Fenſter bringt der Sterne Schein!
O erwach, laß Dir die Sternlein ſagen,
Wie mein Herz für Dich allein nur ſchlägt —
Und ich will ſie ſpäter wieder fragen,
Ob das Deine auch mein Bild noch trägt!

**Marie Schreppler.**

---

## Das Eichenblatt.

„Du armes Eichenblatt, wohin?“ —
Fürwahr! Ich weiß es nicht,
Seit ich des Sturmes Beute bin,
Der auch die Eichen bricht.
Mich säuselt West, mich wirbelt Nord
Vom Wald hinab in's Thal,
Vom Thal zum Berge wieder fort
Wohl mehr als tausendmal.
Verstummen, dulden ist mein Brauch.
Ich gehe, wirst du seh'n,
Wohin die Rosenblätter auch
Und Lorberblätter geh'n.

††

---

## Abschied vom Leben.

Von Elis. Kulmann.

Muß ich wirklich denn, o Erde,
Meiner Kindheit Feensitz,
Schöner Schauplatz meiner Jugend,
Dich verlassen, und so früh?

Kaum des Nests entwöhnet, schaut' ich
Tagelang sechs Schwänen nach,
Wie sie ihrer Heimathflüssen
Stolz entschweben in die Luft.

Jede Wendung ihres Fluges
Jeden kühnen Flügelschlag,
Jeden Schwung erspäht' ich; endlich
Wagt' ich meinen ersten Flug.

Meines riesigen Erkühnens
(Denn so nannten sie's) Erfolg'
War, o Tejer, deiner Lieder
Achtfach treuer Wiederhall.

Meinem Liede horcht' Elisa,
Zeichnet königlich mich aus;
Da zum ersten Mal erwachte
Die Begierd' in mir nach Ruhm.

Zwei nie untergeh'nde Sonnen,
Eine hehr wie die des Tags,
Eine sanft wie die der Nächte,
Strahlen künftighin am Pol:

Alexander und Eliſa;
Und geringerer Geſtirn'
Eine Menge reihet glänzend
Sich um ſie. Sagt, iſt nicht Raum

Für ein kleines Sternlein übrig?
Herz, du ſtrebſt zu hoch. — Es ſei.
Aber von der Liebe Händen
Auf mein Blumengrab geſetzt,

Ein nicht reicher, aber ſchöner
Laubwerkſchmucker Aſchenkrug,
Wird er, ſagt mir, meinen Namen
Retten auf die Folgezeit? —

Herz, entſag' den ſtolzen Wünſchen;
Dieſer ſelbſt ſtrebt noch zu hoch.
Alles Irdiſche vergehet,
Jeden Denkſtein ſtürzt die Zeit. —

Einen Wunſch nur noch gewähre,
Guter Himmel, deinem Kind:
Laß es noch den Lenz erleben,
Mag er auch der letzte ſein!

Meiner Blumen Düfte möcht' ich
Einmal nur noch in mich ziehn,
Einmal noch, Levkojen, Roſen,
Euch in eurer Schönheit ſehn.

Sterb' ich auch, nun ſo umkränzet
Ihr mir doch die bleiche Stirn,
Ruht mit auf dem Sterbekiſſen,
Ziert mein enges, ſtilles Haus.

Aber ein geheimes Ahnen
Flüſtert wiederholt mir zu:
„Lern' dem Irdiſchen entſagen,
Du ſiehſt keinen Frühling mehr."

„Dein entſeeltes Haupt umkränzet
Nur der Myrte ſpätes Grün;
Wenn die Blumen wieder blühen,
Schlummerſt längſt Du ſchon im Grab."

Sei's. Auch dieſem letzten Wunſche
Wink' ich ſeinen Abſchied zu;
Sag' ſelbſt dir Lebwohl, o Leben,
Süßes Einerlei des Seins.

Keine Klag' entweih' mein' Scheiden;
Undanks zeihe man mich nicht;
Viel und froh in wenig Jahren
Hab' hienieden ich gelebt.

War mein kurzes Erdewallen
Nicht ein langer Wonnereihn?
Hier ein blumiges Gefilde,
Dort ein schattenreicher Hain,

Hier ein sanft erhobner Hügel,
Dort ein aussichtreicher Berg,
Vogelsang aus jedem Busche,
Quellen, wie das Herz sie wünscht.

Und zwei Schutzgeister begleiten
Wechselnd oder oft zugleich
Jeden meiner Schritte, ebnend
Und verschönernd meinen Pfad.

Kannt' ich Schmerz, so war's der ihre,
Waren unvermögend sie,
Manches Leiden zu ersparen
Mir, die sie so sehr geliebt.

Könnten wir des Lebens Gränze
Hand in Hand zu gleicher Zeit,
Alle Drei doch überschreiten!
Denn mir fehlen werdet Ihr,

Selbst im Hochgenuß des Himmels. —
Schreiten also muß allein
Durch Dein Thal, das furchtbardüstre,
Ich, o Tod? — Verzage nicht,

Bebend Herz! Bis an des Thales
Eingang folgen sie mir nach;
Und dieweil ich es durchwalle,
Hör' ich ihres Weinens Laut.

Und am andern Thalesende
Stehet Gott und spricht zu mir:
„Sieh', Dich rettete Dein Glaube,
Und hier ist kein Scheiden mehr!"

Die Dichterin starb 17 Jahr alt in Petersburg. Von ihren Gedichten ist die sechste Auflage erschienen.

## Des Pfälzers Gruß.

Pforzheim, Wort von gutem Klang,
Tönst das deutsche Reich entlang!
Standst du nicht in alter Zeit
Gegen Tilly kampfbereit?

Unter Georg Friederich
Fochtest du nicht ritterlich?
Sanken deine Tapfern nicht
In den Tod für Glaub' und Pflicht?

Wohl des Sparters Haupt bekränzt
Lorbeer, der da ewig glänzt,
Und so lang' ein Deutschland blüht,
Rauscht auch Pforzheims That im Lied.

Pforzheim! sieh', so grüß' ich dich;
Grüß' Euch Söhne inniglich!
Grüß' Euch Töchter, hold und zart:
Eurer Väter Tugend wahrt!

Eiche, auch ein Wort zu dir:
Herrlich, sieh', behagst du mir!
Pflanz' noch manches deutsche Wort
Freudig bei den Lesern fort!

Huldige nicht welschem Schein;
Deutsch nur, Eiche sollst du sein!
Wie der Name, deutsch der Sinn,
Dies bringt Deutschland Hochgewinn.

Blüh' denn in der Zeiten Lauf,
Nimm auch meine Lieder auf!
Von der Erbach grünem Strand
Dir mit frohem Muth gesandt.

Fr. Aulenbach.

---

## Erste und letzte Klänge.

Dies sind die ersten und die letzten Lieder,
Denn nur für Dich hat meine Harfe Töne,
Die ganze andre Welt ich stolz verhöhne,
Vor Dir nur leg' ich meine Pfeile nieder.

Die sonst verschmähten Blumen pflück' ich wieder,
Doch nur damit ich Deine Stirne kröne,
Aufs Neue rühret mich der Fluren Schöne,
Doch nur, weil sie umrahmet Deine Glieder.

Ich rüttle auf die Kraft, die eingesargte,
Ist sie auch matt vom langen Grabgepränge,
Zu wacher Trauer doch sie nun erstarkte.

Drum dies die ersten, — auch die letzten Klänge,
Denn einsam bleibt die Klage auf dem Markte,
Und Dir mißfiel's, wenn ich noch einmal sänge.

v. H***.

---

## Eitel nichts!

's ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von Dem zum Andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele.
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang,
Nun ist es leer; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken.

---

## Blick in den Strom.

Sahst Du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O, starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was Dir, und soll's Dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis Deine Thränen fallen,
Und sieh' durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergeſſenheit
Des Herzens Wunde ſchließen;
Die Seele ſieht mit ihrem Leid
Sich ſelbſt vorüberfließen.

Aus Lenau's Nachlaß.

---

# Kaiſer Rudolph I. und die deutſche Sprache.

Anknüpfend an die „deutſche Eiche," zweites Heft, Seite 104, fahre ich fort — „Kaiſer Rudolph I. hat zu Nürnberg im Jahre 1273 um der deutſchen Sprache willen einen Reichstag gehalten, auf welchem beſchloſſen worden iſt, daß man forthin **Alles** in deutſcher Sprache vorbringen, verhandeln und verabſchieden (beſchließen) ſoll; von dieſer Zeit an wurde die deutſche Sprache auch mehr vervollkommnet und angebaut. Am meiſten aber trug die Kirchenverbeſſerung dazu bei."

Dieſe Stelle ſteht in der Nürnberger gedruckten Zeitgeſchichte (Chronik), Blatt 335, und zeigt uns aus langer Vergangenheit ein gleiches Beſtreben mit unſerem heutigen an, und freuen ſollte es uns Nachkommen, bei der jetzigen Neugeſtaltung Deutſchlands auch die Lenker der Staaten darauf aufmerkſam zu ſehen, was unſerem theuren Vaterlande auch in dieſer Hinſicht noth thut. — Lobend muß ich es erwähnen, daß ſchon mancher Beamte und mancher Geſchäftsmann anfängt, aus dem alten Geleiſe herauszutreten und ſich eines beſſeren, kürzeren und deutſcheren Ausdrucks zu befleißigen ſucht. Es wäre ſo überaus wichtig und nothwendig, namentlich bei Gerichten, der größten Deutlichkeit und ſomit der deutſchen ſtatt der lateiniſchen Ausdrücke ſich zu bedienen; denn der Bürger und Bauer werden durch die Fremdwörter, die ſie nicht verſtehen, gar zu abhängig von den Anwälten, ja mancher Streit würde gar nicht entſtehen; denn oft fürchtet man eine Falle, wo gar keine iſt, und ſo umgekehrt.

Beikommend überreiche ich Ihnen ein Buch *). Ich denke mir, daß es Ihnen vielleicht Freude macht, es wäre wenigstens der Besprechung in der „deutschen Eiche" werth, und man könnte vielleicht hie und da einige kurze schöne deutsche Namen daraus mit einfließen lassen, die doch wohl so gut wären, wie manche lange, hart auszusprechende Kalendernamen, wenn auch gleich Manche von unsern Gelehrten eine Schwärmerei darin erkennen wollten.

Daß die „deutsche Eiche" nur vierteljahrweise erscheint, ist meines Erachtens recht gut, man kann gleich Alles besser beisammen haben, während man sonst immer auf die Fortsetzung warten mußte.

L. T.

## Wörtererklärung zur mittelalterlichen Baukunst.

Mitgetheilt von A. Wilh. v. Zuccamaglio-Waldbrühl.

Kinnung, die, die durchbrochene Steinarbeit.
Krinne, die, ein mehrfach ausgeputzter Bogen.
Kring, der, der Rundgang hinter der Empore.
Kumme, die, die Vertiefung, das Becken.
Kusen, der, eine stabartige Säule, welche oben in eine Fläche ausläuft, um eine Bildsäule oder ein Becken zu tragen.
Langhaus, das, der untere, westliche Theil der Kirche.
Leibung, die, die innere Biegung eines Bogens.
Lichtgaden, der, das obere Geschoß der Kirche, welches über die Seitenschiffe emporragt und die Fenster enthält.
Letter, der, ein pultartiger Tisch zum Halten der Gesangbücher.
Lettner, der, das Gitterwerk, welches die Empore schließt, und die Kreuzloft trägt.

*) Für das Buch: „Weihe-Denkmale der Urältern-Tugend, von S. Schubaur," — meinen herzlichen Dank. Wenn die „deutsche Eiche" wieder einmal erscheint, so werde ich gern davon Gebrauch machen.
A. d. Herausg.

Lopgang, der, oder die Lope, Laufgang, der Gang außen um die Kirchen, über deren Seitenschiffen, im Volksmunde auch Leupe oder Leuwe genannt.

Lugger, der, ein kleiner, stumpfer, vorspringender Thurm.

Lurre, die, die Nachbildung eines Taues in Stein, eine Verzierung der fränkischen Zeit.

Luftsicht, die, das Belvedere, auch Schönsicht.

Muldung, die, ein meist aus gebogenen Linien bestehender Zierrath, Theile eines Gemäuers senkrecht oder wagerecht einzufassen. In der alten Kunst kannte man als vorzüglichste Muldungen die Leiste oder das Ringlein, den Reifen, den Kehlleisten, den Hohlleisten, die Rinne, den Wulst, das Pfühl.

Mistel, die, Ausputzung eines ablangen Raumes, weil sie dem Blatte jener Pflanze ähnelt.

Nagelknopf, der, eine dem Nagelknopfe ähnliche Verzierung der fränkischen Bauzeit.

Nobbe, die, eine aus Laubwerk knopfartig gebildete Verzierung, um einen Spier oder Thurm zu überragen. Gewöhnlich ist sie in zwei oder drei Quirlen geordnet, die unter ihr umlaufende Muldung wird Quader oder Hals genannt, der obere Theil der Nobbe aber die Eichel.

Nölter, der, der kleine Bogen, der von Kragstein zu Kragstein springt und so die Mauern unter dem Dache krönt. Verwandt mit dem englischen Knott.

Ocher, der, der obere Dachraum, der Speicher.

Older, der, oder Ohlder, auch wohl Söller, die über den Seitenschiffen angebrachte Wallei für Gesangreigen, oder zur Aufnahme des Volkes.

Osterei, das, das eiförmige, später kreisförmige Gebilde an der Decke, welches das Bild des Erlösers, auch wohl ein Marienbild enthielt.

Panne, Pane, die, ein Fach in einer Wandbekleidung des Täfelwerks.

Pais, die, oder Pietsche, ein Gemälde, das in der Kirche zum Küssen rundgeboten wird.

Perche, die, eine große Wachskerze, eine Feuervorrichtung, irgend wohin ein Zeichen zu geben.

Pflockwerk, das, eine Verzierung, die zuſammengeſetzten Stäben ähnlich.

Pinne, die, ein winklichter Aufſatz von durchbrochener Arbeit an Baldachinen, Fenſtern, Thüren.

Plaſſe, die, eine meſſingene Grabplatte.

Plitte, die, eine viereckige Tafel unter einer Säule.

Ploje, die, die Falte in Nachbildung der Gewandung.

Prieche, die, der Kirchenſtuhl im Empor.

Quader, der, ein behauener Stein, Geviertſtein.

Queife, die, die bandartige Verzierung aus Blattwerk.

Quirl, der, die nach vier, ſechs, acht Seiten ragenden Spitzen von Laubwerk an Thürmen oder Steinſpitzen.

Quink, der, Quinkbogen, der Bogen, welcher in den Ecken eines gevierten Baues (Thurms) angebracht wird, um ihn achtſeitig höher zu führen.

Ranft, der, der abgemuldete Rand der Balken und Steinpfeiler an Fenſtern, Thüren u. ſ. w.

Rauchfang, der, der über dem Heerde angebrachte Theil des Schlotes, den Rauch aufzunehmen.

Remter, der, Feſtſaal in Klöſtern, Burgen u. ſ. w.

Reutſol, das, das wurzelähnliche untere Geſtelle der Säulen, oft mit Blättern oder Thieren geſchmückt.

Riege, die, Geſtell für eine Altarverzierung, das Vorgehäng.

Rippe, die, die vorſpringende Abgränzung der verſchiedenen Gewölbfelder.

Schallgaden, der, das obere Geſchoß der Thürme, in dem die Glocken hängen.

Schelch, der, das Blatt- oder Blumenwerk, welches die Giebelſchenkel an Spieren oder Thürmen ziert.

Schelf, das, der Theil einer Blumenkrone, Blumenblatt. Man ſagt daher 5—10ſchelfige Roſe.

Schemelthier, das, ein Thier auf einem Grabmal, die Füße des Bildes zu ſtützen.

Schlot, der, das Mauergeviert, den Rauch aus dem Kender weiter zu führen.

Schmiege, die, der Kehlleiſten.

Schnigge, die, die gewundene Linie, die Schneckenlinie.

Schnippe, die, die ſchnabelartig zugeſpitzte Ecke an Säulenplatten oder Thurmſeiten.

Schornſtein, der, das über dem Schlote angebrachte Gemäuer, welches verhüten ſoll, daß der Rauch zurückgetrieben werde.

Schrammſtein, der, ein Stein, um Gefährte von den Ecken der Gebäude u. ſ. w. abzuhalten.

Selde oder Sölde, die, ein durch Verkragung gewonnener Raum, ein großer Erker.

Sinter, der, der hängende Buckel, Schlußſtein eines Gewölbes.

Sitter, der, eine Halle in Klöſtern oder ſonſtigen großen Gebäuden, in welchen Sitzungen gehalten wurden.

Söller, der, die oberen Räume einer Kirche, eines Hauſes.

Spalle, die, der Fenſterpfoſten oder die Säule, welche die Fenſter in verſchiedene Lichter abtheilt.

Spalk, der, von ſpalken, d. h. ſpeien, eine Geſtalt, die Waſſerableitung zu verbergen.

Spandrille, die, der Raum, welcher durch den Scheidbogen und deren Pfeiler unter dem Lopgange gebildet wird.

Spier, der kleine ſchmale Thurm oder thurmähnliche, innen maſſenhafte Aufſatz über einem Pfeiler u. ſ. w.

Springer, der, der erſte Stein, welcher den Bogen über dem Kämpfer beginnt.

Stake, die, eine einzelne Stange in einem Gitter.

Steipe, die, der Königſtuhl, ein thurmartiges Gebäude, welches unten eine offene Halle hat.

Steſſe, die, oder die Straße, abgeflachte Erdſtufe, Terraſſe. Das Erſte von ſtehen abgeleitet, das Zweite mit Straße verwandt.

Stichtung, die, Moſaik, Muſivarbeit, Einlegarbeit.

Strebebogen, der, der Bogen, welcher über ein Seitenſchiff hinweg dem Hauptgebäude zur Stütze dient.

Tarne, die, eine Verhüllung für das Allerheiligſte, das Velum.

Telge, die, hakenartige Blumen, das Innere eines Bogens zu ſchmücken.

Teſter, der, ein flacher Baldachin, Traghimmel, engliſch testoon.

Tiefung, die, die sich abstufende Leibung des Bogens.
Timpe, die, das Giebelfeld, der durch den ablangen Theil entstandene Abschnitt des Gewölbebogens z. B. über einem Hauptthore.
Trachter, der, der obere zugespitzte Theil eines Thurms, auch Helm genannt.
Tramm, der, das Trammwerk die Kornfadenarbeit.
Trode, die, der Knopf an Kirchenstühlen oder am Hausrath, verwandt mit Troddel.
Troll, der, die Menschenbildung an Kragsteinen, wenn sie männlich; wenn sie weiblich, heißt sie Mummel oder Mumme. Die Ausdrücke entsprechen den alten Atlanten und Karyatiden.
Vielfärbung, die, die Anmalung der verschiedenen Muldungen.
Wallei, die, oder Allei, Hochgang, Walleret.
Walm, die, die vierseitig abgeschrägte Bedachung.
Wehmänner, die, die Trauergestalten um ein Grabmal.
Wehrrinnen, die Lücken in einem vorgekragten Erker über Thoren, zur Vertheidigung.
Wigbett, Wibett, der Weihetisch, auch Wihfod. (Mone.)
Zwickel, der, der vierte Theil eines durch Rippen abgetheilten Kreuzgewölbes.

## Briefe von Vereinsmitgliedern.

Ich habe Ihnen lange nicht, wenigstens Nichts geschrieben, was einigen Werth für Sie oder die Vereinsmitglieder, welche wir erfreulicher Weise an Zahl und reger Theilnahme immer mehr zunehmen sehen, haben könnte; allein gerade in letzterm Bezuge kann ich nun nicht umhin, denselben Einiges mitzutheilen, was mir drei dem Verein kürzlich beigetretene, junge Männer, deutschgesinnte Künstler, über den Verein geschrieben und damit beurkundet haben, daß eben doch seine Sache Deutschgesinnte geistig anregt, und daß, wenn auch nur Einzelne wollen und ihrem Wollen ge-

mäß das Wenige oder Mehr, was jeder nach seinem Verhältniß, in seiner Stellung, in seinem Kreis leisten und wirken kann, auch wirklich thut und bewirkt, für die Sache Vieles geschieht.

Es schrieben mir nämlich: 1. K. B. „Recht sehr dankend für Ihre Einladung, dem Vereine für deutsche Reinsprache beizutreten, und dessen Zeitschrift zu lesen, schließe ich mich jenem recht gerne an, und bitte, mich als Mitglied in das Verzeichniß seiner Theilnehmer eintragen zu lassen, das, mag es jetzt auch noch klein sein, später gewiß überwältigend werden wird — auch habe ich schon eingeleitet, daß Freunde und ich die deutsche Eiche lesen; und ich zweifle keines Wegs, daß sie Unterhaltung, besonders aber in Bezug auf den altehrwürdigen Großbau unsrer Sprache mir sehr viel Belehrendes bieten wird, wie schon der flüchtige Einblick in den ersten Jahrgang derselben mir versicherte.

Der übernommenen Pflicht für Ihren ehrenwerthen vaterländischen Verein, „in Rede und Schrift so viel möglich alle Fremdwörter zu vermeiden", verspreche ich auf's treuste nachzukommen, denn meine Gesinnungen und Handlungen, mein Sprechen sollen forthin nur deutscher Art sein, das heißt: Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit und Sprachreinheit."

2. H. D. sagt u. A.: „Die Nothwendigkeit einer entschiedenen deutschen Sprachreinigung ist schon zu sehr und oft von in der Wissenschaft hochstehenden Männern anerkannt, und deßhalb die Gründung des benannten Vereins von so verschiedenen Seiten mit Freude begrüßt worden, als daß ein so unbedeutendes Glied der menschlichen Gesellschaft wie ich darüber noch Vieles zu sagen hätte, um Ihnen darzulegen, wie sehr ich dessen Streben achte und verehre. Von Herzen wünsche ich Mitglied dieses Vereins zu werden, wie sie mich aufgefordert.

Aus der deutschen Eiche glaube ich ersehen zu haben, daß die Pflicht der Mitglieder diese ist, für ihn im Sprechen und Schreiben zu wirken, so viel es die Stellung jedes Einzelnen vermag, und so gebe ich mein Wort, in dieser Hinsicht zu thun was möglich, und bitte, darauf hin mich dem Verein

für deutsche Reinsprache in Heidelberg als Mitglied anmelden zu wollen."

3. J. B. sandte mir wörtlich folgendes Schreiben:

„In einer Zeit, wie die heutige, wo nach und während einer Reihe von außerordentlichen Ereigniſſen die Söhne unſres deutſchen Vaterlands für oder wider dieſelben mit Wort und That geſtritten haben, betrübt es jeden Unbefangenen um ſo mehr, daß das Volksbewußtſein, der Stolz, einem großen kräftigen Volke anzugehören, in den Hintergrund tritt, dadurch unterdrückt wird, daß jeder dieſe Ereigniſſe zur Hauptſache macht, und eher ſeine Kräfte für eine beſondere Staatseinrichtung aufwendet, als dafür, daß der Staat (der deutſche) mächtig, und vor allen Dingen einig werde. Niemand läßt es gerne bei einem bloßen Bedauern, ſondern wünſcht Mittel herbei, um die Urſachen dieſes Bedauerns abzuwenden, und wer es aufrichtig meint, bebt nicht vor dem Umfange eines ſolchen Unternehmens zurück, ſondern thut ſo viel er kann; thut dies ein Jeder, ſo wird der Engländer, der Franzoſe nicht ſagen können, er habe mehr Stolz ſeinem Volke anzugehören, als der Deutſche.

Ihre Mittheilung bewies mir, daß bereits ſchon dafür gewirkt wird, ſolche Wünſche wie die vorſtehenden zur Wirklichkeit zu bringen. Der Grundſatz, daß ein Volk zu allererſt wenigſtens in ſeiner Sprache einig ſein müſſe, daß der Deutſche, der zum Deutſchen ſpricht, vollſtändig verſtanden ſein müſſe, gab einer Geſellſchaft ehrenwerther Männer den Gedanken zur Gründung eines Vereins, deſſen Zweck es iſt, unſre ſchöne und edle deutſche Sprache von der Sündfluth der Fremdwörter zu reinigen, und unbeirrt durch hämiſche Angriffe vermittelſt übertreibender Darſtellung wirkt derſelbe ſtill und ſicher, und giebt Demjenigen, der es aufrichtig mit ſeinem Vaterlande meint, Gelegenheit, viel oder wenig nach Kräften zu dieſem hohen Zwecke beizutragen.

Ich ergreife freudig die mir durch Sie gebotene Gelegenheit, mich Ihrem Vereine zuzählen zu dürfen, und wenn auch meine Fähigkeit durch das Wort zu wirken nur gering iſt, ſo iſt doch mein Wille aufrichtig.

Bald sollen Sie mehr von meinen Ansichten über das Bestreben Ihres Vereins zu hören bekommen."

Ich bin derselben gewärtig und werde nicht unterlassen, geeignete Mittheilung davon zu machen.

A. S. W.

---

Wie angenehm überraschte uns Ihr gütiges Schreiben vom 15. dieses. In unserer Freude darüber schrieben wir dessen Empfang einem stillen Gruße zu, den wir Sonntags vorher vom Thurm des Melibocus (wohin wir einen Ausflug gemacht) auf den Flügeln des Windes nach Heidelberg gesandt.

Nach Heidelberg in den deutschkatholischen Betsaal, wo uns der reine Menschheitsgedanke zum Erstenmal verkörpert erschien; so nur konnten wir uns den alle Thätigkeiten der Seele bewältigenden Eindruck Ihrer Rede erklären. Ohne vorgängige Mahnung dringt sie auf die Zuhörer ein, und nimmt alle Herzen in Beschlag, die unbekümmert um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Besitzergreifung, die Beschlagnahme auf sich beruhen und im Stillen selbst verjähren lassen. Und diese Macht übt der gesetzliche Mann immer nur kraft des einen Rechtsgrundes Menschheit, welchen das richtige Gefühl der begeisterten Lauscher gleich herausahnt, und der Verstand ohne Einrede beschämt nacherkennen muß.

Die freundliche Anerkennung, welche Sie unsern mißrathenen Kindern gespendet, war uns recht wohlthuend. Wir glauben gern, daß Sie sich bisweilen daran gelabt. Wirklich, sobald man lange irgend ein reiches Blumenbeet angestaunt, und bewundernd und immer wieder bewundernd ganz in den glänzenden Farbenhauch sich verloren hat, stärkt nichts mehr das verblendete Auge als ein rascher Blick auf so frisches Gras — besonders wenn es so üppig wuchert wie das unsere — und nichts als Gras und Gras, das gleichsam als Schlagschatten des Lichtes, immerhin eine bedeutsame Stelle und einen großartigen Raum auf Gottes schöner Erde einnimmt.

Ihrem Wunsch entsprechend, folgen hier die besprochenen Abänderungen Jahn's: „Schriftschau" statt Buchschau, denn das Buch ist noch nicht da; folglich auch „Schriftschauer" statt Buchschauer. —

„Nordfeste" für Dunkelerdtheil, „Ostfeste" für Asien, „Südfeste" für Afrika und „Westfeste" für Amerika. Feste ein trefflicher Ausdruck für Erde, ein Gegensatz zum Meer, und die Bestimmungsworte Nord, Ost u. s. w. ebenso bezeichnend für die Lage der Erdtheile, nur daß dann die Richtung immer von dem unsrigen ausgeht, und nicht mit Unrecht, als kleine Wiedervergeltung der Gebieterin der Jetztwelt gegen die gesunkene asiatische Größe. —

„Fahre" (davon Vorfahr) statt Familie. Im Sinn von Geschlecht, Stamm, mag dies Wort seine Geltung haben; jedoch für den eigentlichen Begriff von Vereinigung reicht es nicht aus; hier wird Ihre „Hausschaft" wie Sie neulich schon richtig bemerkten, am genauesten sein. —

Statt Frack siehe Jahn's: deutsche Turnkunst 1816, S. 228. „Frack, Wrack, d. h. zerbrochner Rock, auch Kluft genannt, weil er mitten von einander gespalten." —

„Valandine" (aus den Niebelungen) statt Racheweib (Furie). Ein schöner Fund für die Dichtung. —

„Schaffniß" für Genie, steht tief unter Urgeist; wird wenig Liebhaber finden. —

„Schaumünze, Schaustück" statt Denkmünze u. s. w., mag auf Eitle anwendbar sein. —

„Umkehr" statt Staatsumwälzung. Ersteres zeichnet wohl kürzer und schärfer die Wirkung der Handlung, dagegen verbildlicht letzteres mehr die Wucht der erforderlichen Kraftanstrengung, wie wir dies neulich so schön miteinander ausgemacht. In dem einen liegt mehr das Wozu und die Folge; in dem andern das Womit und die Ursache oder Gährung. —

„Schick" für Talent. Anlage, Fähigkeit, wird jedem Ohr wohlthuender sein. Schick, ein ächter Jahn'scher Erfahrungsgriff, mag sich für gewerbliche Fertigkeit eignen. —

„Siegprecht und siegbrechten" statt Siegfest u. s. w. Was wird wohl dieses Wort bedeuten? —

„Stollen und Strecke" statt Hohlgang, Bergdurchstich, nach Jahn seit undenklichen Zeiten im Bergbau

gebräuchlich, von Ihnen aber letzthin verworfen, als unzureichender Maßstab für die großartigen Werke der Neuern. —

Post soll deutschen Ursprungs sein, ebenso Ball, sieh Jahn's deutsche Turnkunst, S. 274: „Ball geben im Magdeburgischen, auch im Brandenburgischen, ein alter Brauch. Siehe deutsche Monatsschrift 1794 und Campens Verdeutschungswörterbuch unter Ball.“ —

Jahn der noch immer seinen offenen Sinn für alles Deutsche bewahrt, haben wir mit Ihrem so tiefdurchdachten und warmgefühlten „Urbild“ viel Freude bereitet. Gleich ließ er nach Gewohnheit sein Bleistift darin fahren, und obige Wortveränderungen lagen ihm so sehr am Herzen, daß er uns angelegentlich bat, Ihnen dieselben doch ja mitzutheilen, wenn wir Gelegenheit fänden, Sie vielleicht zu sprechen.

Ihr Vorschlag der Zeitwortbildung aus Hauptwörtern, S. 107 hat uns besonders überrascht; er öffnet ein weites Feld mit sichrem Grund zu neuen Wortschöpfungen. Ebenso neu für uns war der Nachweis der Zeitwörter als Wurzelwörter, ganz gegen die gewöhnliche Ansicht vieler Sprachlehrer, welche das Dingwort als die zuerst erfundene Art Wörter annehmen, während es in der That glaublicher ist, daß das Zeitwort, dieser Begriff der Bewegung, der Thätigkeit, früher entstanden. Erregt doch kein Gegenstand eher wahrhaft unsre Aufmerksamkeit, als bis er Zeichen des Lebens, der Selbständigkeit von sich gibt; wir machen uns alsbald daran, diese zu ergründen und zu bezeichnen, und so geht später der Name des thätigen oder leidenden Zustandes auf den Inhaber selbst über; und zwar mit Recht, denn das Wichtigste am Menschen ist und bleibt doch immer die Wirkung seines Geistes, die Aeußerung seines Willens. Auch die französische Sprache kennt eine Menge Ableitungen von Zeitwörtern, obgleich dies nicht viel zur Bestätigung der zeitwörtlichen Urmutterschaft beitragen kann, weil sie keine Ursprache ist, und überdies ihre Wortbildung noch zu sehr im Dunkel liegt.

Im Englischen hingegen sind Zeitwort und Hauptwort in zahllosen Fällen eins. Das allein entgegenstehende „to“ (eigentlich do im Sinn von act) vor den Zeitwörtern, war

gewiß nicht ursprünglich, sondern wird wohl erst später aufgekommen sein, als die Sprache sich allmälig vom Angelsächsischen entfernte, und die hiedurch leichtere Verwechslung der gleichlautenden Zeit- und Dingwörter ein Unterscheidungszeichen nothwendig machte.

F. H. E. W.

---

Schon vor zwei Jahren ließ ich mich in den von Ihnen gegründeten Verein zur Förderung deutscher Reinsprache als Mitglied aufnehmen. Ich wohnte damals zu H**, im Regierungsbezirk D., bin aber seit einiger Zeit hier angestellt und halte mit einigen Bekannten „die deutsche Eiche." Meinen längst gehegten Vorsatz, von Zeit zu Zeit einen kleinen Beitrag für Ihr geschätztes Blatt zu liefern, konnte ich erst jetzt anfangen in Ausführung zu bringen. Den Aufsatz auf Blatt 1 hatte ich ursprünglich für die D*** Zeitung bestimmt, und war damit eine Empfehlung der „deutschen Eiche" verbunden; allein der Herausgeber derselben fand für gut, die ganz unverfängliche Arbeit nicht aufzunehmen*), weßhalb ich sie, in Briefform gekleidet, Ihnen zu geneigter Aufnahme zusende.

Die beiden Erzählungen auf Blatt 2, welche dem wirklichen Leben entnommen sind, möchten am besten unter den Fremdwörterschnacken eine Stelle finden.

N. J. J.

---

## Wißmeister und Wißlehrer.

Im „Frankfurter Conversationsblatt„ (Unterhaltungsblatt), Jahrgang 1850, las ich kürzlich Folgendes: „Wißmeister**) und Wißlehrer empfehlen sich gar nicht; der letztere Ausdruck ist verwerflich, weil er nichts

*) Die meisten deutschen Blätter scheinen den Grundsatz der „Nichtaufnahme" zu haben, wenn es sich um deutsche Reinsprache und deren Empfehlung handelt. Das ist ächt deutsche Gesinnung und amtsgenossenschaftliche Brüderlichkeit! A. d. H.

**) Daß dieses Wort schon im 16. Jahrhundert vorkommt, können wir jetzt urkundlich nachweisen. A. d. H.

mehr ſagt, als Lehrer überhaupt; der erſtere iſt augenſcheinlich die größte Anmaßung und Unbeſcheidenheit. Das Wort kann in ſeiner übrigens ſchlechten Zuſammenſetzung doch nur bedeuten: Meiſter des Wiſſens, oder Meiſter im Wiſſen. Welcher Menſch darf ſolcher zu ſein ſich rühmen?" —

Ich ſtellte mir nun die Frage, ob Wißlehrer wirklich nichts mehr ſagt, als Lehrer, und fand es einleuchtend, daß man denjenigen, der ſchreiben oder tanzen lehrt, wohl Lehrer, aber nicht Wißlehrer nennen kann. Der Wißlehrer lehrt ein Wiſſen, iſt Lehrer einer Wiſſenſchaft. Iſt denn Wiſſen nicht der Inbegriff deſſen, was man weiß, d. i. vernünftig erkannt hat und im Geiſt beſitzt oder inne hat? Niemand nennt doch jeden Lernbegierigen wißbegierig!

Iſt das Wortgebilde Wißmeiſter wirklich ſo anmaßlich? Er ſoll Meiſter einer Wiſſenſchaft ſein und ſich durch mündliche und ſchriftliche Prüfung darin bewährt haben. Ein ſolcher muß freilich Andern an Wiſſen überlegen ſein. Jedoch iſt es unnöthig und unmöglich zu beſtimmen, welchen Andern er überlegen ſei und die Grenze ſeines Wiſſens ſcharf zu ziehen. Keineswegs ſagt das Wort, daß er Allen, denen der Würdenamen nicht beigelegt iſt, an Wiſſen überlegen ſei. Einen Vorzug ſoll das Wort freilich ausdrücken, ſonſt wäre es kein Würdenamen. Iſt es oft unpaſſend, dieſen Würdenamen Dieſem oder Jenem beizulegen, ſo verhält es ſich ebenſo damit, wie mit Doctor, Hochwürden, Ehrwürden u. ſ. w. Die Zuſammenſetzung des Wortes iſt wohl eben ſo gut, als die von Schatzmeiſter, Sprachmeiſter, Großmeiſter und vielen andern. Daß ſowohl in dieſem Worte, als auch in dem Worte Wißlehrer das Wort Wiſſen in Wiß verkürzt iſt, iſt gerechtfertigt durch die Wörter Wißbegierde, wißbegierig, wißbar und Wißbarkeit u. ſ. w.

Homburg in der Pfalz. L. A.

## Lebensbeſchreibungen von Vereinsmitgliedern.

### Chriſtoph Vorholz.

Er wurde den 11. April 1801 von bürgerlichen Eltern in Karlsruhe geboren. Nachdem er im zarteſten Kindesalter

seine Mutter durch den Tod verloren, nahmen ihn seine Verwandten, welche in Karlsruhe einen Gasthof betrieben und kinderlos waren, an Kindesstatt auf und verwendeten auf seine Erziehung alle Sorgfalt, insbesondere aber die als vortrefflich anerkannte Hausfrau, für die Vorholz immer eine besonders hohe Verehrung hegte. Seinen Unterricht genoß er in der Stadtknabenschule, deren Vorstand er jetzt ist, und welcher er aus herzlicher Zuneigung und Dankbarkeit schon bei Lebzeiten eine kleine Stiftung machte, aus deren jährlichem Ertrage den Gesittetsten und Fleißigsten bei der Entlassung aus der Schule Bücher verabreicht werden. Zu den Wissenschaften bewies Vorholz große Neigung, wurde aber von seinen Pflegeeltern zu einem Gewerbe bestimmt, und ihre gute Absicht und Wohlmeinenheit ist ihm im Lauf der Jahre erst recht klar geworden. Der altdeutsche kernige Geist in diesem Hause hat sich mit der Erziehung des Knaben so verwebt, daß seine ganze Natur eine ächt deutsche ist. Aufrichtig, gemüthlich, derb und frei!

Schon in der frühesten Kindheit zeigte sich bei dem jungen Vorholz die Dichtergabe, und er ist einer von jenen Erkorenen, denen in der Wiege schon ein Schutzengel freundlich zulächelte. Nachdem es ihm gelungen war, in seinem fünften Jahre einen gehabten Unfall recht drollig zu besingen, machte er fort und fort artige Sachen, und die im Hause verkehrenden Männer aus allen Ständen, die er heute noch zu seinen Freunden rechnen darf, schenkten dem Knaben eine besondere Aufmerksamkeit.

Aus der Schule ausgetreten, aus welcher er als vorzüglich befähigt und geliebt von seinen Lehrern entlassen wurde, erlernte er das Bäckerhandwerk, ging auf die Wanderschaft, besuchte Paris, was aber dem deutschen Jünglinge nicht zusagte, worauf er sich unmittelbar nach Wien begab, und dort unter der treuherzigen Bevölkerung angenehme Jugendtage verlebte. Die zweite Hälfte seiner Wanderung brachte er in der Schweiz zu, deren reiche Natur mit ihren großartigen Schönheiten ihn namenlos entzückte und ihm ein Gepräge aufdrückte, das nimmer zu verwischen ist: Sehnsucht nach dem ländlichen Leben!

Nach zurückgelegter Wanderschaft wurde er Meister in seiner Vaterstadt und heirathete nach Neigung eine Bürgerstochter daselbst, welche seinem Leben Anmuth und häusliches Glück brachte, das noch durch eine einzige Tochter erhöht wurde. Durch dies ganze Leben hindurch war die Dichtergabe verwebt, wie Blumen in einem Teppiche; seine Dichtungen machten sich geltend und sprachen durch eine tiefe Empfindung, ächt fromme und reiche Gemüthlichkeit sehr an. Deutscher Sinn, Vaterlandsliebe, Gefühl für Freundschaft, für alles Wahre und Schöne sprechen sich überall aus in seinen Gedichten, wie im Leben!

In staatlicher Beziehung huldigt er, ohne Theilschaft zu machen, dem volksvertretenden Grundsatze und nahm in verschiedenen Stellen einen würdigen Platz ein, bis vor einigen Jahren ein leichter Schlaganfall ihm jede schwerere Amtsverrichtung untersagte. Seitdem hat das Leben in der Hofstadt auch wenig Reiz mehr für ihn, und seine alte Neigung und Sehnsucht nach dem Landleben ist doppelt erwacht, wohin er sich zu begeben gesonnen ist, seine letzten Tage in stiller Zurückgezogenheit zu verleben. Seine Persönlichkeit ist anspruchslos und bescheiden; eine weitverbreitete Freundschaft ist ihm geworden und in dem unscheinbaren Bäckerhause verkehrten schon die größten Geister des Volkes. Tonsetzer, wie Calliwoda, Kücken, Strauß u. A. haben von seinen Liedern zur Tonsetzung gewählt, bei Hoch und Niedern, in Schlössern und Hütten, hat sein bescheidener Name einen guten Klang. In vielen und allgemein verbreiteten Zeitschriften sind von ihm manche schöne Gedichte, Erzählungen und Aufsätze enthalten.

Von ihm sind erschienen: Lyraklänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmannes, und „Rückkunft eines alten Karlsruhers", womit er der frühern Volkssprache der Karlsruher ein ihn ehrendes Denkmal errichtete.

***

## Ueber den nichterwachten Sprachsinn großer Männer.

Von jeher richtete sich die Mehrzahl der Menschen in allen Zweigen des Wissens, der Kunst und des Lebens nach den größten und hellsten Sternen in jedem Bereiche derselben. Das Ansehen großer Männer war und mußte immer von dem größten Einfluß auf die Denk- und Handlungsweise der übrigen Menschen sein. So ging es auch bei der Sprache. Weil die sehr großen Schriftsteller und vorzüglichen Kenner bei den Fremdwörtern blieben und bei ihnen, ungeachtet ihrer sonstigen herrlichen Eigenschaften und rühmlichen Leistungen, dennoch der Sinn für deutsche Reinsprache gar nicht erwacht war, so glaubten sich Andere auch berechtigt, dasselbe zu thun. Ja sogar sie hielten es für eine Sünde, von der Bahn, welche jene Männer vorzeichneten, abzuweichen. —

Diese Ansichten und diese Verfahrungsweise haben der deutschen Sprache viel geschadet und sie in ihrer Weiterbildung sehr gehemmt; denn es blieb immer beim Alten; man glaubte, es sei unmöglich, einen Schritt weiter zu thun, die alten Fremdwörter hätten einmal das Bürgerrecht durch Verjährung und Gewohnheit, und man dürfe und könne nichts gegen sie unternehmen. — Eng verbunden mit dieser Meinung ist auch die andere, daß man neuen Fremdwörtern müsse sofort Eingang gestatten, oder vielmehr sie dürfte ohne Anstand aufnehmen und auch ihnen dieselbe Ehre, wie den schon vorhandenen, erweisen. Dadurch wird aber unsere Sprache immer mehr mit solchem fremden Unkraut überfüllt, so daß die eignen Wurzeln sich nicht mehr entfalten können. Und gerade dadurch, daß man sich berechtigt und befugt glaubt, alles Alte zu lassen und nichts zu übersetzen, so denkt man gar nicht an die Bildung und Veredlung unserer Sprache selbst. Man versäumt es, neue Wörter aus den verschiedenen Wurzeln zu bilden, neue Zusammensetzungen zu schaffen und überhaupt den **Sprachsinn** zu wecken, was doch so sehr nothwendig wäre, wenn unsere

Sprache anders nicht auf ewig die Nachtreterin der Fremden ſein und einmal ihre eigene Würde und Selbſtſtändigkeit behaupten ſoll.

Alle Gründe fruchten nichts, wenn man nicht thätig Hand an das Werk legt, wenn man nicht **deutſch denkt** und ſpricht und ſchreibt; wenn nicht die Lehrer und Bildner des Volkes allenthalben mit Begeiſterung für die Reinſprache wirken. Ja ſelbſt die gründlichſten Sprachforſchungen und Entdeckungen gehen ſpurlos und ohne Wirkung für das Wohl der Sprache und des Volkes vorüber, wenn man nicht darauf dringt, die Sprache von fremdem Unkraut zu ſäubern und die ausländiſchen Wörter ſo viel wie möglich für das Volk verſtändlich zu machen ſucht.

Selbſt Grimm ſagt in ſeiner Widmung der deutſchen Sprachlehre an Savigny: „In der Sprache hat man die Einführung fremder Wörter mit Fug geſcholten.“ — Der gelehrte Mann gibt das zu, allein er bemüht ſich nicht im geringſten, die Fremdwörter zu vermeiden und ſie deutſch zu überſetzen. Z. B. gothiſche Verſion, ſtatt Ueberſetzung, Literatur ſtatt Schriftthum, Majuskel ſtatt Großbuchſtaben und Minuskel ſtatt Kleinbuchſtaben. Er eifert ſehr gegen den Gebrauch der ſogenannten gothiſchen Schrift, die aber nur eine entſtellte und verunſtaltete lateiniſche Schrift iſt; eben ſo gegen den verkehrten Gebrauch der großen Buchſtaben bei Hauptwörtern, da ſie die Alten nur zu Anfang und bei den Eigennamen brauchten. „Wer den Namen unſeres Volkes mit T ſchreibt, ſündet wider den Sprachgeiſt; wer die ſogenannte deutſche Schrift braucht, ſchreibt barbariſch (fremdartig), wer große Buchſtaben für den Anlaut der Subſtantiva (Hauptwörter), der ſchreibt pedantiſch (gedankenlos, ſchulſteif).“

Doch bisher ging, ungeachtet aller Gründe und des Beiſpiels von Grimm und einigen ſeiner Verehrer, die Schreibart mit lateiniſcher Schrift mit Vermeidung der großen Anfangsbuchſtaben bei Hauptwörtern nicht durch. Die Deutſchen fahren in dem Geleiſe fort, womit ſie einmal angefangen haben. Man kann ſagen, daß da der ächte **Schriftſinn** noch

nicht erwacht ist, wie auf der andern Seite der Sinn für **deutsche Reinsprache** sich nicht regt.

Auffallend ist bei Grimm, daß er die ganze Kunstsprache der Sprachlehre, und zwar der **deutschen**, mit **lateinischen** Ausdrücken bezeichnet; weil diese Ausdrücke in ganz Europa verständlich seien. Wohl; aber da müßten wir unsere ganze Sprache aufgeben und französisch reden oder lateinisch, weil auch diese eben so in ganz Europa verständlich sind. Das bleibt immer ein großer Mißgriff und ein Rückschritt, daß in dem großen, sonst ächt deutschen Werke eine so übeltönende Mischsprache herrscht. Die Deutschen sollen ihre eigene Sprache mit lateinischen Ausdrücken kennen lernen! Welchem Volke fällt so was sonst ein? Müssen denn die Deutschen auf alles Sonderbare und Ungereimte gerathen, um stets ihr Wesen und ihre Eigenthümlichkeit zu verläugnen?

So eiferten einst Göthe und Schiller in den „Xenien" gegen die Sprachreinigung und ergossen ihren geistreichen Spott über Jene, welche mit Liebe und Eifer diese so nothwendige Sache betrieben. Sie benahmen sich hier nicht sehr edel, am allerwenigsten aber volksthümlich, weil sie das Volk als Gelehrte zu wenig kannten, — noch weniger Rücksicht auf dasselbe nahmen und nicht wußten, welch' einen traurigen Einfluß die Fremdwörtereinmischung auf das Volk äußere und wie sehr dadurch bei ihm bestimmte Begriffe und hellere Ansichten verhindert werden. Um so mehr ist das Benehmen jener sonst so großen und unsterblichen Männer zu tadeln, weil ihr Wort und ihre Aeußerungen fast für untrüglich galten, und zahllose Nachtreter auf dasselbe mehr achteten, als auf alle Vernunftgründe, welche für eine so nöthige Umbildung sprachen.

Und in der That sie bedienten sich nur der unwürdigen Waffen der Verhöhnung und des Spottes, aber nicht der edeln der Gründe und der Widerlegung. Diese Art des Kampfes machte ihnen in den Augen der Vernünftigen und ruhig Denkenden keine große Ehre, ja sie erfuhren bei Vielen heftige Mißbilligung und gerechten Tadel. Aus diesem erhellt, daß auch bei sonst ausgezeichneten und hervorragenden

Männern der Sprachſinn doch nicht erwacht ſein kann, daß ſie ſich der Sprache nur als eines Gewandes bedienen, worein ſie ihre Gedanken einkleiden, ohne zu überlegen, ob ſie das mit griechiſchen, lateiniſchen, franzöſiſchen oder deutſchen Wörtern thun.

Daß dieſer Umſtand der Sprachbildung immer im Wege ſtand, darüber herrſcht kein Zweifel; daß er die Volksbildung verzögerte, iſt eben ſo gewiß. Deßhalb wird jeder ächt deutſch geſinnte Mann darauf dringen, in allen Beziehungen **deutſch** zu ſein und auch ſeine Sprache und ihre Schätze zu entfalten und zu Ehren zu ziehen. Er wird nach möglichſter Reinheit ſtreben und dadurch den Fehler, der in früheren Zeiten und auch jetzt noch von ſo Vielen begangen wird, daß ſie die Sprache durch unnöthige Fremdwörter entſtellen und verderben, nach Kräften zu vermeiden ſuchen. So lange der Deutſche noch fragen muß: „Was heißt das auf **deutſch**?" — ſo lange iſt Deutſchland noch nicht deutſch und ſeine Sprache noch nicht zur höchſten Blüthe gelangt.

## Pennſilvaniſche Gefängniſſe.

Auch dieſe traurige Einrichtung nahmen die Deutſchen von dem Auslande an, und vertauſchten ſie mit der früheren, bei weitem menſchlicheren und milderen Strafhaft, weil man glaubte oder vorgab, daß die Menſchen auf dieſe Art mehr gebeſſert würden, als ſonſt. Sie möchten aber, ſtatt gebeſſert, eher zu Menſchenfeinden oder geiſteskrank oder wahnſinnig gemacht oder gar langſam getödtet werden. Denn kann man ſich einen ſchrecklicheren Zuſtand denken, als Jahre lang ganz einſam in einer Zelle ſchmachten und ſelbſt dann, wenn man auch zur Erholung hinausgelaſſen wird, doch getrennt, mit verhülltem Angeſicht und alles menſchlichen Umganges beraubt ſein zu müſſen! Gibt es etwas Traurigeres, als nie mit einem Andern ſprechen, ſich Niemand mittheilen

zu dürfen!*) Nicht einmal in der Kirche dürfen sich die Gefangenen sehen, immer müssen sie sein, als wäre jeder allein auf der Welt!

Ferner wird ihnen sogar in ihrer Haft das Licht und die Luft verkümmert, was in keinem Gesetze geschrieben steht, da sie nie in das schöne Land hinaussehen können, weil die kleinen Fenster allzuweit oben angebracht sind, so daß sie selbe nicht zu erreichen und nicht nach Belieben zu öffnen oder zu schließen und kaum an den Himmel zu sehen im Stande sind. Im Winter müssen die in den oberen Stockwerken bei der ganz unzweckmäßigen Luftheizung fast vor Hitze vergehen, während die in den untern Räumen fast vor Kälte erfrieren. Das sind von den vielen Mängeln nur einige, welche schon anzeigen, daß durch solche Einzelhaft die Strafe nicht nur verdoppelt, sondern verzehnfacht und verzwanzigfacht wird. Denn Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft, ewiges Stillschweigen, Beraubung von Licht und Luft ertödten nach und nach alles menschliche Gefühl und machen den Menschen entweder zum Thier oder wahnsinnig. Es ist nicht weit von dem lebendig Einmauern oder von dem lebendig Begraben entfernt. Somit gehört diese Einzelhaft zu den grausamsten Erfindungen unseres Jahrhunderts, welche das finsterste Mittelalter nicht schrecklicher hätte aussinnen können. Die Todesstrafe will man abschaffen, aber die Menschen langsam tödten, das hält man für recht und erlaubt! Ist das menschlich ist das christlich?**)

****

---

*) Doch sollen in dem badischen Gefängnisse der Geistliche, der Arzt, der Vorsteher der Anstalt und die Mitglieder des Verwaltungsrathes sich alle Wochen mehrmal bei den Gefangenen einfinden, um mit ihnen zu sprechen. A. d. H.

**) Eine den deutschen Regierungen sehr zu empfehlende Abhandlung ist: „Die Strafanstalt in Bern, von J. Michel, Verwalter derselben. Bern, 1850. Vereinsbuchdruckerei." A. d. E.

## Zur Nachahmung.

In einem Gasthof in Karlsruhe besteht seit einem Jahre ein Verein unter dem Namen: „Schulgenossenschaft", der wöchentlich zweimal zusammenkommt und der sich es zur Aufgabe gemacht, die Fremdwörter zu meiden. Während der Versammlung ist ein Aufseher wachsam über jedes Fremdwort, das gebraucht wird, und es hat der Betretene hiefür einen Strafkreuzer zu erlegen! Anfangs flossen sie reichlich, doch jetzt sparsamer, weil sich die Mitlieder bemühen zu sprechen, wie es richtig deutsch ist.

## Neuer Vorschlag.

Die gebildeten Völker Europa's tragen alle Sorge, um die Meisterwerke der Wissenschaft und Kunst für die Nachwelt an besonders dazu errichteten Orten aufzubewahren. Daher die großen Büchersammlungen bei den Hochschulen, an den Höfen, in bedeutenden Städten u. s. w., daher die Gemälde- und Kupferstichsammlungen, die Hallen der Alterthümer, der Stand- und Brustbilder, die Sammlungen von Bildhauerarbeiten u. s. w. Nur für die **Tonwerke** vermissen wir bis jetzt ähnliche Anstalten, da unseres Wissens selbe nirgends in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden. Sie bilden aber auch so gut einen Zweig der Kunst, wie Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen und Bildwerke. Deßhalb machen wir den Vorschlag, daß die Tonwerke der größten und bedeutendsten Meister, besonders der Deutschen, wie Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Hummel u. A. auch in öffentlichen Sammlungen entweder besonders oder in den Sälen der Büchersammlungen für die Nachwelt aufbewahrt werden sollten. Denn in den Händen von einzelnen Tonkünstlern und Liebhabern sind sie leicht dem Verderben und Verlorengehen ausgesetzt. Dagegen können sie nur in öffentlichen Anstalten für die Dauer geschützt werden. Das ist somit ein sehr beach-

tungswerther Gegenstand, der alle Aufmerksamkeit verdient, wenn die großen Kunstwerke der Gegenwart nicht zu Grunde gehen sollen. Noch dauerhafter würde man sie der Nachwelt überliefern, wenn man sie auf Platten von Stahl eingraben ließe, welche der Zeit und der Einwirkung der zersetzenden Stoffe mehr Trotz bieten, als das weiche und allzu vergängliche Papier. Doch das würde der selbstsüchtigen und knauserigen Gegenwart, — die nur für den Augenblick lebt — eine allzu große Verschwendung scheinen. — Eine an Seltenheiten reiche Tonstücksammlung von sehr bedeutendem Werthe — ihr Eigenthümer, der verstorbene große Rechtslehrer Thibaut soll gegen 20,000 Gulden darauf verwandt haben — ist noch von seinen Erben jetzt weit billiger zu haben. Gibt es keine reichen Liebhaber mehr für solche Schätze? Diese würden einem Könige Ehre machen.

## Ist das deutsch?

Zu den auffallenden Erscheinungen unserer Zeit gehört auch die, daß ein deutscher Fürst eine neue Ehrenmünze, als eine Werthanerkennung für vorzügliche Gelehrte, Künstler ꝛc. schuf und selbe mit einer französischen Inschrift versah, nämlich „pour le mérite“? — Ist das deutsch? — Würden sich die Franzosen, Engländer, Italier wohl dazu verstehen, in einem ähnlichen Falle deutsche Inschrift anzuwenden?

## Weder zur Nachahmung noch zur Aufmunterung.

„Seine Majestät König Ludwig von Baiern beauftragen den Unterzeichneten, Ihnen auf Ihr unterm 3. September 1850 übersendetes Schreiben unter Rücksendung der drei Probeblätter zu erwiedern, daß Seine Majestät auf Herausgabe von Zeitschriften ꝛc. nicht zu subscribiren

pflegten, auch sonst nichts hiezu beitragen könnten, da dergleichen Gesuche zu viele kämen *).

Indem ich mich dieses allerhöchsten Auftrages hiemit entledige ꝛc."

München, 26. September 1850.

Riedl,
Hof-Sekr. Sr. Maj. des Königs Ludwig.

## Eine Allee von kolossalen Sphinx-Statuen.

Diese Worte stehen in einer berühmten Weltgeschichte für das deutsche Volk — (das soll wohl heißen Völkergeschichte). — Abgesehen davon, daß man unter Alleen meistens nur Baumgänge versteht, hätte man diese Häufung von Fremdwörtern dem deutschen Volke dadurch ersparen können, wenn man dafür gesagt hätte: „Eine Doppelreihe von riesengroßen Sphinx-Standbildern."

## Verwechselungen.

Ein Dienstmädchen wurde in die Leihbücherei von ihrer Herrin geschickt, um etwas Schönes zu holen. Sie verlangt **Feuer** und **Schwert** — der Buchwart weiß aber schon aus Erfahrung, daß Körner's Leier und Schwert gemeint sei. Ein andermal soll das schöne Kind ein Buch mit allzu großer Aufschrift holen — da verlangt sie „**den kurzen Jedoch**," weil sie meint, das sei der Name des Verfassers. Das Ganze hieß aber: „Maiers kurzer, jedoch gründlicher Unterricht in der Kochkunst."

*) Jenes wäre höchst auffallend, und dieses ist höchst unwahrscheinlich; denn an 2 Gl. 24 Kr. geht kein König zu Grunde.

## Seltene Leichenfeier.

In der Reichsstadt Isny soll folgendes Wettgesangstück im Jahr 1785 bei einer vornehmen Beerdigung aufgeführt worden sein. Der Mann singt: „Ich habe einen guten" — die Frau aber erwiedert: „Es ist ein elend jämmerlich Ding" — dann löst sich das Räthsel ganz erbaulich. Der Mann singt: — Kampf gekämpfet"; die Frau: „um aller Menschen Leben." So wurde oft in der Tonkunst ehemals die Spannung rege gehalten.

## Fremdwörter-Schnacken.

Eine Frau von Stande wollte das Wort Roman von Rheims herleiten, weil dort das vom Himmel gefallene Oelfläschchen aufbewahrt wird, das zwar die Könige Frankreichs salbte, aber keine französischen Geschichtdichtungschreiber.

Jemand wollte einen vorzüglichen Saitenspieler, der ganz trefflich aus dem Stegreife einen Satz durchführte, über alle Maßen loben und rief entzückt aus: „Bei Gott, dieser Mann **phantasirt** Alles mir nichts, dir nichts, vom Blatte hinweg!"

Ein Handwerker sagte in einem Bierhause zu seinem Nachbar: „Das Bier hat doch erstaunlich wenig **Instanz**" (statt Substanz, Gehalt). Dieser erwiederte: „Das kommt eben daher, weil es zu viel Wasser und zu wenig Malz und fast keinen Hopfen hat und ein wahres Bild unserer Zeit ist. Dafür hat der Herr des Hauses desto mehr Instanz und Prästanz — so versöhnen sich überall die Gegensätze. Trink nur fröhlich das gesottene Wasser, Bruder — und sei fein wohlgemuth — und rühre Dich nicht, Bruder!"

Während des letzten Feldzuges in Kurhessen kamen viele Mannschaften durch Franken und wurden meistens von den Landgerichten vorher angesagt. Für ein kleines Dorf lautete eine solche Anzeige auf 60 Mann Oesterreicher zur **Cantonirung.** Das war undeutlich geschrieben und der Vorsteher las **Condemnirung.** Also wären sie verdammt zur Strafe in diesem Orte zu bleiben. Man sann hin und her, was diese Leute wohl begangen haben mußten, bis endlich ein Fremder ihnen erklärte, sie seien nur zu längerem Aufenthalte hier, als ihrem Standorte, bestimmt.

## Buchanzeige.

Da in Bälde von dem Herausgeber der deutschen Eiche ein nach eigenen Grundsätzen bearbeitetes und vorzüglich auf die Anwendung im Sprechen und Schreiben berechnetes **Fremdwörterbuch** erscheinen wird: so machen wir alle Freunde der Reinsprache darauf um so mehr aufmerksam, als bis jetzt noch immer ein solches Werk fehlt, indem die vorhandenen mehr zum Verständniß, zur Erklärung und Umschreibung der Fremdwörter dienen, als zum eigentlichen Sprech- und Schriftgebrauch. Der Preis wird so billig als möglich gestellt werden.

## So ging es einst Göthe und Schiller.

Beide wollten 1795 die „Horen", eine Zeitschrift, herausgeben, welche alles früher Vorhandene dieser Art verdunkeln und die Ersten der Volkheit um einen gemeinsamen Mittelpunkt versammeln sollte. Kant, Fichte, Humboldt, Garve, Klopstock, Herder, Jakobi, Engel, Matthison, Schlegel wurden zu Mitarbeitern ausersehen. Und doch konnte sich diese Zeitschrift nur 2½ Jahre mit Noth halten. Man mußte sich bald herablassen und für leichte Waare sorgen, und man verlor so die erste Richtung ganz aus den Augen. Nach doppelter Seite hin täuschten

ſich die Herausgeber. Nach der Seite der Schriftſteller hin ſchien es, als ob des Guten für eine ſo enge Zeitſchrift nicht hinlänglicher Vorrath wäre; manches Mittelmäßige mußte aufgenommen werden, um die Lücken zu füllen. Nach der Seite der Leſer legte ſich ihre ganze Urtheilsloſigkeit klar und offen an den Tag, indem ſie Göthe'n zuſchrieben, was von Engel, und Schiller'n, was von Woltmann herrührte. Der Abſatz entſprach den Erwartungen **nicht** und ſo **ging ſie wieder ein.**

## Allgemeines Schickſal.

Ein Stern nach dem andern ſinkt an dem Geſichtskreiſe der Zeit hinunter. So nimmt der gemüthliche und am Wohle der Menſchheit theilnehmende Mann von einem Urgedanken nach dem andern — von einer ſchönen Hoffnung nach der andern im Leben Abſchied — bis ihm endlich nichts mehr übrig bleibt — als ſein letztes — ſein eigenes Selbſt und das Vertrauen auf die höhern und ewigen Geſetze, nach denen alles zu ſeinem Ziele geleitet wird. Nur in dem Streben und Ringen beſteht das Menſchenglück, mit dem **Erreichen** oder **Mißglücken** hört das Glück auf, und beide Wege führen zu demſelben Ziele — zum **Ende**, damit wieder etwas Anderes, etwas Neues entſtehen und daraus hervorgehen könne.

## Der Verein für deutſche Reinſprache und die Gründung dieſer Zeitſchrift.

Welch eine ſchwierige Aufgabe es iſt, in Deutſchland etwas Neues — nicht aus der Fremde Hergeholtes — ſondern etwas Eigenes aus deutſchem Grund und Boden Hervorgegangenes zu pflanzen und zu verbreiten, das wird man aus Folgendem erſehen.

Zuerſt errichtete der Herausgeber dieſer Zeitſchrift mit großer Mühe und mancherlei Aufopferungen den Verein

für **deutsche Reinsprache**, der sich nach und nach bis über 1000 Mitglieder in 172 Ortschaften hob. Allein diese Mitglieder leisteten keine Geldbeiträge, zahlten nicht einmal Eintrittsgeld, sonst wären ja die meisten nicht zum Zutritte zu bewegen gewesen, da ohnedies viele sonst ehrenwerthe und berühmte Männer den Beitritt aus eiteln, nichtigen, ja kleinlichen Gründen verweigerten. Er baute den Verein auf, in der Hoffnung, daß sich viele andere gebildete und wissenschaftkundige Männer der Sache thätig und mit Eifer annehmen würden. Doch blieb ihm allein alle Sorge und Arbeit überlassen, indem Andere ihren Geschäften oblagen und ihm nur Wenige ihre regere Theilnahme bezeugten. Doch das störte ihn nicht, unverdrossen dem hohen Ziele zuzueilen.

Um dem Verein einen Halt, ein Blatt zur Mittheilung und Besprechung zu geben, gründete er die **deutsche Eiche**, — eine Zeitschrift zur Förderung deutscher Gesinnung, Gesittung und deutscher Reinsprache, deren Verlag er zugleich übernahm. Auch hiebei zeigten Viele keine Theilnahme und er wurde nur von einer kleinen Anzahl aus der Nähe und Ferne mit Beiträgen eifrig unterstützt, in Gestalt von Briefen und kleinern und größern Aufsätzen, wofür er ihnen hiemit herzlich dankt. Sie alle haben, wie er, uneigennützig und sogar mit Opfern, fern von Ansprüchen auf Belohnung, gearbeitet, vor allen das edle Schwesternpaar, Hedwig und Eleonore, die sich in dieser Zeitschrift durch ihre Aufsätze ein bleibendes Denkmal ihrer ächtdeutschen Gesinnung und vorzüglichen Geistesbildung gesetzt haben. Auch Freiherr von Hammer-Purgstall in Wien und Luckenbacher in Frankfurt haben zur Deckung der Druckkosten, wie Hedwig und Eleonore, großmüthige Beiträge geliefert.

Um die Sache auswärts bekannt zu machen und in Deutschland überall Freunde und Abnehmer zu gewinnen, ließ der Herausgeber die Anzeige auf eigene Kosten in 22 Zeitungen einrücken. Niemand wird also sagen können, daß die gebildete Lesewelt Deutschlands nicht in Kenntniß von dem Dasein dieser Zeitschrift gesetzt worden sei. Man ersah es auch daraus, daß wohl einzelne Bestellungen aus großer Ferne

eingiengen, wie von Wien, Prag, München, Leipzig, Genf, Chur, Petersburg, Ratibor u. ſ. w. aber nur ſehr wenige. Die Leſegeſellſchaften, die gelehrte und gebildete Welt nahmen ſich der Sache gar nicht an. Wenn nur 20 größere Städte ſich ſo im Verhältniſſe wie Heidelbergs Bewohner daran betheiligt hätten, ſo wäre ſie für die Zukunft geſichert geweſen.

Alle Leute ſchreien über den Mißbrauch, der mit den Fremdwörtern getrieben wird; und wenn man demſelben mit Ernſt und Kraft entgegenarbeiten will, ſo findet man faſt gar keine Unterſtützung. Wenn alſo dieſes zum Beſten der Sprache und des Volkes begonnene Unternehmen nicht Fortgang findet, ſo ſcheitert es nur an der Schlaffheit, an der Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit der Gebildeten und Gelehrten ſelbſt, welche ihre Sprache noch nicht genug zu kennen und zu würdigen ſcheinen, welche die **Volksbildung** eben ſo wenig von dieſer Seite ins Auge faſſen und die ihre Fremdliebe nicht den wichtigern und höhern Angelegenheiten des Vaterlandes aufopfern wollen. Die Nachwelt wird darüber urtheilen!

Wer ſpäter dieſe Blätter lieſt, der bedenke, daß ſie im Kriegszuſtande des Jahres 1850 und 51 erſchienen; daß dies aber die einzige Zeitſchrift war, von welcher der große Hammer-Purgſtall ſagte: „Mir war beim Durchleſen derſelben, als ob ich in einem Eichenhain ginge, wo mich von allen Seiten die reinſte Luft anwehte.“ — Nochmals herzlichen Dank Heidelbergs Bürgern und Einwohnern und allen edeln Abnehmern und Freunden in der Nähe und Ferne, welche unſer Unternehmen wohlwollend unterſtützten! D.·. H.·.

## Deutſchlands Bevölkerung und die deutſche Eiche.

Man ſollte glauben, eine Zeitſchrift, die ſich der entſtellten und mißhandelten Sprache annehme, welche deren Reinheit und Schönheit herzuſtellen ſich zum Ziele ge-

ſetzt hat, ſollte auch bei vielen — ja bei ſehr vielen Deutſchen Anklang finden. Allein das iſt nicht der Fall. Bei weitem der größte Theil der Deutſchen weiß gar nicht einmal, daß eine ſolche Zeitſchrift vorhanden iſt, kennt nicht einmal den Namen derſelben, noch viel weniger weiß er von der Sache und dem ſchönen Zweck etwas.

Der größere Theil iſt in Sorgen und Noth, in Arbeit und Mühſeligkeit verſunken und kann ſich kaum der Laſt und der Drangſalen erwehren, um nur ſeine täglichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Die kleinere Zahl der Gelehrten und Gebildeten will von einem ſolchen Unternehmen nichts hören und nichts wiſſen, weil ſie glauben es ſei unmöglich, etwas damit zu leiſten und man könne einmal nichts beſſern an der Sprache — man müſſe ſie ihrem traurigen Schickſale der Fremdwörterherrſchung völlig überlaſſen. Die Zeitungs- und ſonſtige Tagſchriftſteller nehmen ſich aus Mangel an Zeit, an Kenntniß, an Uebung u. ſ. w. der Sache auch gar nicht an; ſo bleibt ſie nur der kleinen Schaar einiger entſchiedener und regſamer Sprachfreunde überlaſſen, welche mit der ganzen Kraft ihrer Kenntniſſe und ihrer Vaterlandsliebe dieſer Richtung dadurch Bahn zu brechen ſuchen. Allein die kleine Zahl kann unmöglich für ſich die Zeitſchrift, ohne Beihülfe und Theilnahme Anderer tragen und halten. Die Nachwelt wird es kaum glauben, wenn wir hier in Umriſſen die Bevölkerung Deutſchlands aufſtellen und darlegen, daß es nicht ſollte möglich geweſen ſein, unter den vielen Tauſenden von Reichen und Begüterten, Gelehrten und Gebildeten nur **einige Hundert** herauszubringen, die ihre Hülfe und Theilnahme einem ſo edlen Zwecke zuwenden wollten. Unter 40,000,000 Deutſchen findet man alſo nicht einmal ſo viele Hunderte, nicht 4000, nicht einmal 400, die noch Sinn für die Reinſprache und deren Förderung beſitzen! — Im Königreiche Preußen halten von 15 Großtauſenden dieſe Zeitſchrift nicht 20 Einzelne; und im Kaiſerthum Oeſterreich mit 12 Großtauſend Deutſchen ſind eben ſo wenig; in Baiern mit 4 Großtauſend ſind nicht 10 Abdrücke, in Hannover, Würtemberg und Sachſen miteinander

nicht 10, die ſie halten; im Großherzogthum Baden allein befinden ſich noch die Meiſten und das ſind kaum über 100. Das iſt ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn bei ſo vielen Großtauſenden Menſchen ſo wenig Theilnahme und Kraftäußerung ſich vorfindet für ihre Sprache, für die Reinigung, Bildung und Förderung derſelben; ſo wenig Sinn für die Volksbildung ſelbſt, welche mit jener in unmittelbarer Verbindung ſteht. Da muß wohl die Sprache mit dem Volke ſelbſt zerfallen und eine Beute des **mächtigern** und **regſameren Auslandes** werden!

## Zum Schluſſe.

Schöner Traum, den ich geträumt — fahre hin! — Verſchwunden biſt du, wie ſo manches andere liebliche und herrliche Traumgebilde — das nimmer in die traurige Wirklichkeit treten konnte! Ja nur im Reiche der Träume iſt der Menſch glücklich und feiert ſeine ſchönſten Stunden irdiſcher Seligkeit — Stunden, die ihn an die Seligkeit der Himmliſchen erinnern. Auch ich träumte eine Weile ſolche Seligkeit, und wollte dem **deutſchen Volke** ſein höchſtes und noch einzig übrig gelaſſenes Gut — ſeine **Sprache** auf eine höhere Stufe der Bildung emporheben — ich wollte beitragen zur Entwicklung und Reinhaltung derſelben und ſo mittelbar zum Wohle und zur Verherrlichung des **Vaterlandes** und des **Volkes** ſelbſt.

Doch die Mächte der Finſterniß, die immer thätig ſind, wo es ſich darum handelt ein Werk des Lichtes zu zerſtören, waren auch hier eifrig geſchäftig, ihr Möglichſtes beizutragen, um ein Beginnen in ſeinem Keime zu erſticken, von dem einſt für Sprache und Volk in der Zukunft etwas Großes, ein herrlicher Aufſchwung zu erwarten ſtand. Wie viel Neues und Schönes hätten wir noch dem Volke aus den Schachten der Wiſſenſchaft und Forſchung vorgeführt, wenn uns das Schickſal es vergönnt hätte. Allein den Gebildeten war unſer Streben ein Aergerniß und den Gelehrten erſchien es als eine Thorheit.

Mag es sein, — wenn auch für einen Augenblick — selbst für Jahre das Gute und Edle in seinem Laufe gehemmt und verzögert wird — nimmer kann es ganz und völlig erdrückt und ausgerottet werden. Immer kommt wieder eine Zeit, wo es sich aufrafft und rastlos mit Kraft seine Bahn verfolgt. So wird es auch mit diesem Gegenstande geschehen, auch er wird später, wenn die Gebildeten und Gelehrten einst eines andern und besseren Sinnes geworden sind; wenn das Volk an Einsicht und Selbstständigkeit zugenommen hat; wenn die Zeiten und die Zustände sich anders werden gestaltet haben, — von Tüchtigeren und Kraftvolleren in die Hand genommen und zum Ziele geführt werden, nachdem die kleine Schaar der Gegenwart ihr Möglichstes versucht hat, um wenigstens in Etwas einen Fortschritt zu wagen und zu erzielen. Möge ihnen dann ihr Beginnen besser gelingen und besser gelohnt werden als uns, die wir nur Mühe und Kampf, Anstrengungen und Opfer kannten — aber keine Stimme des Dankes vernahmen. Doch die Herren sagen, es sei noch zu früh zu solchen Unternehmungen, — das **Volk** sei noch **nicht reif** dazu — (oder mit andern Worten die Gebildeten vielmehr zu träge). —

Das mag vielleicht auch so sein — nun, so mögen wieder Jahrzehnte vorüberfließen, ja ein halbes Jahrhundert — möge dann der **rechte Zeitpunkt** wahrhaft eintreten, um den schönen **Urgedanken** der **Reinsprache** zu verwirklichen! — vielleicht ist es aber dort dann — **zu spät!**

**D.·. H.·.**

---

☞ **Wenn gleich diese Zeitschrift für jetzt eingeht, so besteht der Verein für deutsche Reinsprache dennoch fort, und jene wird wieder ins Leben treten, sobald mehr Sinn und Theilnahme dafür sich kund gibt. Freie Briefe von Mitgliedern und Freunden dieser Sache werden uns stets angenehm sein.**

**Der Herausgeber.**

# Mitglieder des Vereins für deutsche Reinsprache.

681 Karl Keller in Heidelberg.
682 Peter Radinger in Heidelberg.
683 Elise Radinger „ „
684 J. Hemmen in Rastatt.
685 Friedr. Stoltze in Frankfurt.
686 J. P. Schröter „ „
687 J. Hillebrand in Bingen.
688 J. Fries in Frankfurt.
689 Ph. Franck in Heidelberg.
690 G. v. Belsen in Cleve.
691 Leobrecht Wolff in Heidelberg.
692 J. Bamberger „ „
693 H. Wolff „ „
694 A. Weigant „ „
695 P. F. Penner „ „
696 K. Säger in Villingen.
697 G. Franck in Heidelberg.
698 L. Wolff „ „
699 Julius Wüstenfeld in Hamburg.
700 Emilie Wüstenfeld „ „
701 Bertha Traun „ „
702 G. Reichard in Heidelberg.
703 W. Keppler in Konstanz.
704 Ph. Hofacker in Bräunlingen.
705 Rieble „ „
706 K. Dangeleisen „ „
707 J. Dangeleisen „ „
708 Adolf Stutz in Hüfingen.
709 L. Unold „ „
710 J. Stuckle „ „
711 M. Frei „ „
712 A. Ganter „ „
713 J. Sulzman „ „
714 J. Hilly „ „
715 J. Gramm in Geisingen.
716 Fidel Reich in Allmendshofen.
717 F. Rassna in Donaueschingen.
718 S. T. Oelschlegel in Heidelberg.
719 Fr. Oelschlegel „ „
720 Friedr. Schreiber „ „
721 Theodor Schreiber in Jena.
722 Speidel in Langenbrand.
723 Schlauch „ „
724 E. G. Wider in Waldmichelbach.
725 Brodschall in Hüfingen.
726 J. F. Wüstenfeld in Rüdesheim.
727 J. G. Zwicker in Heidelberg.
728 Friedr. Zwicker „ „
729 Ph. J. Blatz „ „
730 K. Sattler „ „
731 Wilh. Neff „ „
732 Lichterfeld in Mannheim.
733 Joh. Schäfer in Buchen.
734 Wr. G. Weber in Heidelberg.
735 Fr. Barth in Wiesbaden.
736 Fritz Pfitzenmaier in Baiknang.
737 Louis Spitzer in Heidelberg.
738 H. Sulzer „ „
739 C. M. Anderst „ „
740 Wr. Rau „ „
741 L. Waßmannsdorf in Heidelberg.
742 Julius Kühn in Mannheim.
743 Oskar Lösch in Kenzingen.
744 Eduard Zehr in Bruchsal.
745 K. Nebenius „ „
746 L. Lehr in Heidelberg.
747 C. Weldert in Idstein.
748 Phil. Hormuth in Heidelberg.
749 Wr. Cl. Dennemann in Heidelberg.
750 H. Kühner in Heidelberg.
751 B. Kieser in Buchen.
752 H. A. Wolff in Heidelberg.
753 L. Nößler „ „
754 M. Nößler „ „
755 S. Rabat in Posen.
756 E. Schuhmacher in Heidelberg.
757 Fr. Korn in Durlach.
758 Ph. Ebener „ „
759 Leopold Rühl in Pforzheim.
760 Joh. Birle „ „

Schomburg